Westfalens Sagenbuch



Die schönsten Sagen der Roten Erde

ausgewählt von

Wilhelm Uhlmann-Bixterheide


THE PENNSYLVANIA STATE UNIVERSITY
1855

Westfalens Sagenbuch

Druck von Fr. Wilh. Ruhfus in Dortmund

Westfalens Sagenbuch

Die schönsten Sagen der Roten Erde

Ausgewählt von

Wilhelm Uhlmann-Bixterheide

Vierte, erweiterte Auflage
(4.—8. Tausend)



1 9 2 2

Verlag von Fr. Wilh. Ruhfus in Dortmund

Vorwort.

„Westfalens Sagenbuch" will ein Volksbuch sein und es wendet sich darum in der Gliederung und Darstellung an das Volk. Für unmittelbar gelehrte und wissenschaftliche Zwecke ist es nicht gedacht. Das schließt natürlich nicht aus, daß auch der gelehrte Sagenforscher zu seinem Rechte kommt, soweit volkskundlicher und kulturgeschichtlicher Wert der westfälischen Sage hierbei bestimmend sind.

Das Volk unterscheidet nicht und will bei dem von seiner Seele Geschaffenen auch nicht unterscheiden, ob es an die Natur selbst oder an eine Erscheinung, ein Geschehnis in ihr oder an ein geschichtliches Ereignis anknüpft, kurz, die Gliederung nach Volkssagen oder geschichtlichen Sagen ist ihm ebenso wesensfremd wie der Sage selbst. Die Sage ist da und lebt und webt in der Empfindungs- und Anschauungswelt des Volkes nur auf dem Boden, aus dem sie geworden ist und der sie trägt. Aus dieser Grundanschauung erklärt sich die Gliederung, die Westfalens Sagenwelt in dem vorliegenden Buche erhalten hat.

Bei der Auswahl ist die kennzeichnende Schönheit und Eigenart der Sage, dieses ursprünglichsten Werkes der dichtenden Volksseele, ausschlaggebend gewesen. Wo die Volksseele aber weiter schuf und weiter gab an die Späteren durch den Mund eines ehrlich Berufenen, da schien mir diese Sprache der beste Mittler für die unerschöpfliche, Zeiten überbrückende Kraft der gestaltenden Volksdichtung. Und darum findet sich in diesem Buche inmitten der vielleicht bescheidensten geheimnistiefen Erzählungen, an denen womöglich Geschlechterreihen geschaffen haben, die eigenbewußte, kraftvolle Form der Gestaltung des Stoffkerns durch den Dichter.

Darum spinnen hier neben und mit den Ungenannten und Ungekannten, die lange vor ihnen die



seltsame Erscheinung, das geheimnisvolle Geschehnis im Waldesdunkel und auf schroffer Bergklippe, in Moor und Heide, das Wunderbare in Kirche und Kloster, in Burg und Hof von Mund zu Munde getragen haben, es zum ersten Male aufzeichneten in seiner Ursprünglichkeit, es weitergaben, — neben und mit ihnen spinnen Wolfgang Goethe und Annette v. Droste, Adelbert v. Chamisso und Friedrich Kampmann den Faden undurchsichtiger Zeiten in ihrer Weise weiter fort. Sie sind einander wert und stehen darum mit- und nebeneinander auf diesen Blättern.

Aus alten, vergessenen und neuen, noch unbekannten Quellen ist hier geschöpft und zusammengetragen.

Mögen alle die dieser Blätter froh werden, die mit mir des Glaubens sind, daß nur der Boden der Heimat die Kräfte der Seele freimacht, aus denen der starke Wille für die deutsche Zukunft wachsen soll!

Dortmund, im November 1920.

Zur vierten Auflage.

Der ungewöhnliche Erfolg dieses Buches beweist, wie schnell und wie sehr die getroffene Auswahl den Weg ins westfälische Volk gefunden hat.

Einer Anregung folgend, habe ich gleichwohl einige weitere Sagen hinzugefügt und erbitte auch für das erweiterte Buch den Willkomm aller Westfalen in Heimat und Fremde.

Dortmund, im Frühling 1922.

Inhalt.

Land und Volk.

Seite

Die Erschaffung des ersten Westfalen 3
1)*Der Sachsen Ursprung 4
*Das weiße Sachsenroß 5
Die Westfalen und der Teufel 6
*Wie die Westfalen umherkommen 7

Aus des Münsterlandes Heide und Moor.

*Der Knabe im Moor 13
Der Hochjäger 14
Der wilde Jäger und der Schneider 15
Jungfer Eli 16
Der Teufel in der Davert 17
Die beiden Freischützen 18
Der Grinken-Schmied 19
Grinken-Schmieds Knecht 20
Grinken-Schmied im Himmel 21
Das Königsgrab und die Urne in der Hohen Warte 21
Der vergrabene Schatz 22
Die Erbauung der Stadt Münster 23
Der heilige Ludgerus 24
Ludgerus und die Gänse 26
Bischof Wolfhelm 26
Der heilige Sueder 27
Das Hufeisen auf dem Überwasserkirchhofe 29
Timphot 29
Die münstersche Judith 31
Bernard von Galens Einzug in Münster 32
Die unterirdische Glocke 32
Der Rentmeister Schenkewald 33
*Die Stiftung des Klosters Kappenberg 34
Der versunkene Bauernhof 37
Bernard von Galen und die Bürger von Lünen 38
Die Wundertropfen von Lünen 39
Etwas von dem, was die lieben Nachbarn den Beckumern nacherzählen:
1. Der Beckumer Krebs 40
2. Die Mäuse zu Beckum 41

Seite

3. Die Beckumer besäen einen Acker mit Salz 42
4. Der Beckumer Mitleid mit einem armen Nußbaume . . . 44
Der robberige Siegenbuck 46
Das Kruzifix zu Stromberg 46
Up'n Dauden 47
Die Hünen bei Haltern 49
Die Sage vom Steinberg 49
Die Düwelsteene bei Heiden 51
Das Grabmal des Zigeunerkönigs in Borken 52
*Ein Kleid von englischem Laken 52
*Der Schloßelf 54
Burg Bentheim 56
Der „Herrgott von Bentheim" 57

Von den Hängen des Osning und der Weser.

Das heilige Meer 61
*Die Dörenther Klippen und das hockende Weib 61
Die Slopsteine auf dem Halerfelde und dem Rodenberge 62
„Lat apen!" 62
Die heilige Reinhildis 63
Die Hexenküche zu Tecklenburg 65
Die große Grete zu Tecklenburg 66
Der „iserne Biabaum" zu Lengerich 67
Das Meerweib zu Icker 67
*Tu es lieber nicht 68
Der Ravensberg 70
Die Linde auf dem Markte zu Halle 72
Das Haus zu Halle und der Turm zu Bockhorst 72
Das Kirchspiel Dornberg 73
Die Riesen auf dem Sparrenberge und dem Ravensberge 74
Der Sparrenberg. 75
Der Schmied von Bielefeld 75
Die Gründung der Abtei zu Herford 77
Die Vision zu Herford 78
Der Schatz in Wiedenbrück 79
*Wat dhaist du hier? 80
Die Externsteine 82
Das Kloster zu Blomberg 85
Die Karlsschanze bei Altenbeken 86
Seltsame Brunnen 86
Der heilige Liborius:
I. 87
II. 87
III. 88

Seite

Bischof Meinwerk 89
Der Dombaumeister von Paderborn 90
Der Brunnen im Dome zu Paderborn 91
Die Domherrenuhr 93
Der Marienbrunnen 93
Das Feuer im Kloster Abdinghof 94
Graf Erpo von Padberg 95
*Das Fegefeuer des westfälischen Adels 96
Die dreieckige Wevelsburg 99
Kloster Bödeken und seine Entstehung 101
Was den Kleinenbergern angedichtet worden ist:
1. Wie die Ratsherren von Kleinenberg ihre Füße wiederfanden 102
2. Wie die Kleinenberger Holz fuhren 103
3. Vom städtischen Galgen in Kleinenberg 103
4. Kleinenberger Pferdeeier 104
Kloster Gehrden 104
Hans von Dringenberg 105
Der Schatz bei der Linde 107
Der Deesenberg 108
Kaiser Karl in Herstelle 109
Moritz von Falkenberg und Gustav Adolfs Tod 109
Der Trompetersprung 110
Das Bild auf Schloß Rheder 111
Das Fräulein von Willberg 112
St. Viti Gaben 113
Engel und Lilien. 114
*Die weiße Lilie von Corvey. 115
Die Taube von Hözter 116
Der Köterberg 117
Das Kloster Marienmünster 118
*Das Hochamt um Mitternacht 119
Die Rosen von Lügde 120
Der Hünenkönig und seine Tochter 121
Die Zwerge und der alte Hermann im Hermannsberge 123
Das Münkenloch 125
Die Violine des Hexenmusikanten 126
Der Kobold in der Mühle 126
Die Weserfurche 128
Der Weserdurchbruch 128
Die Entstehung der Westfälischen Pforte 129
Die Dutten im Mindener Walde 130
Der Martinshahn in Minden 131
Bischof Volmarus und der heilige Gorgonius 131
Der schwarze See und Bischofsfang 132



Seite

Der Farnsamen 132
Der Nonnenstein 133
Burg Limberg 134
Vom alten Herzog Wittekind:
1. Wittekinds Flucht 136
2. Die Roßhufquelle auf dem Wittekindsberge 137
3. Wittekinds Taufe 138
4. Wittekind als Christ 139
5. Wittekind im Alter 140
6. Wittekind in der Babilonie 142
7. Wittekinds Begräbnis 143
8. Wittekinds silberne Wiege im Reineberge 144
9. Wittekinds Grab und Gedächtnis 145
Die Hohen Steine 145
Die Sage von Petershagen 145

An den Ufern der Lenne und der oberen Ruhr.

Der Donnerbrunnen auf Hohensyburg 149
Elfische Schmiede 150
Der Goldberg bei Hagen 150
Das Erdmännchen im Schleifkotten 152
Die weißen Jungfrauen von Harkorten 152
Vom Kloster Gevelsberg 152
Hilgenpot 153
*Der Ritter von Dahl:
I. 153
II. 154
Die Schanhollen 156
Die Sage vom Kollberg 157
Das Hünentor 157
Der niesende Riese 159
Der Raubritter Humpert 159
*Das Brunnengespenst zu Elsey 160
Pater und Nonne am Burgberge zu Östrich 161
Wittekinds Burg bei Iserlohn 162
Der Riese Bremer 163
Die Dueke-Moer 163
Zauber und Gegenzauber in Hemer 164
Das Heitmännchen 165
Das Mädchen von Lünschede und die Schlange 166
Die Hünen auf dem Witzberge 167
Burg Altena 168
Der heilige Einhart 169
Der Ritter Diethelm vom Junkerenberg 170



Seite
Der Ritter von der Isenburg 176
Kleine Geschichten und Sagen aus den letzten Zeiten der Burg Pungelscheid 181
Kattfillers un Pannenklöppers 187
Die Glocke zu Attendorn 188
Das Hillertsloch 189
Der Schloßberg bei Winterberg 191
Die Gründung der Stadt Brilon. 191
Eulenspiegel in Brilon 193
Die Zerstörung der Irmensäule 194
Die Velmeder Höhle 201
Kloster Fröndenberg 202
Sagen aus dem Flußgebiet der Hönne:
1. Der Zwerg von Volkringhausen und das Hirtenmädchen. . . 205
2. Burg Klusenstein 207
3. Wie das Felsenmeer entstand 211
4. Der Werwolf und der Bauer 214
Der Werwolf in Ergste 216
Das verwünschte Schloß bei Schwerte 217
Der Mann mit dem Grenzsteine 218
Der Teufel als Onkel 219

Von der Lippe zur Haar.

Die Gründung von Lippstadt 223
Die heilige Ida 224
*Der Totentanz. 226
Ritter Themo, der Würfelspieler zu Soest 228
Die Mutter Gottes in Soest. 232
Der Schatz von Soest 234
Die Schlacht am Birkenbaum 235
Der Mann mit dem eisernen Halsbande 236
Der eiserne Stuhl an der krausen Linde bei Hamm 239
Die beiden heiligen Ewalde 240
Der Leichnam des heiligen Reinoldus 243
Der hartherzige Bäcker zu Dortmund. 244
*Das Totengericht 247
Die Stiftung des Klosters Herdecke 248
Die Wittewiwerskule 249
Die weißen Jungfern am Hohenstein 250
*Der Junker von Volmarstein 250
*Herr Reck und seine Dame 252
Der Teufel auf Volmarstein 255
Der gefangene Erzbischof in Blankenstein 255
*König Goldemar 257
*Meister Fickfeck 258



Aus dem Siegerlande und aus dem Lande Wittgenstein. Seite

Frau Agnes 263
Johann Hübner 264
Woher der Hickengrund seinen Namen hat 266
Die Sage von der heiligen Irmgart 267
Der Kindelsberg 270
Der törichte Bergmann 272
Die Gnadenglocke 274
Untergang der Stadt Altenberg 276
Woher der Name „Wildermann" rührt 277
Der Goldbrunnen 278
Die Kirche auf dem Marienberge 279
Das stumme Loch 281
Der Schatz für die Armen 283
Das Wilnsdorfer Schloß 285
Von dem Heinzelmännchen auf der Grube Hoffnung 288
Der wilde Jäger zu Schüllar 290

* * *

Quellen 292

1)* Die mit einem * versehenen Sagen sind dichterische Bearbeitungen.

Land und Volk

Die Erschaffung des ersten Westfalen.

Als Christus der Herr noch auf Erden wandelte, kam er mit dem Apostel Petrus einstmals durch die Eichenwälder Westfalens. Das Land war schön und fruchtbar, aber noch gänzlich unbewohnt und darum öde. Deshalb sprach Petrus zum Herrn: „Willst du nicht einen Menschen machen, der dieses Land bewohne?" Christus war nicht sofort geneigt, dem Wunsche des Jüngers zu willfahren. Als dieser jedoch wiederholt darum bat, das Land mit Menschen zu bevölkern, stieß der Herr mit seinem Fuß an einen vor ihm liegenden Erdklumpen und sprach: „Werde ein Mensch!" Da begann der Klumpen sich zu regen, und aus ihm hervor wuchs ein großer starker Mensch. Der fuhr den Herrn mit den Worten an: „Wat stött hei mi!" — So wurde der erste Westfale erschaffen.

Der Sachsen Ursprung.

Im Urwald ragt der Fels, sein moosig' Haupt
Vom tausendjähr'gen Eichbaum überlaubt:
Die knorr'gen Wurzeln wühlten längst sich ein
Mit zäher Kraft ins starre Felsgestein;
Von höchster Kuppe schaut des Adlers Horst,
Tief unten hauset Bär und Ur im Forst.

Der wilde Sturm fährt ob des Berges Kamm:
Das Laub zerstäubt, nicht bebt der Eiche Stamm;
Des Himmels Feuer splittert das Geäst;
Die Krone sinkt, der Eiche Schaft steht fest. —
Doch in dem Felsen dröhnt's wie dumpf' Gewirr
Von Stimmen, wie von Waffen dumpf' Geklirr.

Im Osten graut der Tag —, ein Sonnenstrahl
Flammt zündend auf, trifft Eich' und Fels zumal!
Da kracht der Fels, er klafft zum weiten Riß,
Scheu vor dem Licht entweicht die Finsternis.
Und aus dem zack'gen Tor zum Tage dar
Stürmt hochgewachsen eine Männerschar.

Die Linke hält den Bogen samt dem Pfeil,
Die Rechte schwingt ein wuchtig steinern Beil,
Das Auge sieht, vom Bann der Nacht befreit,
Zum erstenmal die Welt — so frei, so weit!
Dreist fliegt der Blick umher, voll Drang zur Tat:
Ins frische Leben sucht der Fuß den Pfad.

Von wilden Rossen braust heran ein Hauf:
Die Männerschar hat ihn ereilt im Lauf.
Hinauf! Die Mähne fliegt, die Nüster schnaubt,
Das Auge blitzt, hoch trägt der Mann das Haupt:
Und in die Nacht des Waldes sprengt der Troß —
Der erste Sachs, das erste Sachsenroß!

Gisbert Freiherr von Vincke.

Das weiße Sachsenroß.

Es jagt der Sturm im grünen Wald,
Er reitet und zwängt der Eichen Wucht;
Die alte Weser muß ihre Wellen
Vor Zorn und Angst am Fels zerschellen,
Und vom Gebirg' und aus der Schlucht
Des Donners Siegesrufen hallt.

Ein fränkischer Mann, gar müd und still,
Verlassen irrt im fremden Land;
Die Glieder brechen ihm fast zusammen,
Doch löscht ihm nichts des Auges Flammen.
Da steht ein Hüttlein an dem Strand:
„Hallo, ein Fremder Obdach will!"

Ein Sachse, hoch, mit stolzem Blick,
Sieht lang und fremd den Franken an:
„Kommst du, um Gastfreundschaft zu bitten,
So bist du sicher in Sachsenhütten." —
Da trat den Herd der Franke an,
Er nahm den Becher und gab ihn zurück.

Sie sitzen ernst am heil'gen Herd,
Sie sehen schweigend einander an,
Und staunend bewundert immer wieder
Ein jeder des andern Heldenglieder.
Da hebt zuletzt der Franke an:
„Bei Gott, wir sind einander wert!

Wenn solcher viel das Sachsenland
Zum Kampf gen unsern König stellt,
So möchte Karol bitter klagen,
Daß Sachs' und Frank' noch Schlachten schlagen!"
Da führt aufs regengrüne Feld
Hinaus der Sachs' ihn an der Hand.

Ein weißes Roß, gar stark und schön,
Sprang auf der freien Weide frei.

„O, laß das schöne Roß uns fangen!"
So sprach der Franke mit Verlangen. —
„Wohl auf mein Locken kommt es frei;
Gefangen hat's noch keiner gesehn."

Und wie er es gerufen mild,
Da kommt es lustig wiehernd nah
Und bäumt die schlanken Vorderfüße
Und bringet seine besten Grüße.
Da spricht der Sachse: „Siehe da,
Das ist des Sachsenvolkes Bild!"

Der Franke reichet ihm die Hand:
„Das war ein Wort zu rechter Zeit!
Du sollst von fränkischer Großmut hören
Dem Kampf der Völker will ich wehren.
Du, denke dieser Stunde heut:
„Ich bin der König Karl genannt!"

Der Sachse reichet ihm die Hand:
„Hast fränkische Großmut du genannt,
So lern auch Sachsentreue kennen!
Ich will dir deinen Gastfreund nennen:
Herr Karl, du bist in mächt'ger Hand;
Ich bin der Wittekind genannt!"

Da rief der Karl: „Ja, treu und frei!
Das edle Roß, das ist dein Bild.
Nun soll der goldne Friede tagen,
Du sollst die Herzogskrone tragen!
Das weiße Roß, das führ im Schild;
Für ewig sei es treu und frei!"

Max von Oer.

Die Westfalen und der Teufel.

Als Satan einmal vor den Herrn trat, fragte ihn der Herr, woher er käme. Satan antwortete, er habe sich auf der Erde umhergetrieben. Sprach wiederum der Herr: „Hast du auch

das Westfalenvolk gesehen, das harte, unbekehrbare und allen Gläubigen so lästige?" Und Satan: „Ei, jawohl hab' ich es gesehen; wenn du es aber mir gäbest, dann sollte es dir nicht mehr zu Last fallen!" „Nun, ich geb' es dir, doch unter der Bedingung, daß du es aus der Welt hinausschaffest." Da ging Satan vergnügt und froh hinweg und richtete einen großen Sack her, in den er alle Westfalen steckte und dann in die Luft flog, um sie aus der Welt fortzuschaffen. Als aber diesen die Sache verdächtig vorkam, begannen sie zu knurren und bereiteten ihrem Träger so viel Last, daß er vor Müdigkeit auf einem Berge den Sack niedersetzen mußte. Kaum fühlten sie sich wieder auf festem Boden, als sie alsbald den Sack zerrissen und davon flohen, daß keiner seines Nächsten mehr gedachte, und so ist es gekommen, daß sie in alle Welt zerstreut wurden. Als aber Satan wieder zum Herrn kam, machte dieser ihm Vorwürfe und sprach: „Nun, was hast du tun wollen? Ich hatte dir die Westfalen gegeben, damit du sie aus der Welt fortschaffen solltest, und du hast sie im Gegenteil über die ganze Erde zerstreut!" Jener aber: „Halt es mir zugute, Herr! Du kennst ja das Volk, wie hartnäckig es ist; weder auf mich, noch auf dich wollen sie hören. Siehe, ich geb' sie zurück in deine Hände; mache mit ihnen, was dir gutdünkt!"

Wie die Westfalen* umherkommen.

Der Kurfürst Erzbischof Theodorich
Von Köln hält große Tafel im Palast,
Und um ihn reiht sich Ritter und Prälat;
Mit Silberschüsseln rennt der Diener Schwarm,
Den Überfluß der Speisen darzureichen,
Aus mächt'ger Kanne strömt in gold'ne Becher
Der gold'ne Rheinwein kühl und unversieglich —
Des Schenken Arm ermüdet vor der Zeit.
Nun lösen sich die Zungen allgemach,
Laut wird der Lärm des Mahls: in Schimpf und Schalkheit

* Siehe Werner Rolevinck: Von der Lage, den Gebräuchen, Tugenden und dem Lobe der Westfalen oder Altsachsen.



Fleucht Wort und Antwort gleich dem Federball.
Still aber sitzt ganz unten an der Tafel
Ein Mönch aus Unna in Westfalenland,
Der lauscht behaglich auf das Spiel der Rede
Und läßt nicht Speis' und Trank vorübergehn;
Dem Kirchenfürsten bracht er heut' ein Schreiben,
So von des Klosters Prior ihm besorglich
Vertrauet ward, da lud ihn Erzbischof
Theodorich als Gast an seine Tafel,
Auf daß des schlichten Bruders staunend Auge
Sich weid' an all der Pracht und Herrlichkeit.
Jetzt ruft dem Mönchlein mit erhob'ner Stimme
Der Erzbischof, und alles schweigt geziemend.
„Des Priors Schreiben," spricht er, „das Ihr mir
Behändiget, erbittet nichts Geringes;
Eh' denn ich Euch bescheide, laßt uns hören,
Ob auch der Rede Gabe wird gepflegt
Von Eurem Kloster im Westfalenlande.
Ihr selbst, vernahm ich, seid umhergekommen
Auf mancher Wanderschaft in fremder Zone,
Das ist des Lobes wert. Ich bin gewiß,
Ihr saht nicht mit des Leibes Augen bloß,
Auch Eures Geistes Blick hat umgeschaut
Und achtsam aufgemerket. Sagt uns denn,
Von allen Dingen, so Ihr nahmet wahr
In diesem oder jenem Teil der Welt,
Was hat am wunderbarsten Euch bedünket?"
Und Ritter und Prälat sie saßen lächelnd
Dem Mönche zugewandt, des Hoffens froh,
Ein ungeschicktes Wort von ihm zu hören.
Der wischt den Mund mit seinem Kuttenärmel,
Dann unbekümmert gibt er so Bescheid:
„Hochwürdigster, zumeist erstaunte mich's,
Wie meine Landsleut' in der Welt zerstreut sind,
Und was sie da viel Seltsames erfahren.
Ich sah wohl manche Länder, aber keins,
Wo ich nicht auch Westfälinger gefunden.

Verwunderlich vor allen andern war
Mir dennoch Einer — um des Ortes halb,
Da ich den Landsmann plötzlich angetroffen.
Beliebt es Euch, bericht' ich das getreu."

Nun saßen alle stumm in Neubegier,
Des Mönches wohlgesetzter Rede lauschend;
Der Kurfürst nickt' ihm Huld, so fuhr er fort:
„Wir schifften eines Tags im Dienst des Herrn
Auf jenem großen Meer, das zwischen England,
Norweg und Sachsen seine Wasser treibt.
Gar feindlich blies der Wind, uns schützten Felsen,
Die steil und nackt aufstiegen aus dem Meer,
Und hier, vermeint' ich, gäb' es keine Spur
Von Christenheit, auch nur von Menschenwesen.
Da hört' ich unsre Schiffsleut', einer sagte:
„„Geht mir! Wo wär's denn möglich, hier zu landen!""
Ein andrer drauf: „„Wo? Beim Westfälinger!""
Dem eignen Ohr vertraut' ich kaum, ich fragte:
„„Wer ist denn der?""—Sie sprachen: „„Wirst schon sehn.""
So zeigt sich plötzlich eine Felsenbucht,
Wir legen an und treten aufs Geklipp,
Der schmale Fußpfad steigt empor im Zickzack
Bis an ein Häuslein, steinbeschwert sein Dach,
Und aus dem Häuslein tritt ein Mann der ruft:
„„Willkommen all'! Ihr klagt um schlechte Fahrt,
Ich klagt' um schlecht' Verdienst — eins hilft dem andern!""
Und bracht' uns Speis' und Trank, so gut er's hatte.
Verwundert fragt ich da denselben Mann:
„„Seid Ihr denn ein Westfälinger? Was treibt Ihr?
Wie kommt Ihr nur hierher? Und wovon lebt Ihr?""
Die Heimat mocht' er wohl am Laut erkennen,
Drum sprach er: „„Wahrlich, Euer Landsmann bin ich,
Aus Borken, so da liegt im Münsterland.
Wie ich hierherkam, weiß ich selber kaum,
Doch nunmehr halt' ich Wirtschaft für die Schiffer,
Was sie mir geben, davon leb' ich denn.""
Nach kurzer Frist verließen wir den Mann,

Denn er verschmäht' es, mit uns heimzukehren,
Weil dort für ihn ein nützlich Schaffen sei
Ich aber bin belehrt seit jenem Tag,
Wie nimmer den Westfälingern das Glück
Ganz abhold ist, wenn sie die Heimat lassen.
Und überall, so weit der Erdball reicht,
In allen Lagen sich versuchen mögen.
Ja, stell' ich mir die nackte Klippe vor,
Umflossen rings von wüster Flut des Meers,
Wo wider Willen nur ein Schiffer landet —
Wer anders hätte nicht viel mehr gebangt,
Vor Hunger dort zu sterben, als gewagt,
Ausharrend seinen Nächsten noch zu speisen?
Und wer ein solches dennoch unternimmt,
Weil nicht die Kraft dem starken Willen fehlt,
Wer, festvertrauend dem allmächt'gen Gott,
Zum Heil des Nächsten sich berufen achtet,
Deß schlichter Sinn ist auch im Kleinen groß —
Mich hat's zum mind'sten so bedünken wollen."

Der Mönch aus Unna schwieg nach diesem Wort,
Und schweigend saßen Ritter und Prälat,
Doch Erzbischof Theodorich sprach also:
„In Frieden ziehet heim, mein würd'ger Bruder,
Sagt Eurem Prior, alles sei gewährt,
Was er erbeten — um des Boten willen,
Denn Euren Spruch erfand ich fromm und klug!"

Gisbert Freiherr von Vincke.

Aus des Münsterlandes
Heide und Moor

Der Knabe im Moor.

O schaurig ist's, übers Moor zu gehn,
Wenn es wimmelt vom Heiderauche,
Sich wie Phantome die Dünste drehn
Und die Ranke häkelt am Strauche,
Unter jedem Tritte ein Quellchen springt,
Wenn aus der Spalte es zischt und singt,
O, schaurig ist's, übers Moor zu gehn,
Wenn das Röhricht knistert im Hauche!

Fest hält die Fibel das zitternde Kind
Und rennt, als ob man es jage;
Hohl über die Fläche sauset der Wind —
Was raschelt drüben am Hage?
Das ist der gespenstige Gräberknecht,
Der dem Meister die besten Torfe verzecht;
Hu, hu, es bricht wie ein irres Rind!
Hinducket das Knäblein zage.

Vom Ufer starret Gestumpf hervor,
Unheimlich nicket die Föhre,
Der Knabe rennt, gespannt das Ohr,
Durch Riesenhalme wie Speere;
Und wie es rieselt und knittert darin!
Das ist die unselige Spinnerin,
Das ist die gebannte Spinnlenor',
Die den Haspel dreht im Geröhre!

Voran, voran, nur immer im Lauf,
Voran, als woll' es ihn holen!
Vor seinem Fuße brodelt es auf,
Es pfeift ihm unter den Sohlen
Wie eine gespenstige Melodei . .
Das ist der Geigenmann ungetreu,
Das ist der diebische Fiedler Knauf,
Der den Hochzeitheller gestohlen!

Da birst das Moor, ein Seufzer geht
Hervor aus der klaffenden Höhle;
Weh, weh, da ruft die verdammte Margret:
„Hoh, hoh, meine arme Seele!"
Der Knabe springt wie ein wundes Reh;
Wär' nicht Schutzengel in seiner Näh',
Seine bleichenden Knöchelchen fände spät
Ein Gräber im Moorgeschwele.

Da mählich gründet der Boden sich,
Und drüben, neben der Weide,
Die Lampe flimmert so heimatlich,
Der Knabe steht an der Scheide.
Tief atmet er auf, zum Moor zurück
Noch immer wirft er den scheuen Blick:
Ja, im Geröhre war's fürchterlich,
O, schaurig war's in der Heide!

Annette von Droste-Hülshoff.

Der Hochjäger.

In uralten Zeiten stand mitten im Walde der wilden Davert, einer großen, wilden Waldheide unweit Münsters, eine mächtige Burg, die Feste Davensberg, von der man gegenwärtig nur noch die Trümmer sieht. Auf dieser Burg lebte vor vielen hundert Jahren ein mächtiger Ritter, der weit umher im Lande gefürchtet wurde, weil er ein rauher, unfreundlicher Mann war, der es mit seinen Untergebenen arg trieb. Überdies

sagte man von ihm, er stehe mit dem Teufel im Bunde und keiner könne ihm etwas anhaben. Die Jagd war seine Hauptbeschäftigung. Tagelang lief er mit seinen Jägern in den wilden Wäldern umher und wenn die Bauern ihm helfen mußten, das Wild aufzutreiben, so behandelte er sie, als ob es seine Hunde wären.

Einstmals fiel es ihm an einem Ostersonntage ein, mit seinen Genossen auf die Jagd zu gehen, und als man ihn warnte, den hohen Festtag nicht zu entheiligen, antwortete er: „Ich will nie in das Himmelreich kommen, wenn ich nicht heute einen Hirsch erlege." Allein sein Frevel blieb nicht ungestraft. Er konnte seinen Schwur nicht lösen und wurde seit dem Tage mit seinen Gesellen in die Davert verbannt.

Sobald der Tag sich neigt, beginnt sein wildes Treiben und Jagen, Hundegebell und ein furchtbares Hallorufen in der Luft; und wie das Volk sagt, wird er nicht eher Ruhe finden, bis der Hirsch erlegt ist, auf den er seine Seligkeit verwettete. In der Davert nennt das Volk ihn allgemein den „Hochjäger". Einige behaupten, daß er bisweilen mit dem Teufel in einer Kutsche spazieren fahre und Karten spiele.

Der wilde Jäger und der Schneider.

Ein münsterscher Schneider saß einmal auf seinem Tische am Fenster und arbeitete. Da fuhr der wilde Jäger mit seinen Hunden über das Haus hin, und es war ein Lärmen und ein Bellen, als wenn die Welt unterginge. Man sagt sonst den Schneidern nach, sie seien furchtsam, aber dieser war es nicht; denn er spottete des wilden Jägers und schrie: „Huhu, huhu, kliffklaff, kliffklaff!" und hetzte die Hunde noch mehr an; da kam aber ein Pferdefuß durchs Fenster hineingefahren und schlug den Schneider vom Tische herab, daß er wie tot niederfiel. Als er wieder zur Besinnung kam, hörte er eine fürchterliche Stimme:

„Wust du met mi jagen,
Dann sast du auck met gnagen!" (abnagen).

Der Schneider aber wird gewiß nie wieder den wilden Jäger geneckt haben.



Jungfer Eli.

In die Davert sind noch viele andere Gespenster und Poltergeister gebannt. Sie dürfen nicht heraus, um so gräulicher durchspuken sie aber darum den Wald. Einer dieser Geister gehörte einer Haushälterin an, die im münsterischen Stifte Freckenhorst vor Zeiten einmal einer frommen Äbtissin diente, aber selbst nichts weniger als fromm war. Sie war vielmehr recht böse, geizig und gottlos und hieß Jungfer Eli. Arme jagte sie mit der Geißel aus der Pforte des Stifts; die Klingel an der Tür band sie fest, daß kein Bettler anläuten konnte; Knechte und Mägde plagte und schalt sie, ließ es auch bei ihnen an Püffen und Schelten nicht fehlen. Jungfer Eli trug ein grünes Hütchen mit weißen Federn. So sah man sie häufig im Garten gehen oder sitzen.

Eines Tages kam eine Klostermagd eilends zum Pfarrer, er möge gleich ins Stift kommen, Jungfer Eli wolle sterben. Der Pfarrer eilte. Sein Weg führte ihn durch den Garten, und da saß Jungfer Eli in ihrem grünen Hütchen mit weißen Federn auf einem Apfelbaum. Wie aber der Pfarrer dennoch in das Haus trat, führte ihn die hochwürdigste Äbtissin an das Bett der Kranken und da lag Jungfer Eli auch hier. Sie schalt und schrie: „Das dumme Mensch hat gesagt, ich wolle sterben, ist nicht wahr, ich will nicht sterben, ich sterbe nicht, ich halt's nicht aus! Geht zum Kuckuck!" — Endlich aber mußte Jungfer Eli doch sterben, sie mochte wollen oder nicht. Als sie starb, zersprang eine Glocke der Abtei, und bald darauf ging Jungfer Elis Spuk durch Küche und Stall, über Treppen und Gänge. Mit Saus und Braus fuhr sie wie ein Wirbelwind im ganzen Abteigebäude herum, ja selbst im Stiftswalde sahen die Holzknechte sie von einem Ast zum andern fliegen. Bisweilen trug sie, wie sie es sonst auch wohl getan, eine schöne Torte aus der Küche nach dem Zimmer der Äbtissin, zeigte sie den Mägden, und bot sie ihnen an, und sagte: „Tort, Tort!" — Wenn nun jene die Torte nicht annahmen, weil sie sich entsetzten, so schlug Jungfer Eli ein Gelächter an, daß die Kannen klirrten, und warf den Mädchen die Torte vor die Füße, dann aber war es immer nichts als ein runder Kuhplappert.

Selbst die Äbtissin blieb nicht ungeplagt. Auf einer Fahrt nach Warendorf wollte Jungfer Elis Geist zu ihr in den Wagen, und jene entging ihr nur mit List, indem sie einen Handschuh fallen, und während Jungfer Eli sich danach bückte, den Kutscher eilends davonjagen ließ.

Endlich berief die Äbtissin die Geistlichen der ganzen Gegend, den Spukgeist zu bannen. Die geistlichen Herren fanden sich ein mit allem Rüstzeug zum Bannen und Teufelaustreiben, und begannen im Herren-Chor der Stiftskirche ihre Zitationen. Da rief eine Stimme: „He pickt, he pickt!" — Und es fand sich, daß sich ein Knabe in die Kirche geschlichen hatte und lauschte. Der Knabe wurde hinausgejagt und schlug draußen ein Höllengelächter an. Er selbst war Jungfer Eli und durch die Herren selbst vom Banne befreit. Doch half ihr das nicht, denn es wurde gleich ein stärkerer Bann angewendet und Jungfer Eli in die Davert gebannt. Alle Jahre einmal fährt der Sage nach Jungfer Eli mit Gebraus und Getümmel, wie die wilde Jägerin, über die Freckenhorster Abtei. Dann wirft sie einige Schornsteine ab und zertrümmert Fensterscheiben. Mit jedem hohen Feste kommt sie der Abtei wiederum einen Hahnenschritt näher.

Der Teufel in der Davert.

Daß außer den vielen Gespenstern und Kobolden auch der Teufel in der Davert sein Wesen treibt, kann uns weiter nicht wundern. Er läßt sich in allerhand Gestalten sehen und erscheint besonders in der Abenddämmerung als ein starker, stämmiger Kerl, der mit großen Schritten und mit ineinandergeschlagenen Armen unter den alten Eichbäumen umhergeht. Zuweilen findet man ihn auch, wie er ganz ruhig auf einem Schlagbaume sitzt. Er tut indessen niemandem etwas zuleide und soll sogar schon mit mehreren Bauern geplaudert haben. Wer ihm aber zu Leibe geht, kommt schlecht weg. Es ist schon mehrmals vorgekommen, daß Bauern, die mit Knüppeln auf ihn losgehen wollten, stundenweit durch die Luft fortgeschleudert wurden und Arme und Beine zerbrachen, so daß sie ihr lebelang Krüppel blieben.



Die beiden Freischützen.

Im Münsterlande besaß ein Edelmann weitausgedehnte Forste. Da begab es sich auf seinem Gute, daß der Förster meuchlings erschossen wurde, und als ein anderer die Stelle bekam, ging es diesem ebenso, und andern, die folgten, desgleichen. Da mochte denn niemand mehr in diesem Walde Förster sein; denn die Sache hatte sich in der ganzen Gegend umgesprochen, und man erzählte sich ganz genau, wie es zugehe mit diesen rätselhaften Ermordungen. Sobald nämlich der neue Förster in den Wald trete, knalle in weiter Ferne ein Schuß, ihn aber treffe stets die Kugel mitten in die Stirne, so daß leicht zu ermessen sei, daß hier etwas Übernatürliches und grauenhaft Geheimnisvolles im Spiele sei. Daher blieb der Wald einige Jahre fast ganz ohne Aufsicht, bis sich endlich ein landwandernder Jäger meldete, der ganz so aussah, als fürchte er weder den Teufel noch seine Großmutter. Der Edelmann sagte ihm aber ganz ehrlich, welch mißliche Bewandtnis es mit der Försterstelle habe, und daß er ihm kaum zur Annahme derselben raten könne und dürfe, wie gern er auch seine Waldung wieder in forstlicher Aufsicht habe. Der Weidmann aber sagte, er wolle es dennoch wagen, er fürchte sich nicht vor den unsichtbaren Scharfschützen, er könne auch Jägerstücklein, und habe für den, der ihm ans Leben wolle, auch eine gewisse Kugel gegossen und im Rohre stecken, und er übernahm also die Stelle und den Wald. Am andern Tage versammelte der Edelmann mehrere Jagdgesellen, den neuen Förster auf seinem ersten Gange in den Wald zu begleiten. Aber kaum war dieser betreten, da knallte in der Ferne ein Schuß. Im selben Augenblicke jedoch warf der Jäger seinen Hut in die Höhe, und wie der Hut niederfiel und aufgehoben wurde, da sah man, daß er von einer Kugel gerade da durchbohrt war, wo er auf der Stirne des Jägers aufsaß. — „Jetzt komme ich, spricht der Hanswurst!“ — sagte der Jäger, nahm seine Büchse von der Achsel, und rief: „Dem Gruß einen Gegengruß!“ — und schoß. — Alle, die dabei waren, wunderten sich auf das höchste und folgten dem Jäger tief durch den Wald, bis sich an dessen Ende ein Mühlhaus zeigte, aus dem Klagegeschrei erscholl. Als die Waldgesellen hinzutraten,

fanden sie darin den Müller tot — eine Büchsenkugel war ihm mitten durch die Stirne gegangen. Der Müller war der jagdzauberkundige Schütze gewesen, der jeden Förster aus der Ferne mit Freikugeln traf, um allein im Walde des Wildstandes Herr zu sein. Dem Edelmann grausete vor solchen Künsten, die sein neuer Förster nicht minder übte. Dieser konnte nämlich auch die Feldhühner nach seiner Tasche fliegen lassen, so viel er deren bedurfte. Das Wild bannte er, daß es stehen bleiben mußte, wo er wollte, und völlig schußgerecht. In die unglaublichste Entfernung traf der Jäger stets und sicher. Darum nahm der Edelmann einen schicklichen Vorwand, und entließ ihn bald wieder aus seinen Diensten.

Der Grinken-Schmied.

Drei Stunden von der Stadt Münster liegt der Detterberg. Hier lebte vor alten Zeiten ein wilder Mann, den nannten die Leute Grinken-Schmied. Er wohnte in einem tiefen Erdloche, das ganz mit Gras und Sträuchern überwachsen war, und wer es nicht wußte und kannte, konnte es darum auch nicht auffinden. In dem Loche hatte er seine Schmiede. Hier arbeitete er treffliche und seltene Sachen. Sie waren von ewiger Dauer, und seine Schlösser vermochte kein Dieb zu öffnen. An der Kirchentüre zu Nienberge soll früher ein Schloß von ihm gewesen sein, das die Eigenschaft hatte, die Diebe, die es erbrechen wollten, gleich festzuhalten. Wenn nun in der Nachbarschaft eine Hochzeit war, so kamen die Bauern zum Grinken-Schmied und liehen von ihm einen Bratspieß. Dafür mußten sie ihm dann einen Braten geben. Einmal kam auch ein Bauer vor das Loch und rief: „Grinken-Schmied! Giff mi'n Spitt (Spieß)!" Der Grinken-Schmied rief dagegen, weil er dem Bauern wohl nicht trauen mochte: „Kriegst kinen Spitt, giff mi erst 'nen Braden". „Kriegst kinen Braden, beholt dinen Spitt!" — rief der Bauer wieder hinunter. Darüber wurde der Grinken-Schmied gar zornig in seinem Loche und schrie dem Bauern nach: „Wahr di, dat ick mi kinen Braden nieeme". Der Bauer ging ganz ruhig nach Hause. Als er aber auf seinen Hof kam,

scholl ihm großes Wehklagen entgegen. Sein bestes Pferd lag tot im Stalle, und eines seiner Hinterbeine war samt dem Schenkel ausgelöst, als hätte es ein Metzger kunstgerecht gemacht und — fehlte. Grinken-Schmied hatte den Braten selbst geholt.

Grinken-Schmieds Knecht.

Schulte-Dale in Nienberge ist schon in alter Zeit einer der reichsten Bauern der ganzen Gegend gewesen. Ihm sind viele umliegende Höfe pflichtig gewesen, während der Ernte einen Knecht zum Mähen zu schicken. Schulte-Dale hat aber nun zu einer Zeit einen gewaltig starken Baumeister (Großknecht) gehabt, dem, sobald es ans Mähen gegangen ist, die übrigen nicht haben folgen können, weshalb sie ihm stets, bevor die Mahd begann, einen „Sachtschilling" gaben, damit er langsamer voranginge. Nun hat zu derselben Zeit Grinken-Schmied, der auch dem Schulte-Dale dienstpflichtig war, gerade einen Knecht gehabt, der gleichfalls sehr kräftig war. Als dieser zur Mahd gehen sollte, bat er Grinken-Schmied um die Erlaubnis, sich dazu eine neue Sense machen zu dürfen. Als er die Erlaubnis erhalten, fertigte er eine solche und ging damit zur Mahd. Nun kam auch zu ihm der Baumeister, um seinen Schilling zu holen. Aber der Knecht äußerte, er habe das nicht nötig, er wolle schon gleichen Strich halten. Dann ging's an die Arbeit; Schulte-Dales Baumeister vorauf, dahinter Grinken-Schmieds Knecht. Wie gewaltig auch jener vorgeht, dieser ist immer dicht hinter ihm, und wenn sich der Baumeister hinstellt und seinen Har (Wetzstein) hervorholt, um die Sense zu schärfen, sieht sich Grinken-Schmieds Knecht lustig um, als habe er das nicht vonnöten, und flötet sich ein Stückchen. So geht's fort bis zur „Imbitt" (Frühstück). Nachdem sie vorüber ist, beginnt der Kampf von neuem und währt bis zum Mittag, der Knecht folgt dem Baumeister immer auf dem Fuße und haut ihm mit seiner Sense fast in die Beine. Endlich, als sie Mittag machen, geht der Baumeister seitab in einen Busch, um, wie alle meinen,

ein wenig auszuschlafen, doch dauert's lange Zeit, und er kommt nicht wieder. Endlich gehen sie ihm nach und finden ihn tot unter dem Busche liegen.

Grinken-Schmied im Himmel.

Als Grinken-Schmied gestorben war, hat er in den Himmel gewollt. Sankt Petrus aber hat ihn nicht hereinlassen wollen. Da hat er ihn gebeten, er möchte doch die Tür ein klein wenig öffnen, daß er nur eben hindurchsehen könne. Das hat Sankt Petrus getan. Aber Grinken-Schmied hat sogleich sein Schurzfell durch die Spalte in den Himmel geworfen und hat dann gebeten, daß er es sich wiederholen dürfe. Kaum in den Himmel gelangt, hat er sich rasch auf sein Schurzfell gesetzt und gesagt: „Nu sitt ick uppet mine", und da hat ihn Sankt Petrus darin lassen müssen.

Das Königsgrab und die Urne in der Hohen Warte.

In der Hohen Warte (Hamerwarth), einer sehr großen Heide zwischen Hiltrup, Albersloh und Münster, findet sich in der Nähe des Zollhauses ein Platz, der von mehreren kleinen Hügeln umgeben ist. Mitten unter diesen Hügeln liegt, wie die Sage geht, ein alter Heidenkönig begraben in einem goldenen Sarg, der von einem eisernen eingeschlossen ist, tief unter der Erde. Am Karfreitag hat man an dieser Stelle mehrmals ein klägliches Jammern gehört, das viele Stunden dauerte und tief aus der Erde hervorzudringen schien. Auch ist in finsteren stürmischen Nächten zu verschiedenen Malen in der Mitte dieser Heide ein Geschrei und Gehämmer vernommen worden, das viele der benachbarten Bauern in Schrecken versetzt hat. Am Fuße der kleinen Hügel, unter denen der heidnische König begraben sein soll, findet man eine Menge alter Urnen, worin sich verbrannte Menschengebeine befinden, die dem Heidenkönig zu Ehren geopfert wurden. In jeder Urne, die man ausgräbt, findet sich eine Spalte, die nach altem Volksglauben von dem Erdbeben bei der Kreuzigung Christi herrührt.

Der vergrabene Schatz.

Vor vielen Jahren kam einmal spät abends zu einem Bauern in der Nähe von Drensteinfurt ein Handwerksbursche und bat um ein Nachtlager. Der Bauer verweigerte es ihm, der Bursche aber schlich sich heimlich in einen Strohschuppen und legte sich auf die „Hille"*. Gegen Mitternacht hörte er ein Geräusch und bemerkte zugleich den Bauern, der sich beim Schein einer Laterne in die Nähe des Kuhstalls begab und dort zu graben begann. Als er das Loch mehrere Fuß tief gemacht hatte, senkte er einen Kasten hinein, über den er den Bann sprach, daß er nur, wenn zwölf Söhne einer Mutter an dem Platze versammelt wären, solle gehoben werden können. Nun wußte der Bursche recht gut, daß der Schatz nur auf diese Weise gehoben werden könne; denn bei jedem Versuche würde er nur viele Klafter tiefer in die Erde versinken. Er entfernte sich daher stillschweigend und ungesehen.

Erst nach zwölf Jahren kam er in diese Gegend zurück, und die Neugierde trieb ihn, wieder in dem Hause des Bauern einzukehren. Hier fand er den Bauern gestorben, die Familie verarmt, die Tochter aber mit einem jungen Manne verheiratet. Sie erzählten dem Handwerksburschen, wie sie nach dem Tode des Alten nichts als Unglück gehabt hätten; das Vieh sei ihnen gefallen, und hätten sie anderes angeschafft, so sei ihm in wenigen Tagen der Hals umgedreht worden. So seien sie immer mehr zurückgekommen und zuletzt ganz verarmt. Der Handwerksbursche wußte nun recht wohl den eigentlichen Grund des Mißgeschicks; denn wer Geld vergräbt, kann nicht zur Gnade gelangen, sondern muß als Poltergeist bei dem Schatze spuken, so lange bis er gehoben ist. Er sagte aber davon nichts, sondern erbot sich nur, ihnen wieder aufzuhelfen, nur müßten sie tun, was er verlange. Er gab nun der Frau etwas Geld, daß sie dafür eine Glucke mit vielen Küchlein kaufe. Sie tat es, und es waren sechs Hähne darunter. Nun wurde die Henne gut gefüttert; sie brütete zum zweiten

* Hille ist in den westfälischen Bauernhäusern der Raum über den Kuhställen.

Male, und man erhielt wieder sechs Hähne. Diese zwölf Hähnchen tat der Handwerksbursche in einen Korb und ging nun damit in Begleitung des Ehepaares nachts zwischen elf und zwölf Uhr zu der Stelle, an der der Schatz vergraben war. Hier wurden die Hähne niedergesetzt, und kaum war es geschehen, so wurden sie sämtlich entsetzlich zerzaust und in Stücke zerrissen, so daß die Federn in der Luft umherflogen. Darauf gab der Handwerksbursche die Weisung, einen großen Stein wegzuheben. Unter diesem befand sich ein Brett, und als dies entfernt wurde, sah der Handwerksbursche das Geld im Kessel blinken. Die andern sahen aber nichts. Darauf steckte er einen Hebebaum durch die Henkel des Kessels, die beiden Eheleute mußten heben und sahen zu ihrem Erstaunen, daß sie einen Kessel heraufbrachten. Der Handwerksbursche erklärte ihnen nun den ganzen Zusammenhang und sagte, jetzt sei der Verstorbene zur Gnade gelangt, da der Teufel seinen Mut an den zwölf Hähnen gekühlt habe. Das Ehepaar bedachte den Burschen mit einer reichlichen Gabe, und dieser ging wohlgemut von dannen.

Die Erbauung der Stadt Münster.

Um das Jahr 568 war der Longobarden-König Albion mit einer gewaltigen Heeresmacht in Italien eingefallen, um hier ein eigenes Königreich zu gründen. Auf seinen Zügen hatten sich zwanzigtausend Sachsen an ihn angeschlossen, die ihr Glück in den von Albion zu erobernden Ländern versuchen wollten. Den rauhen Longobarden, deren Vaterland das kalte, skandinavische Eiland war, gefiel es in dem warmen, fruchtbaren Italien so wohl, daß keiner von ihnen zurückzukehren begehrte; den Sachsen aber war es unheimlich in dem heißen Lande, denn Albion drang ihnen neue Gesetze auf und wollte sie nicht nach den uralten Sitten und Gebräuchen ihres Vaterlandes leben lassen. Da beschlossen sie, das schöne Italien zu verlassen und in ihre alten Wälder zurückzukehren, wo sie ihre Götter, ihre Freiheit und ihre Verwandten zurückgelassen hatten.

Mit Erlaubnis der fränkischen Könige zogen sie durch Gallien in ihr Vaterland zurück. Allein ein anderes Volk, die Schwaben, hatten ihre Wohnsitze eingenommen und wollten den Zurückkehrenden das Land nicht einräumen. Da sich aber die Sachsen rüsteten, um mit gewaffneter Hand die Schwaben zu vertreiben, boten diese die Hand zum Frieden. Vergebens erboten sie sich, das Land mit den Sachsen redlich zu teilen. Das unbändige Volk verschmähte den Frieden und verlangte, daß das eingewanderte Schwabenvolk das eingenommene Land gänzlich verlassen oder seiner Ausrottung durch das Schwert entgegensehen solle. Alsbald standen die beiden Völker gerüstet gegeneinander, um für ihre Freiheit, für ihre Götter und für ihr Vaterland einen Kampf zu wagen. Die Schlacht war furchtbar. Vierzehntausend Sachsen wurden erschlagen, und nur sechstausend blieben übrig, die einen Schwur taten, daß sie ihr Haupt- und Barthaar nicht eher ordnen wollten, als bis sie Rache genommen hätten. Der kleine Haufen griff zum zweiten Male die Schwaben an, alsbald wurde er überwältigt und mußte nun sein Heil in der Flucht suchen. Die Sachsen zogen fort über die Weser nach Westen hin und kamen in einer großen Ebene an den Fluß Aa, wo sie sich lagerten und zu bleiben beschlossen. Mit Schmerzen erinnerten sie sich hier in der Einöde des schönen, fruchtbaren Landes, das sie verschmäht hatten, und zum Andenken an das herrliche Mailand, in dessen Nähe sie früher gewohnt hatten, erbauten sie eine Stadt, die sie gleichfalls Mailand nannten und die nach allerlei Umgestaltungen des Namens aber jetzt Münster heißt.

Der heilige Ludgerus.

Als der heilige Ludgerus, der erste Bischof von Münster (geb. 744), sich einstmals in Billerbeck aufhielt und eines Abends auf die benachbarten Berge hinausging, um die freie Natur zu genießen, kam er auch auf den sogenannten Billerbecker Berg, Er fand mitten im Walde ein kleines, erbärmliches Häuschen. und als er näher kam, sah er eine Frau in der Tür stehen, die

sehr schmutzig gekleidet und im Gesichte ganz schwarz war. Er ging hinein und fragte die Frau nach dem Grunde ihrer Unreinlichkeit, worauf sie ihm antwortete: „Herr, der Brunnen, den du hier siehst, ist ausgetrocknet, die ganze Gegend ist wasserleer, und ich weiß nicht, wo ich mich waschen soll." Kaum hatte die Frau ausgeredet, so ergriff Ludgerus mit den Händen zwei Gänse, die gerade neben ihm standen, warf sie in den ausgetrockneten Brunnen und sprach: „Diese Tiere werden sich durch die Erde einen Ausgang suchen; gebt genau acht, wo sie wiederum zum Vorschein kommen, und grabet an dieser Stelle einen Brunnen, der euch Wasser geben wird in Fülle und der, so lange die Welt steht, nicht versiegen soll." Die Gänse arbeiteten sich sogleich in die Erde hinein, gruben sich durch den ganzen Berg hindurch und kamen am andern Morgen zur Verwunderung der Leute in Billerbeck aus der Erde hervor. An der Stelle aber, wo sie ans Licht kamen, entstand eine herrliche, klare Quelle, die gegenwärtig noch reichlich fließt und der Ludgerusbrunnen genannt wird. Das Bildnis des heiligen Bischofs steht in Stein darauf abgebildet, wie er in der einen Hand seinen Bischofsstab trägt und mit der andern auf den Berg hinzeigt, woher die wunderbare Quelle entstanden ist. Auf dem Billerbecker Berge aber selbst steht gleichfalls an der Stelle, wo ehemals der vertrocknete Brunnen stand, Ludgerus in Stein abgebildet, wie er im Begriff ist, die Gänse in den Brunnen zu werfen.

Ludgerus starb am 26. März des Jahres 809 in Billerbeck. Von hier wurde sein Leichnam, von zwei Ochsen gezogen, nach Münster gebracht und begraben. Allein dort konnte sein Leib nicht verwesen, und jeden Morgen fand man den Sarg oben auf dem Grabe, und eine Stimme rief aus seinem Innern: „Hier will ich nicht begraben sein!"

Nun erinnerte man sich, daß der Heilige zu seinen Lebzeiten gesagt hatte, man solle seinen Sarg von zwei Ochsen ziehen lassen und ihn da begraben, wo diese rasten würden. Man folgte darum der Weisung, lud den Sarg auf einen Wagen, spannte zwei Ochsen daran und ließ sie ruhig ziehen. Die Tiere setzten sich alsbald in Bewegung. Am Abend des ersten Tages wurde

in Lüdinghausen Rast gemacht. Als die Leiche dort ankam, fingen die Glocken der Kirche von selbst an zu läuten. Am andern Morgen zog man weiter und kam nach Werden an der Ruhr. Hier blieben die Ochsen stehen, und keine Gewalt vermochte sie von dieser Stelle zu bringen. Da erkannte man, daß der Heilige an dieser Stätte, wo er vor vielen Jahren ein Kloster erbaut hatte, dessen erster Abt er auch gewesen war, begraben sein wollte. An der Stelle, wo die Ochsen stillestanden, übergab man seine Gebeine der Erde.

Auch der Name der Stadt Werden wird mit Ludgerus in Verbindung gebracht. Als er nämlich zuerst in diese Gegend gekommen war, wo damals noch überall dichter Wald stand, hatte er zu seinen Begleitern gesagt, daß hier einmal eine große Stadt entstehen werde. Verwundert fragten ihn diese, wie das geschehen möge. Da antwortete er: „Was nicht ist, kann noch werden", und darum nannte man den Ort, der hier entstand, späterhin Werden.

Ludgerus und die Gänse.

Als der heilige Ludgerus einstmals im Kirchspiel Billerbeck spazieren ging, da kam er an einem kleinen Kötterhaus vorbei. Der Kötter kam aus der Tür und klagte dem heiligen Manne seine Not. „Herr," sagte er, „es kommen alle Tage eine ganze Menge Gänse auf mein Land, die fressen mir das Bißchen, was ich noch habe, auf; und wenn ich sie auch fortjage, sie kommen immer wieder." Da lachte der heilige Ludgerus und sagte: „Du bist ein dummer Bauer, warum sagst du nicht den Gänsen sie sollten in deinen Stall gehen", damit ging er weiter. Der Bauer war klug genug. Er dachte, hilft's nicht, so schadet's auch nicht, damit ging er auf seinen Kamp und sagte zu den Gänsen: „Nun geht nur mal alle in meinen Stall herein." Seitdem sind die Gänse alle in dem Stalle des armen Kötters geblieben.

Bischof Wolfhelm.

Im alten Dome befand sich seit Bischof Wolfhelms Zeit (875—900) eine Klemenskapelle. Sie stand dort, wo jetzt an

der nordöstlichen Ecke des Domumganges die Muttergottes-kapelle steht, die um 1390 nach Abbruch des alten Domes an die Stelle jener getreten ist und deshalb noch neben der Muttergottes den heiligen Klemens zum Kompatron hat. Wie Bischof Wolfhelm dazu gekommen ist, die Kapelle dem heiligen Klemens P. M. zu weihen, darüber erzählt die Chronik folgendes:

Wolfhelm ist erst Pfarrer von Katzenhausen gewesen. Da hatte sich einst der Kaiser auf einer Hirschjagd in dortiger Gegend verirrt und von seiner Begleitung entfernt; und da es spät geworden, war er beim Pfarrer eingekehrt, der ihn aber nicht erkannte, jedoch freundlich aufnahm. Der Kaiser hat nun wahrgenommen, daß der Pfarrer ein sehr frommes Leben führte, und ihn deshalb anderen Morgens, nachdem er sich zu erkennen gegeben, gefragt, ob ihm nichts zu wünschen bleibe. Wolfhelm antwortete, wenn der Kaiser einmal einen Hirsch erlege, so möge er ihm einen Riemen aus der Hirschhaut schenken. Darauf sei der bischöfliche Stuhl zu Mimigardeford frei geworden, und nun habe der Kaiser Wolfhelm zu sich beschieden und ihm diesen Sitz angetragen. Als aber Wolfhelm ablehnte, hat ihn der Kaiser mit dem heiligen Klemens beschworen, und so nahm er an. Dessen erinnerte sich der Bischof und baute dem Heiligen eine Kapelle, in der er und mehrere seiner Nachfolger begraben sind.

Der heilige Sueder.

Sueder oder Switger, der vom Kaiser Otto III. zum Bischof von Münster erhoben ward, war wegen seiner Tugenden ein in ganz Deutschland hochangesehener Mann. Einst hatte ihm einer seiner Kämmerer einen Hut gestohlen. Der fromme Bischof redete ihn deshalb freundlich an und ermahnte ihn zur Reue über die begangene Tat. Da aber der Kämmerer den Diebstahl mit frecher Stirn ableugnete, so legte der Bischof ein Messer auf den Tisch, sprach seinen Segen darüber und befahl dem Kämmerer, es wegzunehmen. Kaum hatte dieser das Messer ergriffen, so wurde es plötzlich glühend in seiner Hand, worauf er es wegwarf und reumütig sein Verbrechen gestand.

Einst hatten sich in Soest viele vornehme Westfalen zu einem großen Festmahl versammelt. Da begab sich Suederus zu ihnen. Als nun jene von der Macht ihrer Götter und der Ohnmacht Christi sprachen, da trat Suederus auf, rühmte den lebendigen Gott und erzählte viel von den Wundern, die Christus getan habe. Da merkten die Heiden, daß Suederus ein Christ sei. Sie ergrimmten sehr, ergriffen ihn und peinigten ihn auf alle Art und Weise. Endlich rissen sie ihm die Zunge aus und stießen ihn hinaus. Voller Freude über die geübte Rache kehrten sie nun zum Schmause zurück. Aber alle Speisen verwandelten sich in Stein, und sämtlich wurden sie ihres Augenlichtes beraubt. Da erkannten sie mit tiefem Schmerz ihr Unrecht gegen Christus und seinen Diener Suederus. Sie ließen sich zu ihm führen und baten ihn flehentlich um Verzeihung. Gerne verzieh der fromme Mann und verhieß ihnen auch, ihnen ihr Augenlicht wieder zu verschaffen, wenn sie mit ihm nach Werden zum Grabe des heiligen Ludgerus pilgern würden. Dazu waren alle mit Freuden bereit, und sogleich wurde die Wanderung angetreten. Kaum war die Schar in Werden angekommen, als alle auf die innige Fürbitte des Suederus geheilt wurden. Der fromme Mann aber empfing seine Zunge wieder. — Infolge dieses Ereignisses ließen sich viele Heiden zu Soest und in der Umgegend taufen.

Zu einer andern Zeit wurde dieser fromme Bischof bei dem Kaiser Otto heimlich angeschwärzt und nach Speier vor die Reichsversammlung berufen, um sich wegen mehrerer ihm zur Last gelegten Verbrechen zu verteidigen. Als er nun auf dem Wege dahin Gott um Hilfe anflehte gegen die Nachstellungen seiner Verleumder, sah er hoch über sich in der Luft zwei weiße Tauben fliegen und dachte in seinem Herzen: „Wie soll ich es dem Kaiser beweisen, daß ich so schuldlos bin wie diese Tiere da?“ Siehe, da kamen die Tauben hoch aus der Luft auf seine Schultern herabgeflogen und blieben da sitzen; er gebot ihnen im Namen des Herrn, ihm zu folgen, und sie flogen über seinem Haupte bis nach Speier. Da kam er zum Kaiser, öffnete das Fenster und sprach: „Herr Gott, gib meinem Richter ein Zeichen meiner Unschuld!“ Die Tauben kamen abermals

geflogen, setzten sich leise und behutsam auf das Haupt des Bischofs und flogen wieder von dannen. Der Kaiser erstaunte, empfahl sich seinem Gebete und ließ ihn frei nach Münster zurückkehren, wo er im Frieden sechzehn Jahre lang regierte und um den 19. November 1012 im Herrn entschlief. Er wurde in dem alten Dom begraben und wird von allem Volke als ein Heiliger verehrt.

Das Hufeisen auf dem Überwasserkirchhofe.

Als die Liebfrauenkirche in Münster gebaut wurde, sah der Teufel mit großem Verdrusse diesem herrlichen Bau zu und sann auf allerlei Mittel, das gottgefällige Werk zu hintertreiben. Endlich beschloß er, durch List die Sinne des Baumeisters zu betören, schminkte sich, flocht sein Haar in Zöpfe und kam mit schönen Frauenkleidern angetan, mit seidenen Handschuhen und köstlichen Edelsteinen geziert auf den Bauplatz. Allein der Baumeister ließ sich nicht irre machen; auf seinen Maßstab gestützt, hörte er unbewegt die Reden der schönen Frau an und wies selbst Geld und Edelsteine, die sie ihm bot, mit Verachtung zurück. Da ergrimmte der Teufel, stampfte zornig mit dem Fuße auf den Boden und verschwand. Sein Pferdefuß aber hatte sich in den Stein, auf den er trat, abgedrückt, so daß die Spur des Hufeisens noch heutigen Tages auf dem Überwasserkirchhofe sichtbar ist.

Timphot.

In alten Zeiten, als die Nonnen noch in dem Tilgen- oder St.-Ägidien-Kloster lebten, da wohnte auf der Ägidienstraße ein fürstlicher Amtmann, der ein großer, hoffärtiger Mann war. Er fuhr mit Kutschen und Pferden herum und dabei hatte er einen grünseidenen Rock an, eine lange, weiße Perücke auf dem Kopfe und einen solchen großen „Timpenhut" (Dreimaster) auf, daß ihn die Leute immer den Amtmann Timphot nannten. Auf Scholastikas-Tag, der auf den



10. Februar fällt, war immer ein großes Fest in St.-Ägidien-Kloster, und die Glockenläuter läuteten den Tag vorher und den ganzen Festtag hindurch, daß jeder Christ seine Freude daran hatte. Dem Amtmann aber war das nicht nach dem Sinne und er ließ den Nonnen sagen, sie sollten das unvernünftige Läuten einstellen, er könne seine Arbeit nicht dabei verrichten. Die Nonnen kehrten sich aber nicht daran, sondern läuteten lustig weiter. Es war nun gerade wieder auf Scholastikas Tag, als der Amtmann in seiner prächtigen Kutsche, den grünseidenen Rock an, die weiße Perücke und den Timpenhut auf dem Kopfe, über die Ägidienstraße gerade an der Kirche vorbeifuhr, als die Glocken so recht im Gange waren. Da sah er nach dem Turme hinauf und rief:

„Scholastika, Scholastika,
Ick wull, dat di de Düwel hal!"

Er hatte das aber kaum gesagt, da kamen sogleich zwei feurige Teufel durch die Luft gesaust, und Wagen und Pferde mitsamt dem Amtmann Timphot sanken in die Erde. Seitdem hat er nun immer in der Erde herumgewühlt und öfters getobt, daß man es nicht bloß auf der Ägidienstraße, sondern über die ganze Rotenburg hören konnte. Endlich hat er es mit seinem Wühlen so weit gebracht, daß im Jahre 1821 die Ägidienkirche mit dem Turme eingestürzt ist. Seitdem ist er aus der Erde befreit und nun spukt er auf den Straßen herum. Er geht über die Ägidienstraße, über die „lütke Stiege", die Königsstraße hinunter. Über die Rotenburg darf er aber nicht weiter kommen, als bis an die kleinen Bogen; wenigstens kehrt er, wenn er so weit gekommen ist, immer wieder um. Manche Leute haben ihn gesehen, wie er mit seinem Timpenhut und seiner weißen Perücke vorbeistrich. Er setzt aber nicht die Füße auf die Erde, wie ein anderer Mensch, nein, er geht vielmehr stets ungefähr eine Elle über der Erde durch die Luft. Die Leute wollen behaupten, das komme daher, weil er immer in der Kutsche gefahren und nicht habe zu Fuß gehen wollen, es nun die Teufel auch nicht zugeben, daß er die Erde betrete.

Die münstersche Judith.

Als die Wiedertäufer zu Münster einen König über das neue Jerusalem erwählt hatten, der von Davids Thron aus die ganze Welt regieren sollte, und dieser zwölf Herzöge nach den zwölf Stämmen der Kinder Israel ernannte, fand sich auch bald eine Judith, die die Stadt Bethulien, d. i. Münster, von dem sie belagernden assyrischen Hauptmann Holofernes, d. i. von dem Fürstbischof Franz von Waldeck, zu befreien versprach. Es war ein schönes, niederländisches Weib, das diese gefährliche Rolle übernahm und gleich ihrem Vorbilde mit einer köstlichen Haube auf ihren Haarflechten und schönen Gewändern angetan und mit Perlen und Geschmeide geschmückt, unter den Segenswünschen der Ältesten die Stadt verließ und sich ins feindliche Lager begab. Ihr Vorsatz war, gleich der Judith, zu dem Fürsten zu kommen, unter dem Vorwande, ihm die Heimlichkeiten der Belagerten zu offenbaren und Mittel und Wege anzugeben, wie er sich leicht und ohne große Verluste in den Besitz der Stadt setzen könne. Zugleich führte sie ein feines leinenes Hemd, das mit Goldfäden reich durchwirkt war, bei sich, um es dem Bischofe als Geschenk anzubieten. An der Innenseite des Kragens hatte sie ein tötliches Gift verborgen, das den Bischof, wenn er, wie sie hoffte, das Hemd tragen sollte, unfehlbar verderben würde. Aber dieser böse Anschlag wurde durch die Vorsicht der Wächter, die alles, was von Münster kam, mit argwöhnischen Augen ansahen, vereitelt. Anstatt das Weib zum Bischof, wie es gehofft hatte, zu führen, brachten sie es gefangen nach Bevergern, wo es anfangs leugnete, dann aber, peinlich gefragt, zum Geständnis gebracht wurde. Nachdem der Bischof das Todesurteil bestätigt hatte, wurde sie bald darauf auf dem Galgenberge enthauptet, zur Warnung für alle diejenigen, die ähnliches planen sollten.

So fand dies Zwischenspiel, wie bald darauf das neue Jerusalem, ein Ende mit Schrecken.

Bernard von Galens Einzug in Münster.

(Aus Ludolphs europäischer Schaubühne.)

Im Jahre 1660 hatte der Bischof Bernard von Galen Münster belagert und den Bürgern manches Leid getan, so daß sie zuletzt den Frieden nehmen und ihm die Stadt übergeben mußten. Dann zog er mit großem Gefolge von Domherren, Rittern und Soldaten in die Stadt. Am Tore der Zitadelle übergab ihm der Magistrat die Schlüssel und leistete einen neuen Huldigungseid. Der Bischof zog in vollem Ornate an der Spitze seiner Krieger in das Liebfrauentor ein. Hinter ihm her zog der Adel, die Herren vom Gericht, die Hofleute und zuletzt der Magistrat und die Bürger. Als sie in dieser Ordnung am alten münsterischen Rathaus vorbeikamen, juchheite zwar das Volk, das vor kurzem noch Spottlieder auf den Bischof gesungen hatte:

„Bändken van Golen,
Kann puchen, kann prohlen,
Kann stinken, kann leigen
Und Lüde bedreigen",

begann ein noch jetzt im Münsterland allgemein bekanntes Spottlied auf den streitbaren Herrn und Bischof Christoph Bernard von Galen. Allein die Sache schien niemand weniger zu gefallen, als dem heiligen Liborius, dessen Bildsäule, gleichfalls im bischöflichen Anzug, an der Ecke des Rathauses stand. Schon hatten einige Mönche bemerkt, daß der den Kopf etwas schüttelte, als aber der Bischof gerade vor dem Rathaus war, schüttelte er ihn so stark, daß er ihm abfiel und zur Erde rollte. Hierüber erstaunte alles Volk und niemand wagte es, dem heiligen Manne seinen Kopf wieder aufzusetzen.

Die unterirdische Glocke.

Nicht weit von der Stadt Lüdinghausen liegt mitten im Walde ein runder Teich, von dem sich das Volk wunderbare Dinge erzählt. Vormals stand, wie man sagt, an dem Orte, wo jetzt der Teich ist, eine Kapelle, und ein heiliger Mann hatte schon lange Jahre hindurch an ihrem Altare gedient. Als nun an einem Morgen fromme Leute dahin wallfahren



wollten, waren der Priester und die Kapelle verschwunden und an ihrem Platze war ein Teich zu sehen, in dem sich der blaue Himmel spiegelte.

Wunderbar schimmern noch jetzt in seinem klaren Wasser die grünen Blätter alter Eichen und Buchen, deren Zweige über ihn herabhängen, und wie das Volk sagt, wird der glatte Spiegel seiner Flut weder durch Stürme noch durch Regen in Bewegung gesetzt. Wenn man aber in der Kirche zu Lüdinghausen die Glocken mächtig läutet, dann kreist und spielt der Teich in kleinen Wellen, und es tönt in dem himmelblauen Grunde, als läute darin das versunkene Kapellenglöcklein.

Der Rentmeister Schenkewald.

In alten Zeiten lebte auf dem Schlosse Nordkirchen ein Rentmeister mit Namen Schenkewald, der die armen ihm untergebenen Bauern sehr unbarmherzig behandelte. Wenn ihm einer das Pachtgeld oder die schuldigen Zinsen nicht auf den Tag bezahlte, so fiel er ihn zwar oft nur mit harten Worten an, doch ließ er ihn heimlich für seine Nachsicht Geld und Hühner bringen und ließ auch wohl den armen Schuldner von Haus und Hof treiben oder durch das Gericht auspfänden. Schon viele Bauern waren durch seine Habsucht und Unbarmherzigkeit arm geworden, als er endlich an einer plötzlichen Krankheit starb.

Das war ein Jubel unter den Bauern, als Schenkewald tot war. Nur die vornehmen Leute gingen mit seiner Leiche, aber tausend Flüche der Armen folgten ihm in das Grab. Allein kaum war er begraben worden, als man auch schon im Schlosse zu Nordkirchen bemerkte, daß Schenkewald spuken gehe. Des Nachts hörte man ihn die Treppe auf- und abgehen und entsetzlich heulen, andere sahen ihn, an einem Tische sitzend, Geld zählen, und wenn sie näher kamen, war er plötzlich verschwunden. Die Einwohner des Schlosses Nordkirchen waren dieser Spukereien zuletzt so müde, daß sie mehrere Messen lesen ließen und Gott baten, den Geist aus dem Schlosse zu verbannen. Als dies geschehen war, hörte man in einer finsteren Nacht den Schenkewald ärger als jemals umherpoltern. Plötzlich



wurde die Hausklingel gewaltig gezogen, alle Bedienten sahen zum Fenster hinaus und siehe, es hielt eine prächtige Kutsche mit vier Rappen vor der Türe. Darin saßen zwei Kapuziner, die ausstiegen, mit ruhigen Schritten still-schweigend in das Schloß gingen und alsbald mit Schenkewald, den sie in der Mitte führten, wieder herauskamen. Alle drei stiegen in den Wagen, Schenkewald saß zwischen den Mönchen, die Peitsche knallte, und mit Blitzesschnelle fuhr der Wagen von dannen und verfolgte den Weg nach der Davert. Seit Schenkewald auf diese Art abgeholt war, wurde auf dem Schlosse alles still.

In der Davert aber fährt er seitdem bis auf den heutigen Tag mit den beiden Kapuzinern und in demselben Wagen Tag und Nacht umher. Viele Leute haben ihn fahren sehen und beschreiben ihn bis auf den kleinsten Umstand, wie er aussieht. Auch ist's schon mehreren begegnet, daß sie den Wagen für eine herrschaftliche Kutsche hielten und sich hinten aufsetzen wollten. Kaum hatten sie ihn aber berührt, so flog der Wagen mit den Pferden hoch durch die Lüfte davon.

Die Stiftung des Klosters Kappenberg*.

Der Mond mit seinem blassen Finger
Langt leise durch den Mauerspalt
Und koset, streifend längs dem Zwinger,
Norbertus' Stirne feucht und kalt.
Der lehnt an bröckelndem Gestein,
Salpeterflocken, seine Daunen,
An seinem Ohre Heimchen raunen,
Und wimmelnd rennt das Tausendbein.
Und überm Haupte fühlt er's beben,
Da geht es hoch, da zecht es frisch,
In Pulsen schäumend pocht das Leben,
Die Humpen tanzen auf dem Tisch.

* 1806 wurde das Kloster aufgehoben, 1815 erhielt es der Freiherr vom u. zum Stein.

Der Graf von Arnsberg gibt ein Fest,
Dem Schwiegersohn der graue Schwäher;
So mehr er trinkt, so wird er zäher,
So wirrer steht sein Lockennest.

Gern hat sein Kind er dem Dynasten,
Dem reichen Kappenberg vertraut,
Nun trägt sein Anker Doppellasten,
Und seinen Feinden hat's gegraut.
Da kommt auf seinem Eselein
Norbert und macht den Sohn zum Pfaffen;
Allein er wußte Rat zu schaffen,
Er pferchte den Apostel ein.

Wie, keine Enkel soll er wiegen?
Soll in des Eidams Hora gehn
Und sehn sein Kind am Boden liegen
Und Paternosterkugeln drehn?
Nein, heute ist der Tag, wo muß,
Wo wird die Sache sich erledigen,
Und soll't er mit dem Schwerte predigen,
Ein umgekehrter Karolus.

Und „Gottfried", spricht er, „Junge, Ritter,
So sieh doch einmal in die Höh'!
Du schaust ja in den Wein so bitter
Wie Requiem und Kyrie.
Was spinnst du an dem alten Werg?
Laß die Kapuze grauen Sündern,
Und deine Burg, die laß den Kindern,
Dein schönes, festes Kappenberg!"

Und drunten in dem feuchten Turme
Der Heil'ge flüstert: „Großer Gott,
Allgegenwärt'ger du im Wurme
Als in der Krone blankem Spott,
Wie größer deine Allmacht zeigt
Sein Füßchen, das lebendig zittert,
Als eine Mauer, die verwittert,
Und ob ein Babel drüber steigt!"

„Ja," spricht der Graf, den Humpen schwenkend,
„Wär' Norbert hier, dein Eselmann,
Ich ließ ihm füllen, dein gedenkend,
Und trinken möcht' er, was er kann;
Doch da ihm Pech und Schwefel glüht,
Was andern Schächern mild und süße,
So bleibt er besser im Verliese,
Ein wohlkasteiter Eremit."

Und drunten spricht's mit mildem Tone:
„Du, der des Himmels höchste Zier,
Gezogen bist zur Dornenkrone
Auf einem still demüt'gen Tier,
Du, der des Mondes Lieblichkeit
In meinen Kerker ließest rinnen,
Gezähmt mir die vertrauten Spinnen,
Du, Milder, seist gebenedeit!"

Und Gottfried, kämpfend mit den Tränen,
Ergreift den Humpen, noch gefüllt,
Vor seinem Ohr ein leises Stöhnen,
Vor seinem Aug' ein bleiches Bild.
O, dringen möcht' er durch den Stein,
Wo seine sünd'gen Füße stehen,
O, einmal, einmal möcht' er sehen
Durch Lichterglanz den Heil'genschein!

„Ha!" — zürnt der Graf, „was ließ ich schenken
Dir meinen allerbesten Wein!
Eh' möcht' ich einen Schädel tränken,
Ja, oder einen Leichenstein.
Gottfried! Gottfried, ich schwör' es dir,
So wahr ich Friedrich" — seht ihn stocken,
Vor seinen Augen schwimmen Flocken;
Er hebt sich auf, er schwankt zur Tür.

Und plötzlich auf den Estrich nieder
Er taumelt wie ein wundes Roß;
Es zucken, strecken sich die Glieder.
Welch ein Getümmel in dem Schloß!

„Krank“ dieser, „tot“ spricht jener Mund,
Ja wahrlich, das ist Todes Miene,
Und eine mächtige Ruine
Liegt Friedrich auf dem eignen Grund.
Die Humpen sind in Hast zertrümmert,
Burgunderblut fließt übern Stein,
Die Lampen mählich sind verkümmert,
Wie Erdenlust sie qualmten ein.
Doch drüben, in des Klosters Hut,
Entflammte man die ew'ge Leuchte,
Und kniend alles Volk sich beugte
Dem reinen Wein, der Christi Blut.

Annette von Droste-Hülshoff.

Der versunkene Bauernhof.

Nicht weit von dem Schlosse Kappenberg liegt ein Waldbezirk, der den Namen „Kohusholz“ führt. Mit diesem Namen hat es eine besondere Bewandtnis. Dort wohnte vor vielen Jahren ein Bauer, der Kohus hieß. Dieser hatte ein schönes großes Wohnhaus, mehrere Scheunen und viele Ställe. Seine ausgebreiteten Äcker trugen reiche Frucht, und die üppigen Weiden und Wiesen nährten viele Kühe und Schafe. Der Bauer Kohus wohnte auf seinem Hofe frei und unbeschränkt wie ein Fürst in seinem Reiche. Er war aber ein finsterer und verschlossener Mann und hielt streng darauf, daß ihm jeder seiner Angehörigen und Untergebenen aufs Wort gehorchte. Um seine Nachbarn kümmerte er sich nicht. Die Bewohner der nächsten Ortschaften wollten deshalb nichts von ihm wissen und mieden möglichst seinen Hof. Auch kein Bettler oder fahrender Sänger betrat zum zweiten Male sein Besitztum; denn solche Leute ließ er mit bösen Hunden von dannen jagen. In der Klosterkirche zu Kappenberg sah man weder ihn noch seine Angehörigen und Knechte und Mägde beim Gottesdienste, wiewohl er häufig von dem Propste und den Mönchen ermahnt worden war. Ja, die frommen Kirchgänger sahen an Sonn- und Feiertagen, wenn

sie an dem Hofe vorbeikamen, wie der Bauer Kohus eifrig beschäftigt war, die Felder zu bearbeiten oder die Frucht einzufahren. Für ihn gab es keinen Sonn- und Feiertag. So wirtschaftete er jahrelang zum Entsetzen der umwohnenden Nachbarn.

In einem Winter fiel sehr viel Schnee, so daß monatelang die Wege verschneit waren und kein Nachbar zu dem anderen gelangen konnte. Als nun die Frühlingssonne den Schnee allmählich weggeleckt hatte, kamen nach langer Pause die Kirchgänger auch wieder nach Kappenberg, um in der Klosterkirche Gott zu danken für den erwachten Frühling. Unterwegs hatten sie scheu hinübergesehen nach dem Hofe des Bauern Kohus, aber keiner hatte ein Gebäude entdecken können. Bald verbreitete sich das Gerücht, der Bauernhof sei mit Mann und Maus von der Erde verschlungen. Mutige und Neugierige, welche die Stätte besuchten, wo der gottlose Bauer gewohnt hatte, sahen an der Stelle eine breite Erdspalte. Da das Besitztum herrenlos geworden war, bepflanzten die Mönche von Kappenberg die verlassenen Äcker und Weiden mit Bäumen, so daß sich auf dem früheren Bauernhofe bald ein schöner Wald erhob. In der Weihnachtsnacht, wenn die Gläubigen in die „Uchte"* nach Kappenberg ziehen, will der eine oder andere an der Stelle ein hellerleuchtetes Bauernhaus gesehen haben, aus dem man das Brüllen der Kühe und das Dreschen der Knechte hört. Sonst wird dieser Ort bei Nacht sehr gemieden, und jeder bekreuzigt sich, wenn er in einem Bogen das „Kohusholz" umgeht.

Bernard von Galen und die Bürger von Lünen.

Im Jahre 1672 zog der mächtige münsterische Bischof Bernard von Galen vor das Städtchen Lünen, um es einzunehmen und wider alles Recht unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Allein die Bürger widersetzten sich tapfer und wagten es sogar im Vertrauen auf die Festigkeit ihrer Mauern, den Bischof zu verspotten. Da verdoppelte dieser seine Mannschaft, brach mit Sturm in die Stadt ein und gab seinen Soldaten den

* Frühkirche.

Befehl, die Mauern zu schleifen, die Häuser anzuzünden und die ganze Stadt dem Erdboden gleichzumachen. Vergeblich flehten Scharen von Bürgern die Gnade des siegreichen Bischofs an, vergebens demütigten sich die Vornehmen der Stadt vor ihm, und ohne Erfolg bot man ihm alle Reichtümer und gelobte ewigen Gehorsam. Das harte Herz des Bischofs wurde durch nichts bewegt, und er beharrte in seinem grimmigen Vorsatz, die Stadt gänzlich zu vertilgen.

Da versammelten sich die Frauen der Stadt und suchten zwölf von ihren Töchtern aus, die schönsten und lieblichsten. Sie kleideten sie in schneeweiße Gewänder, flochten ihnen Kränze in das Haar und sandten sie so zum Bischof. Die Mädchen fielen ihm zu Füßen und sprachen mit Tränen in den Augen: „Herr, du hast den Untergang unserer armen Stadt beschlossen und willst uns vertreiben aus den Wohnungen unserer Väter; blicke gnädig auf uns arme Waisen und verschließe nicht dein Herz unseren Tränen!" Kaum hatten die Jungfrauen diese Worte ausgesprochen, so wandelte sich der Zorn des Bischofs in Mitleid; mit sanfter Stimme hieß der rauhe Krieger die Jungfrauen von dannen gehen und verließ noch in derselben Stunde mit aller Mannschaft die Stadt.

Die Wundertropfen von Lünen.

Der Ritter Lübbert von Schwansbell, von dem Orden des heiligen Gregorius in Livland, wurde im Kriege gegen die Russen gefangen und sehr schlecht behandelt. Weil er in seinem Gefängnisse von keinem Menschen Trost hatte, wandte er sich zu Maria, der Mutter der Barmherzigkeit. Als ihm nun zu einer Zeit ein Stück Fleisch, in dem eine Rippe war, gebracht wurde, nahm er diese und kratzte damit auf einen Klotz, der im Gefängnisse lag, das Bild der Mutter Maria mit ihrem Kinde auf dem Arm, so gut er konnte, und betete täglich vor ihm um Erlösung aus der Gefangenschaft. Einst als er auch vor diesem Bilde seine Andacht verrichtete, und der Kerkermeister unverhofft dazukam, suchte er zwar das Bild mit seinem Mantel zu verbergen, weil aber der Kerker-

meister meinte, er wolle etwas verstecken, womit er sich aus dem Gefängnisse befreien könne, riß er ihm den Mantel weg, wurde des Bildes gewahr und fragte ihn nach der Bedeutung. Als ihm Lübbert Auskunft gab, ihm die Kraft der Mutter Maria vorstellte und ihn zu bekehren suchte, sprach der Kerkermeister: „Ich will erfahren, ob du die Wahrheit redest!“ — Darauf zog er einen Dolch heraus und stieß dreimal in das Bild. Und wunderbarerweise flossen bei jedem Stoße drei Tropfen Blut aus dem Holze, neun im ganzen, so daß der Mensch bestürzt davonlief. Lübbert aber nahm seinen Mantel und fing das Blut damit auf. Später wurde er aus seinem Gefängnisse befreit, und als er dann glücklich wieder nach Westfalen kam, hat er von diesen Wundertropfen drei nach Altenlünen, drei nach Derne und drei nach Waltrop an die Pfarrkirche geschenkt, wo sie auch viele Wunder verrichtet haben.

Etwas von dem, was die lieben Nachbarn den Beckumern nacherzählen:

1. Der Beckumer Krebs.

Vor vielen hundert Jahren verirrte sich einmal ein Krebs nach Beckum. Als nun einige Leute sahen, daß er viele Füße hatte und auch rückwärts gehen konnte, erschraken sie über die Maßen, denn sie hatten noch nie ein solches Untier gehen sehen. Sie läuteten darum eilig die Sturmglocke. Da liefen alle Bürger zusammen, betrachteten das Ungeheuer und hielten Rat, was es doch sein möchte. Aber niemand konnte es sagen, bis endlich der Bürgermeister meinte, weil es zwei Scheren bei sich habe, wäre es gewißlich ein Schneider. Sogleich legte ihm ein Bürger ein Stück Tuch vor. Der Krebs kroch darauf kreuz und quer, und der Bürger schnitt mit der Schere hinter ihm her, weil er meinte, der Krebs sei ein rechtschaffener Schneidermeister und entwerfe das Muster zu einem neumodischen Kleide. Aber das Tuch wurde so zerschnitten, daß es zu nichts mehr zu gebrauchen war.

Danach trat ein anderer Bürger hervor und erzählte, er habe einen sehr erfahrenen Sohn, der sei in drei Tagen

vier Stunden Weges gewandert und habe viel, viel gesehen, der werde auch wohl dieses Tier kennen. Also ward der Sohn gerufen; der besah sich das Tier lange, hinten und vorn, und wußte doch nicht, wo er es angreifen sollte und wo des Tieres Kopf war, denn es war augenscheinlich, daß der Krebs, der ebenso gut rückwärts wie vorwärts lief, auch hinten einen Kopf haben mußte. Darum sprach der weitgereiste Herr Sohn: „Nun habe ich doch in meinen Jahren viel Wunderbares in der Welt gesehen, aber ein solches Tier ist mir noch nicht vorgekommen. Doch wenn es nicht eine Taube oder ein Storch ist, so muß es gewißlich ein Hirsch sein.“ Nun waren die Bürger wieder so klug wie sie vorhin waren.

Darauf faßte einer der Bürger sich ein Herz und griff den Krebs an. Der aber erwischte ihn mit seinen Scheren dermaßen, daß er kläglich und flehentlich schrie: „Helft, helft! Er ist ein Mörder, ein Mörder!“ Als das die übrigen Bürger sahen, wußten sie genug. Sie ließen sofort die Richter kommen, die nach reiflicher Überlegung folgenden Urteilsspruch taten: „Weil das Getier ein Betrüger und ein Mörder ist, so soll es zur Strafe wie ein Leutebetrüger und Mörder mit dem Wasser vom Leben zum Tode befördert werden.“

Einem von den Bürgern ward sogleich aufgetragen, das Todesurteil zu vollstrecken. Er nahm das Ungeheuer auf ein Brett und trug es in Begleitung der ganzen Gemeinde dem Wasser zu. Nun wurde das Brett ins Wasser hinabgelassen. Sogleich fing der Krebs an zu zappeln und rückwärts zu kriechen. Als das die Bürger sahen, fingen einige unter ihnen, die ein weiches Herz hatten, an zu weinen und riefen den andern zu: „Ei seht! Das möge sich jeder zu Herzen nehmen und ein rechtschaffenes Leben führen, seht! wie tut der Tod so weh.“

2. Die Mäuse zu Beckum.

Die Beckumer haben sich in früheren Zeiten vor Mäusen gar nicht retten können, so daß sie ihnen sogar in die Suppe fielen und oft fast mit heruntergeschluckt wurden. Da ist einmal ein Mann mit einer Katze gekommen, die rasch unter den

Mäusen aufgeräumt hat, und die Beckumer haben ihm vieles Geld angeboten, wenn er ihnen das Tier lassen wolle. Damit ist der Mann auch zufrieden gewesen, hat sein Geld eingestrichen und ist davongegangen. Als er aber schon ein gut Stück Weges fort war, ist den Beckumern eingefallen, daß sie ihn nicht gefragt, womit sie das Tier füttern sollten. Sie sind ihm daher spornstreichs nachgelaufen, und als sie ihn endlich gesehen, haben sie ihm schon von ferne zugerufen: „Was frißt das Tier?" Da hat er ihnen geantwortet: „Alles, was Menschen essen!" Der Wind aber hat die ersten Worte davongetragen, und die Beckume haben daher geglaubt, die Katze fresse Menschen. Darum sind sie schnell umgekehrt und haben die Katze mit Mistgabeln und Knitteln gejagt, so weit sie nur immer hat laufen wollen.

3. Die Beckumer besäen einen Acker mit Salz und was sich damit zugetragen.

I.

Wie das Rathaus vollführt und mit großen Männern wohl besetzt war, fingen sie an, alle Tage zusammenzukommen und sich für das allgemeine Beste zu bekümmern und zu zermartern. Nun traf es sich, daß ihnen damals wegen schwebender Kriegsläufte das Salz, das sie aus anderen Gegenden bezogen, abgeschnitten war, so daß sie großen Mangel daran litten. Darum fragten sie denn untereinander, wie man der Sache abhelfen könne. Da wurden nun mancherlei Mittel und Wege vorgeschlagen und bedacht. Endlich wurden sie ratseinig und beschlossen einhellig: Sintemal kund und offenbar sei, daß der Zucker, der dem Salz nicht unähnlich, auch wachse, so müsse ja folgern, daß das Salz gleichermaßen auf dem Feld wachse. Daher sei bei bewandten Umständen kein besserer Rat zu erfinden, als daß man ein großes Stück Feldes, so der Gemeinde gehöre, wohl pflüge und egge und alsdann das Salz in Gottes Namen darein säe; so würden sie für die Folge ihr eigenes Salz haben und dürften nicht anderen darum nachlaufen und ihnen gute Worte geben. —

Dieser Ratsbeschluß ward nun auch wirklich und emsig in Ausführung gebracht, voll bester Hoffnung, sie würden nicht nur ferner der Salznot enthoben sein, sondern auch noch großen Gewinn durch Handel mit dem selbsterzeugten Salze erzielen. In solchem Vertrauen haben sie auch desto fleißiger Sorge um den Acker getragen, an jede seiner vier Ecken Hüter gesetzt, jeden mit einem langen Blaserohr in der Hand, die Vögel, wenn sie das gesäete Salz, wie anderen Samen, vielleicht auflesen wollten, zu schießen. Es währte nicht lange, da begann der Acker aufs allerschönste zu grünen, worüber die Bürger unsägliche Freude hatten. Sie meinten, nun sei es ihnen doch einmal geraten, und gingen alle Tage hinaus, zu besehen, wie das Salz wüchse und beredeten sich selber, sie hörten es wachsen, wie jener das Gras. Und je mehr es wuchs, je mehr wuchs auch in ihnen die Hoffnung; und es war keiner unter ihnen allen, der nicht schon in seinem Sinne einen ganzen Scheffel Salz gegessen hätte. Damit nun das heranwachsende Salz nicht zertreten oder sonst beschädigt wurde, stellten sie noch mehr Hüter bei dem Acker an und befahlen ihnen, wenn etwa eine Kuh, ein Pferd, eine Ziege oder ein Schaf auf den Acker käme, so sollten sie selbige mit Stoßen, Treiben, Jagen, Schlagen, Puffen, Klopfen, Zwicken, Scheuchen, wo sie nur immer könnten, angreifen und abwehren, sich selbst aber wohl hüten, den Acker zu beschädigen, was die Hüter ganz getreulich und bei ihrem Eide zu leisten versprachen.

II.

Das Salzkraut wuchs, blühte und reifte nicht anders, als ob es Unkraut gewesen wäre, von dem man doch sagt, daß es auf keine Weise verderbe. — Als aber die Zeit nahe herbeigekommen, daß man das aufgewachsene Salz, damit es nicht ausfalle, abschneiden und einsammeln sollte, rüsteten sie sich alle und bereiteten alles aufs beste und fleißigste, was zu solchem wichtigen Werke notwendig schien. Einige kamen mit Sicheln und Sensen, das Salz abzuschneiden; andere hatten Pferd und Wagen mitgebracht, es heimzufahren; wieder einige aber hatten ihre Flegel gerüstet und hingebracht, das

Salz auszudreschen. Wie sie aber Hand anlegen und ihr gewachsenes Holz abschneiden wollen, siehe, da war es also scharf, herb und hitzig, daß es ihnen die Hände überall verbrannte und verwüstete. Auch mochten sie nicht Handschuhe anziehen, weil es Sommer und sehr heiß war, so glaubten sie, man würde sie verspotten, wenn sie Handschuhe anlegten. Einige waren der Meinung, man solle das Salz mähen, wie das Gras; dem widerrieten andere, weil zu besorgen stehe, daß dabei der Samen ausfalle. Andere vermeinten, es wäre wohl gut, wenn man es mit einem Bogen abschießen könnte; weil sie aber keine Schützen unter sich hatten und besorgten, wenn sie nach fremden Schützen schickten, so möchte ihre Kunst, das Salz zu bauen, verraten werden, unterließen sie solches auch. Kurz, die Bürger konnten eben ihr Salz nicht fortbringen und mußten es auf dem Felde stehen lassen, bis daß sie einen Rat fänden, wie es anzugreifen wäre. Haben sie zuvor wenig Salz gehabt, so hatten sie jetzt noch weniger; denn was sie nicht verbraucht, das hatten sie versäet. Darum litten sie übergroßen Mangel an Salz. Leider war damals keiner unter ihnen, der die Kunst verstanden hätte, den Schnee des Winters hinterm Ofen zu dörren und für Salz zu gebrauchen. Von den Bürgern konnte keiner wissen, warum ihr Salz so scharf wäre. Sie dachten, das Feld wäre vielleicht nicht recht gebaut gewesen, zu wenig oder zu viel, und wollten daher weitere Versuche anstellen und abwarten. Wärest du, lieber Leser, damals an Ort und Stelle gewesen, so hättest du wohl gefunden, daß das Salzkraut nichts anderes war als — Nesseln. Aber die Bürger konnten das nicht begreifen.

4. Der Beckumer Mitleid mit einem armen Nußbaume.

Nicht fern von der hochweisen Stadt fließt ein Wasser, an dessen Ufer ein großer Nußbaum stand. Von diesem hing ein großer Ast hinab über das Wasser, und es fehlte wenig, daß er es berührte. Etliche bemerkten dieses, und weil sie liebe, fromme Leute waren, so hatten sie herzliches Erbarmen

und großes Mitleiden mit dem guten Nußbaume. Sie gingen deshalb zu Rat, was doch dem guten Nußbaume fehlen möge, daß er sich also zum Wasser neige? Als nun hierüber mancherlei Meinungen fielen, sagte zuletzt der Herr Bürgermeister, ob sie nicht närrische Leute wären? Sie sähen doch wohl, daß der Baum an einem dürren Orte stände und sich darum auf das Wasser neige, weil er gern trinken wollte. Er meinte auch nicht anders, als daß der sich herunterneigende Ast des Baumes Schnabel wäre, den er nach dem Trunk ausstrecke. Die Bürger faßten kurzen Rat, gedachten ein Werk der Barmherzigkeit zu tun, wenn sie ihm zu trinken gäben, und legten deshalb ein großes Seil oben an den Baum, stellten sich jenseits des Wassers und zogen den Baum mit Gewalt herab, damit er sich an dem Wasser erlaben könne. Als sie ihn fast ganz am Wasser hatten, befahlen sie einem, auf den Baum zu steigen und ihm den Schnabel vollends in das Wasser zu tunken. Indem der nun hinaufsteigt und den Ast in das Wasser tunkt, da reißt das Seil, und der Baum schnellt wieder empor und schlägt mit einem harten Ast dem Manne stracks den Kopf ab. Der Kopf fiel ins Wasser, so daß ihn keiner mehr sah; der Körper aber fiel vom Baume herab und hatte keinen Kopf mehr. — Darüber erschraken alle gewaltig, bestellten auf der Stelle das Gericht und fragten, ob der Tote auch einen Kopf gehabt hätte, als er auf den Baum gestiegen sei? Aber das konnte keiner von ihnen sagen. Der Bürgermeister sagte, er sei überzeugt, er hätte keinen gehabt, als er mit ihnen hinausgegangen; denn er habe ihn drei- oder viermal gerufen, aber nie eine Antwort gehört. Daraus schließe er: habe er nichts gehört, so habe er keine Ohren gehabt; und habe er keine Ohren gehabt, so habe er auch keinen Kopf gehabt, denn die Ohren müßten ja am Kopfe stehen. Doch wisse er es nicht so ganz gewiß; darum wäre sein Rat: man solle jemand heim zu seinem Weibe schicken und fragen lassen, ob ihr Mann auch heute Morgen den Kopf gehabt hätte, als er aufgestanden und mit ihnen hinausgegangen sei? Die Frau sagte, sie wisse es nicht; aber das sei ihr wohl noch bewußt, als er vom letzten Markte zurückgekehrt sei, da habe er

den Kopf noch gehabt; seitdem habe sie nicht acht auf seinen Kopf gehabt. „Dort an jener Wand", sagte sie, „hängt sein alter Hut; wenn der Kopf nicht darin steckt, so wird er ihn wohl mit sich hinausgenommen oder ihn anderswo hingelegt haben, was ich nicht weiß!" Alle sahen sie unter den Hut an der Wand, aber da war nichts; und noch heute weiß niemand zu sagen, ob der Bürger den Kopf mit hinausgenommen habe oder nicht; einige aber haben auch steif und fest behauptet, daß er niemals einen gehabt habe.

Der rodderige Siegenbuck.

Zur Zeit der Heuernte gingen früher viele Arbeiter aus dem Kirchspiel Beckum nach Holland. Einem von ihnen fiel es auf, daß ein Kamerad eine vorzügliche Sorte Tabak rauchte, und er fragte ihn, wo die zu haben sei. „In Amsterdam", lautete die Antwort. „Dort ist der Tabak sehr gut und doch billig. In einer Stunde kann man hin und zurückkommen, nämlich auf Ziegenböcken; man darf aber während des Rittes kein Sterbenswörtchen sagen." Nun wünschte der andere gleich am folgenden Tage die Reise nach Amsterdam mitzumachen und sich dort Tabak zu holen. Kaum waren sie auf dem Wege, da fanden sie zwei Ziegenböcke und stiegen auf. Schnell ging es weiter. Sie kamen an einen großen See, ein gewaltiger Satz — und sie waren darüber weg. Da konnte sich derjenige, der zum ersten Male die Reise mitmachte, nicht enthalten auszurufen: „Dat is doch nen gudden Sprunk för so 'nen rodderigen Siegenbuck." In demselben Augenblicke waren die Tiere ihnen zwischen den Beinen verschwunden, und sie konnten zu Fuß ihre Reise fortsetzen.

Das Kruzifix zu Stromberg.

Auf der Spitze des Stromberges, nicht weit von der jetzt verfallenen Burg, auf der einst die mächtigen Burggrafen von Stromberg hausten, steht eine schöne Kirche, in der ein hölzernes Kruzifix steht, das fromme Leute jetzt mit Silber haben



beschlagen lassen. Dieses Kruzifix wurde dort, wo die Kirche jetzt steht, vor ungefähr tausend Jahren in der Erde gefunden. Man brachte es in die Kirche, die in dem am Fuße des Berges liegenden Dörfchen Stromberg erbaut war, und stellte es dort auf den Altar. Allein am andern Morgen war es von da verschwunden und an der Stelle, wo man es gestern entdeckt hatte, fand man es wieder. Man wollte es wieder in die Kirche zurückbringen. Aber jetzt war es auf einmal so schwer, daß man es nicht aufheben, viel weniger von der Stelle bringen konnte. Da spannte man zwei Ochsen daran, doch auch diese konnten es nicht fortziehen. Erst als man sechs Ochsen mit Ketten daran spannte, konnten diese es zu der Kirche unten im Dorfe zurückziehen. Aber am folgenden Morgen war es wiederum verschwunden und wieder auf seinem alten Platz oben auf dem Berge, und keine Macht der Erde war jetzt imstande, es von da fortzubringen. Da sagte ein alter, frommer Einsiedler, der herbeigekommen war, dies sei ein Zeichen von Gott, daß das Kruzifix nicht von hier fort, sondern hier eine Kapelle haben müsse. Und er selbst sammelte Gaben bei Reichen und Armen, bei Vornehmen und Geringen und baute nach Jahresfrist eine schöne Kirche auf dem Platze. Die Kirche steht noch, und das Kruzifix ist sehr wundertätig, weshalb jedes Jahr Prozessionen zu ihm wallfahrten. Aber von der Stelle kann man es noch nicht bringen.

Up'n Dauden (Auf dem Toten).

Es sind nun viele hundert Jahre her, daß der räuberische Burggraf von Stromberg von seinen Feinden belagert wurde. Die Belagerung hatte schon ein Jahr gewährt, als der Burggraf sein Glück in einem Ausfall versuchen wollte. Alles ward geheim vorbereitet. In der folgenden Nacht standen die Strombergischen Reisigen schweigend und gerüstet im Burghofe. Kurz vor Mitternacht trat der Burggraf, mit seiner schönsten Rüstung angetan, in ihre Mitte. Er zeigte ihnen die Wachtfeuer im Tale, die kaum durch die trübe Mitternacht zu erkennen waren, munterte sie mit kräftigen Worten

auf und führte sie dann in aller Stille den Stromberg hinunter. Unter dem westlichen Abhange des Stromberges liegt ein jetzt angebautes Feld von bedeutendem Umfange. Hier hat das Lager der Feinde gestanden.

Der Burggraf hielt nun mit seinem Volke an den feindlichen Wällen. Die stürmische Herbstnacht hatte fast alle Wachen unter Obdach getrieben, und die wenigen Wachsamen ließ das Geheul des Windes, das Rauschen des Regens ungewarnt. Da schlug es auf Stromberg Mitternacht; auf dieses Zeichen erstieg zuerst der Burggraf, und ihm nach die Seinigen, das feindliche Lager. Nun begann ein Würgen, so arg es der Graf nur wünschen konnte, unter den Feinden, die teils schlafend, teils durch das Kriegsgeschrei der Stromberger zu ihrem Schrecken aufgeweckt, haufenweise den Tod fanden. Der Bach, der das enge Tal durchfließt, war rot vom Blute und das Schwert des Burggrafen hatte nach langer Rast wieder volle Arbeit. Endlich hatten sich die Belagerer unter ihren Anführern gesammelt und so griffen sie auch nun noch an Zahl überlegen, in guter Ordnung die Stromberger an. Da zog der Burggraf seine Reisigen aus dem Gefechte und führte sie eilig unter geringen Verlusten in die Burg zurück.

Einige Zeit darauf haben die Feinde den Stromberg durch Hunger und Verräterei erobert. Es hatte zwar der Burggraf das einzige Schwein, das auf der Burg zu diesem Zwecke am Leben erhalten wurde, täglich martern lassen, damit die Belagerer, die das Quieken hörten, glauben sollten, es würde jedesmal ein anderes Schwein in der Burg geschlachtet und es wären dort Lebensmittel im Überfluß. Ein altes Weib aber hatte die List verraten. Der Burggraf verlor nun zwar die Burg, aber seine Feinde büßten bei jenem Ausfalle die Hälfte ihrer Mannschaft ein, und die Alten erzählen noch von den vielen Gebeinen, die ihre Väter auf jenem Felde gesehen haben. Das Feld heißt auch seitdem: Up'n Dauden (Auf dem Toten), und nicht selten werden dort alte Waffenstücke und dergleichen ausgegraben.

Der gewalttätige und ruchlose Burggraf konnte auch nach seinem Tode keine Ruhe finden. Bald trifft man ihn in den

Ruinen seiner Burg, das Sündengeld, das er geraubt hatte, zählend und bewachend, bald sieht man ihn hoch zu Roß die Burg durchtoben.

Die Hünen bei Haltern.

Vor Zeiten haben hierzulande die Hünen gewohnt, ungeheure Leute mit gewaltiger Kraft. Von ihnen ist einmal einer zu einer Bäuerin gekommen, die gerade beim Backen am Ofen stand. Da hat er die großen, zwanzig bis dreißig Pfund schweren Brote, die sie eben herausgezogen hatte, genommen, in den Mund gesteckt und hinuntergeschluckt, als wären es Erbsen. Die Bäuerin hat gejammert und geklagt, aber der Hüne hat gesagt, was sie doch jammere, die kleinen Krümelchen wären doch soviel Klagens nicht wert.

Wenn die Hünen gedroschen haben, was sie ebenfalls verstanden, so ist der Stiel ihres Flegels so groß gewesen, wie jetzt der größte „Wiesenbaum" (Heubaum), und als Flegel hat ein halber Eichbaum daran gesessen.

Von welcher Körpergröße die Hünen gewesen sind, kann man noch an den Hünenrippen sehen, die zu Vehlen und in der Kirche zu Haus Ostendorf hängen.

Die Sage vom Steinberg.

In der Nähe der Stadt Haltern, nördlich vom Lippetal, liegt eine Hügelgruppe — die Borkenberge —, aus der der Steinberg besonders hervorragt.

Am Abhange des Steinberges liegt allerlei Geröll, zwischen dem zur Freude der Kinder Wald- und Brombeersträucher in Menge hervorwachsen. Oben auf dem Gipfel des Steinberges liegt ein großer, dicker Stein, von dem der Berg seinen Namen erhalten hat. Er hat viele Risse und Sprünge und sieht ganz grau und verwittert aus, fast wie ein altes, durchfurchtes Menschengesicht, das viel erfahren hat und viel zu erzählen weiß. Er ist schon sehr alt, der Stein. Damals schon lag er hier, als rauhe Römerhorden durchs friedliche Lippetal zogen



Woher er eigentlich gekommen ist, weiß niemand. Ist's ein Wanderstein, der von der großen Flut herübergeschwemmt wurde, ein Findlingsstein, der auf einem Heidegrab geruht, — ein „Slopsteen?" Haben heidnische Vorfahren hier ihre Opferstätte gehabt? Hat die alte Drude hier ihre Zaubersprüche gemurmelt, ihre Zaubertränke gebraut? Hat ihn gar Menschenblut befleckt? Was ist's mit dem Stein? Er liegt dort in steinerner Ruhe in der Sonne, wie ein träges, graues Ungeheuer und gibt keine Antwort.

Aber kommt einmal um Mitternacht hin, dann könnt ihr was erleben. Mit dem Glockenschlage 12 — Vollmond muß es sein — dann hört man in ihm ein wunderfeines Klingen. Ein Zittern und Beben geht durch den harten, starren Stein und langsam, langsam hebt er sich — höher, immer höher — und bleibt schwebend in der Luft. Und aus dem Berge kommt ein Gleißen und Flimmern, ein Funkeln und Strahlen. Wie ein heller, lodernder Feuerschein bricht's aus ihm hervor. Gold! Lauter Gold! Wohin nur das Auge sieht. Ganz gefüllt ist er mit Gold, und leuchtende Edelsteine liegen wie Sonnenfunken dazwischen verstreut....

Und die Waldmännchen kommen aus den schweigenden Wäldern ringsumher und die Nixe aus dem Mühlenbach und die Heidefee im wallenden Schleier und all die holden Elfen und Blumenkinder, greifen mit weißen Händen in die leuchtenden Schätze und spielen und schmücken sich damit im Mondenschein.

Doch da hebt in der Ferne die Turmuhr von Haltern an zu schlagen, vier dumpfe, schwere Schläge und danach ein heller klingender Schlag: 1 Uhr. Die Geisterstunde ist vorüber. Das Wasser des Mühlenbaches rauscht noch einmal laut auf, durch die Wälder huschen flinke, fliehende Füßchen und über die Heide gleitet ein weißer, wallender Schleier. Dann ist alles ruhig. Der Zauberspuk ist verschwunden; schwer und wuchtig lastet der tote Stein wieder auf dem schwarzen Berge. Unheimlich, wie ein drohendes Gespenst, starrt er jetzt in die dunkle Nachtluft, schwarze Wolken huschen über das klare Antlitz des Mondes und in den Wäldern schreien die Käuzchen: „Huit, huit." —

Die Holzhacker, Fuhrknechte und Wanderer, die am folgenden Tage vorübergehen, ahnen nichts von dem leuchtenden Geheimnis, das der Steinberg birgt.

Doch einmal ist's geschehen, da kam spät abends ein müder Wanderer, der sich verirrt, gerade um die Mitternachtsstunde am Steinberg vorbei. Er sah den schwebenden Stein, sah in den gleißenden Glanz und flugs war er im Berge drin und wühlte mit gierigen Händen im Golde, stopfte sich Taschen und Ränzel und wollte gerade schwer beladen wieder heraufsteigen — da schlug es 1 — und der Stein sauste hernieder und schloß den Berg. Er mußte bis zur folgenden Nacht im Berge bleiben. Als junger Mann war er hinabgestiegen, als Greis mit durchfurchtem Antlitz und schneeweißem Haar stieg er wieder heraus. Was er im Berge erlebt, er hat's nie einer Menschenseele verraten. Aber er fluchte seit der Zeit dem Golde und rührte es nicht mehr an.

M. Bromen, Herten.

Die Düwelsteene bei Heiden.

Mit gewaltigen Steinen beladen kam einst der Teufel durch die Gegend von Heiden bei Borken. Er wollte über den Rhein hinaus nach Aachen, gegen dessen Bewohner er mit tiefem Haß erfüllt war. Die Aachener hörten davon und schickten einen alten Mann mit mehreren Paaren abgetragenen Stiefel dem Teufel entgegen. Als dieser den Wanderer traf, fragte er: „Wie weit ist's noch bis Aachen?" — „O, lieber Freund," antwortete der Alte, „das ist noch sehr weit, sehr weit. Auf dem Wege dahin habe ich alle die Stiefel verschlissen, die ich auf dem Rücken trage." Da schleuderte der Teufel alle Steine fort und sagte zornig: „So sollen die vielen Steine hier liegen bleiben, und niemand soll sie zählen können." Noch heute sind die Steine dort zu sehen. Keiner hat sie zählen können. Wird ein Stein weggeholt, trägt ihn bei Nacht und Nebel der Teufel wieder dahin.

Das Grabmal des Zigeunerkönigs in Borken.

In der Kirche zu Borken ist folgende wunderbare Grabschrift zu lesen: „Obiit Dux Johannes de minore egipto V. Cal. Dec. anno 1438", die das Denkmal des letzten Zigeunerkönigs bildet, der auf dem Marktplatze des Städtchens wegen Totschlags eines anderen „Heidenkönigs" nachts bei Fackellicht auf einem ausgebreiteten, roten Scharlaken enthauptet wurde. Um der Hinrichtung zu entgehen, hat er vergebens sich erboten, er wollte eine metallene Mauer um ganz Borken ziehen.

Dieser letzte Heidenkönig soll auf dem Hause Engelrading gewohnt haben.

Ein Kleid von englischem Laken.

Graf Otto* berannte zu Loen das Schloß
Schon manch vergeblichen Tag:
Ob Bolz und Speer und Balken er schoß,
Es regt sich kein Stein auf dem Dach.

Unmutig saß der Bischof und sann
Und wetzte die Scharten am Schwerte,
Da meldete sich ein Weib ihm an,
Das ihn heimlich zu sprechen begehrte.

„Herr Bischof", begann die fahrende Magd,
„Gott segn' all Euer Beginnen!
Dort nach dem Schlößlein hat mancher gefragt,
Doch wehrhaft sind Pforten und Zinnen.

Und gleichwohl führt ein verhohlener Steig
In den Burghof sicher und leis,
Den will ich Euch zeigen, Herr Bischof, sogleich
Als wir einig sind um den Preis."

---

* Bischof Otto III., Graf von Rietberg (1301—1308).

Graf Otto schwört: „Eine Mark von Gold
Halt' ich die Botschaft wert!"
Darauf das Weib: „Um minderen Sold
Seid Ihr des Pfades belehrt.

Ich fordere nichts als Wams und Kleid
Von rotem, englischem Laken,
Und gebt mir dazu zwei Samtschuh breit
Mit goldenen Nesteln und Haken." —

Herr Otto lächelt: „Ich zahle den Preis
Dir also, wie sich's gebührt,
Sobald du die Mannschaft sicher und leis
Hinauf in den Schloßhof geführt." —

Und so geschah's. Durch Busch und Gestein
Die Männer führt sie bei Nacht.
„Herr Bischof, hier geht's zur Burg hinein —
Jetzt habt Eures Schwures bedacht!"

Vom Schlummer fuhren die Wächter empor:
„Was rauscht wie Sturm daher?"
Sie sahen weit auf des Schlosses Tor —
Zu spät die Gegenwehr!

„Herr Bischof, und seid Ihr nun Herr im Haus,
So löset mir Euer Wort!"
Da sendet Otto Boten aus:
„Holt Schuster und Schneider sofort!"

Die schnitten der Dirne Wams und Kleid
Von rotem, englischem Laken,
Die maßen ihr an zwei Samtschuh breit
Mit goldenen Nesteln und Haken.

„Und nun begrabt sie mit all ihrem Staat
Lebendig hier außer den Toren!
Empfinge sie wieder und trüge Verrat,
Wer weiß, wem er würde geboren!"

Joseph Seiler.

Der Schloßelf.

In monderhellten Weihers Glanz
Liegt brütend wie ein Wasserdrach'
Das Schloß mit seinem Zackenkranz,
Mit Zinnenmoos und Schuppendach.
Die alten Eichen stehn von fern,
Respektvoll flüsternd mit den Wellen,
Wie eine graue Garde gern
Sich mag um graue Herrscher stellen.

Am Tore schwenkt, ein Steinkoloß,
Der Bannerherr die Kreuzesfahn',
Und kourbettierend schnaubt sein Roß
Jahrhunderte schon himmelan;
Und neben ihm, ein Tantalus,
Lechzt seit Jahrhunderten sein Dogge
Gesenkten Halses nach dem Fluß
Im dürren Munde Mooses Flocke.

Ob längst die Mitternacht verklang,
Im Schlosse bleibt es immer wach;
Streiflichter gleiten rasch entlang
Den Korridor und das Gemach,
Zuweilen durch des Hofes Raum
Ein hüpfendes Laternchen ziehet;
Dann horcht der Wanderer, der am Saum
Des Weihers in den Binsen knieet.

„Ave Maria! stärke sie!
Und hilf ihr über diese Nacht!"
Ein frommer Bauer ist's, der früh
Sich auf die Wallfahrt hat gemacht.
Wohl weiß er, was der Lichterglanz
Mag seiner gnäd'gen Frau bedeuten;
Und eifrig läßt den Rosenkranz
Er durch die schwiel'gen Finger gleiten.

Doch durch sein christliches Gebet
Manch Heidennebel schwankt und raucht;
Ob wirklich, wie die Sage geht,
Der Elf' sich in den Weiher taucht
So oft dem gräflichen Geschlecht
Der erste Sprosse wird geboren?
Der Bauer glaubt es nimmer recht,
Noch minder hätt' er es verschworen.

Scheu blickt er auf — die Nacht ist klar
Und gänzlich nicht gespensterhaft,
Gleich drüben an dem Pappelpaar
Zählt man die Zweige längs dem Schaft;
Doch stille! In dem Eichenrund —
Sind das nicht Tritte? — Kindestritte?
Er hört, wie an dem harten Grund
Sich wiegen, kurz und stramm, die Schritte.

Still, still! es raschelt übern Rain,
Wie eine Hinde, die im Tau,
Beherzt gemacht vom Mondenschein,
Vorsichtig äset längs der Au.
Der Bauer stutzt — die Nacht ist licht,
Die Blätter glänzen an dem Hagen,
Und dennoch — dennoch sieht er nicht,
Wen auf ihn zu die Schritte tragen.

Da, langsam knarrend, tut sich auf
Das schwere Heck zur rechten Hand,
Und wieder, langsam knarrend, drauf
Versinkt es in die grüne Wand.
Der Bauer ist ein frommer Christ,
Er schlägt behend des Kreuzes Zeichen:
„Und wenn du auch der Teufel bist,
Du mußt mir auf der Wallfahrt weichen!“

Da, hui! streift's ihn, federweich
Da, hui! raschelt's in dem Grün

Da, hui! zischt es in den Teich,
Daß bläulich Schilf und Binsen glühn,
Und wie ein knisterndes Geschoß
Fährt an den Grund ein bläulich Feuer —
Im Augenblicke, wo vom Schloß
Ein Schrei verzittert übern Weiher.

Der Alte hat sich vorgebeugt,
Ihm ist's, als schimmere wie durch Glas
Ein Kindesleib, phosphorisch, feucht
Und dämmernd wie verlöschend Gas;
Ein Arm zerrinnt, ein Aug' verglimmt —
Lag denn ein Glühwurm in den Binsen?
Ein langes Fadenhaar verschwimmt,
— Am Ende scheinen's Wasserlinsen!

Der Bauer starrt, hinab, hinauf,
Bald in den Teich, bald in die Nacht;
Da klirrt ein Fenster drüben auf,
Und eine Stimme ruft mit Macht:
„Nur schnell gesattelt, schnell zur Stadt!
Gebt dem Polacken Gert und Sporen
Viktoria! soeben hat
Die Gräfin einen Sohn geboren!"

Annette von Droste-Hülshoff.

Burg Bentheim.

Die Grundmauern der Burg Bentheim sollen von Drusus, dem Stiefsohne des Kaisers Augustus, gelegt sein. Ein hoher Felsen, der nach Nordwesten dem Burgfelsen anhängt, wird von altersher Drususstuhl genannt. Er soll von diesem Sitze die Gegend überschaut, auch Recht gesprochen haben. An dem Sitze hat man in späterer Zeit die Inschrift angebracht:

Hic Drusus Jura dixit
Tubantibus.

(Hier sprach Drusus den Tubanten Recht.)

Die Tubanten sollen in der benachbarten Landschaft der holländischen Provinz Oberyssel, Twente oder Tuwente, und im Bentheimischen gewohnt haben. Andere behaupten, der Name Drusus sei verwechselt worden mit dem auch jetzt noch unter dem Volke gebräuchlichen altdeutschen Worte: Drus, das so viel wie Zauberin, Priesterin bedeute. Nach ihrer Meinung hätten zur Zeit des Heidentums auf diesem Felsen die Druiden ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte gehabt. Eine andere Sage will behaupten, daß die Burg Bentheim schon lange vor den Römern, und zwar von Riesen erbaut worden sei. Drus soll Riese, dann auch Teufel bedeuten. So hört man unter dem Landvolke noch die Äußerung: „Daß dich der Drus hole!", was so viel bedeutet wie „Daß Dich der Teufel hole!" Man erzählt sich daher auch, daß die Burg, deren Mauern ohne Mörtel aus dem Felsen gehauen zu sein scheinen, nicht von Menschenhänden erbaut, sondern vom Teufel, und zwar in einer Nacht von Grund auf bis zur Höhe errichtet sei.

Der „Herrgott von Bentheim."

Eines der ältesten Denkmäler aus der Zeit der Einführung des Christentums in Deutschland ist das steinerne Kreuz auf dem Schloßhofe in Bentheim. Im Volksmunde wird es „Herrgott von Bentheim" genannt. Über den Ursprung des Kreuzes berichtet die Sage:

Die ersten Glaubensboten in der Grafschaft Bentheim waren die beiden Brüder Ewaldi, von denen der eine wegen seiner schwarzen Haare mit dem Beinamen „der Schwarze", der andere wegen seiner weißen Haare „der Weiße" genannt wurde. Zunächst predigten sie im Bentheimer Walde, aber ohne Erfolg, da hier die Hauptopferstätten der Heiden sich befanden und die heidnischen Priester hier den größten Einfluß hatten. Die Missionare wandten sich daher nach der Gegend, wo später das Kirchspiel Ohne entstand. Dort hatten ihre Predigten größeren Erfolg; viele ließen sich taufen. Als die beiden Priester dann wieder weiterzogen, ließen sie in jener

Gegend einen ihrer Begleiter, den Franken Alberich, zurück, damit er das Bekehrungswerk fortsetze. Dieser erbaute nun eine Kapelle und versuchte aufs neue, im Bentheimer Walde das Wort Gottes zu verkünden. Aber er sollte sein Unternehmen mit dem Martertode büßen. Auf Anstiften der ergrimmten Götzenpriester wurde er auf dem sogenannten Kreuzkampe bei Bentheim gekreuzigt. Das Kreuz auf dem Schloßhofe, der „Herrgott von Bentheim", das früher auf dem Kreuzkampe stand, soll der Überlieferung nach an diesen Märtyrer erinnern.

Von den Hängen des Osning und der Weser

Das heilige Meer.

An der Straße zwischen Freren in der Niedergrafschaft Lingen und Ibbenbüren liegt das heilige Meer, ein weiter See, 2500 Schritte im Umfange. Von ihm erzählt man, daß es weder Holz noch Schiffe auf sich schwimmen lasse. An seiner Stelle hat vor Zeiten ein reiches Kloster gestanden, in dem es sehr weltlich und ohne klösterliche Zucht und Sitte zuging. Durch des Himmels Zorn ist es in einer grausen Wetternacht untergegangen, und ein See breitet hier nun seine Wasser so hell und klar, daß man an sonnigen Tagen tief drunten noch des Klosters Türme sehen kann. Viele Leute wallfahrten hierher und holen dieses Wasser, gleichsam als ein geweihtes, zu heiligem Gebrauch. Bei Stürmen wirft das heilige Meer noch immer Balken und Sparren des versunkenen Klostergebäudes an die Ufer. Der vorübergehende Landmann aber, der das sieht, betet ein Vaterunser oder ein Ave Maria.

Die Dörenther Klippen und das hockende Weib.

Das Wasser! Das Wasser! Es kommt, es kommt! —
O Mutter, fliehe, so lang es noch frommt!

Schon leckt's an der Schwelle, schon bricht es die Wand,
Die Spindel entsinket der bebenden Hand.

Sie raffet empor die Kinderlein:
Auf Leben und Tod in die Brandung hinein!

Es wogen die Wasser, es heult der Wind!
Ach Mutter, Mutter! geh doch geschwind!

Hinauf am Gebirge! — Herr, schütze sie!
Die Wasser spülen ihr um das Knie!

Die Wasser drängen mit Macht, mit Macht: —
Herr, sei ihr gnädig in dieser Nacht!

„Hinauf! Hinauf!“ — Sie schwankt — sie fällt —:
„Behüte die Kinder, o Herr der Welt!“



Erhöret wurde das hockende Weib:
Zum öden Felsen erstarrt ihr Leib.

Da waren auf dem Nacken von Stein
In Gnaden behütet die Kinderlein.

Joseph Seiler.

Die Slopsteine auf dem Halerfelde und dem Rodenberge.

Auf dem Halerfelde und dem Rodenberge liegen mächtige Hünengräber. Gewaltige Granitblöcke stehen doppeltgereiht nebeneinander, und auf ihnen lasten große Decksteine. Kreissteine umgeben sie. Das Volk nennt sie „Slopsteine“ und erzählt von ihnen, daß ein Heidenkönig in einem goldenen Haushalt (Sarg) darunter ruhe. Nachts erglühen sie und stehen, wie riesige Geisterlampen, dem aufstehenden Könige sein nächtlich Schaffen auf der dunklen Heide zu beleuchten. Ein Zauber macht es unmöglich, sie zu zählen.

„Lat apen!“

Unweit Tecklenburg liegt die Bauerschaft Wechte. Von ihr wird, ebenso wie von Beckum, mancher lustige Schwank in Westfalen erzählt. Einmal gehen die Wechter am Christtag zur Frühmesse nach Tecklenburg, und als sie an den Zitterteich kommen, flimmern die Sterne so hell im Wasser, daß der erste meint, es seien die Kerzen in der Kirche, die schon angezündet seien, einen tüchtigen Satz macht und mitten ins Wasser springt. Als der Nächste das sieht und hört, wie es so recht laut plumpst, glaubt der, er werfe die Tür zu, und ruft ihm schnell nach: „Lat apen!“ macht einen Satz und springt nach. So machen es alle nach der Reihe und zuletzt ist der Zitterteich so voller Beine gewesen, daß keiner gewußt hat, welche die Seinen waren. Wie ihnen das damals klar geworden, ist nicht gewiß, bei einer andern Gelegenheit aber haben sie es glücklich herausgebracht.



Die heilige Reinhildis.

Zur Zeit Bischof Wilhelms des Zweiten lebte im münsterschen Lande eine fromme Jungfrau mit Namen Reinhildis, deren wunderbare Geschichte noch bis auf den heutigen Tag im Munde des Volkes erzählt wird.

Sie war geboren zu Westerkappeln in der Grafschaft Tecklenburg auf dem Bauernhofe Kniepenhausen. Schon in früher Jugend wurde sie durch ihren Stiefvater und ihre hartherzige leibliche Mutter zu rauher Arbeit angehalten, die sie mit Unverdrossenheit und frommen Sinnes ausübte. Wenn sie aber, auf dem Felde den Pflug führend, die Kirchenglocke ein Zeichen zur heiligen Messe geben hörte, dann verließ sie Feld und Pflug und eilte zum Gotteshause, um ihren himmlischen Bräutigam anzubeten; denn mehr, sagte sie, ist dem Rufe Gottes zu gehorchen, als dem Befehle der Menschen. Dafür war auch Gottes Segen sichtbar mit ihr: alles gedieh unter ihren Händen, die pflügenden Pferde gingen ohne Leitung den gewohnten Weg, und wenn sie aus der Kirche zurückkam, war so viel Land umgeackert, als ein fleißiger Pflüger in der Zeit ihrer Abwesenheit hätte umpflügen mögen.

Da nun ihre Eltern sahen, daß Gott so wunderbar seine Magd verherrliche, wurden ihre Herzen durch die Eingebungen des bösen Feindes noch mehr verhärtet, so daß sie nicht allein ihre Tochter hart und grausam behandelten, sondern sie auch sogar an Sonntagen und hohen Festen vom Gottesdienste fernhielten.

Als einst Reinhildis in einen tiefen Brunnen hineinsah, wie der Himmel so schön darin widerschien, da schlich leise ihre Mutter herbei und stieß sie in die Tiefe hinab. Aber Engel schützten mit unsichtbaren Händen die Gottesbraut und hoben sie unversehrt aus dem Abgrund. Als am andern Morgen ihre Mutter mit Verwunderung sah, wie die Gerettete bräutlich geschmückt am Brunnen saß und ihr Haar flocht, da keimte schnell in dem bösen Herzen der Entschluß zu einem neuen Frevel. Mit süßen Worten lockte sie die arglose Jungfrau ins Haus hinein und ging mit ihr in einen tiefen unterirdischen Keller, worin es kalt war und düster



wie die Nacht. Hier in feuchter Finsternis, wohin niemals ein Strahl des Tages und ein Ton der Menschen gedrungen war, ermordete das blutdürstende Weib ihre eigene Tochter und verscharrte ihren Leib heimlich in die Erde.

Diese schreckliche Tat aber sollte nicht lange verborgen bleiben; denn es leuchtete ein glänzender Stern so lange über dem Hause, worin der Frevel begangen war, bis man den Leichnam auffand. Auch war in derselben Stunde, in der sie ermordet worden, ihr Stiefvater tot vom Pferde gesunken.

Einige Tage nachher begrub man die beiden Leichen auf dem Totenacker zu Westerkappeln. Reinhildis Körper aber sollte nicht bei dem ihres Stiefvaters ruhen; denn beider Leben war (wie es in einer alten Chronik heißt) wie Himmel und Hölle verschieden gewesen. Viele haben es gemeldet, daß nach dem Begräbnis der Leib der Jungfrau dreimal entfernt vom Totenacker aufgefunden worden sei. Daher rieten fromme Leute aus der Gegend, man möge den Leichnam auf einen mit zwei Ochsen bespannten Wagen legen, damit er durch die Ochsen ohne menschliche Leitung dahin gebracht würde, wo er nach Gottes Willen ruhen solle. Als dieses geschehen war, und die Ochsen, ruhig ihren Weg gehend, den Wagen mit der Leiche durch das Dorf Ibbenbüren fuhren, läuteten die Glocken dieses Dorfes von selber so mächtig, als wenn ein hohes Fest gefeiert würde, und nicht eher blieben die Ochsen mit dem Wagen stehen, als bis sie in ein wildes, unbebautes Land kamen, das mit vielen hohen Stauden, die man Riesenbeeren nennt, bewachsen war. Von dieser Stelle konnten die Ochsen durch keine Gewalt vertrieben werden; man sah ein göttliches Zeichen hierin und begrub hier die Leiche.

Weil nun in der Folge viele Wunder hier geschehen sein sollen, hat man dies durch den Bau einer Kirche verherrlicht, um die sich nach und nach ein Dorf anbaute, das teils von den Riesenstauden, teils von dem Bach, der dort fließt, den Namen Riesenbeck erhalten hat. Noch bis auf den heutigen Tag ruht Reinhildis Leiche in der Kirche dieses Dorfes und soll, wie das Volk sagt, noch ganz unverweset sein.



Die Hexenküche zu Tecklenburg.

In einer Felsenhöhle bei Tecklenburg hielten in alter Zeit Hexen und Zauberer ihre Zusammenkünfte ab. Auf Besenstielen kamen sie in der Mitternachtsstunde herangeflogen. In der „Hexenküche" brauten sie ihre verderblichen Zaubermittel. Der Lehrmeister war der Teufel in eigener Person. Nach getaner Arbeit vergnügte man sich mit Trunk und Tanz. Der Teufel mit der ältesten und häßlichsten Hexe eröffnete den Reigen. Wehe dem Menschen, der es wagte, das höllische Treiben zu stören. Ein schmerzhafter lähmender Hexenschuß und baldiger Tod waren sein Los. Einst ging in der Nacht ein Tecklenburger Graf an dem Felsen vorbei. Er hörte das teuflische Kreischen und Johlen und sank, wie vom Schlage gerührt. Am andern Morgen fanden ihn seine Diener und trugen ihn klagend ins Schloß. Der Sterbende erzählte, was geschehen war, und nun wußte man, daß es für ihn keine Rettung gab. Nur die fromme Gräfin verzagte noch nicht. In der nächsten Nacht kleidete sie sich in ein weißes Gewand, nahm ein Kruzifix in die Hand und ging betend aus dem Schlosse den Teufelsklippen zu. Ihre Frauen und Mägde folgten von ferne. Als sie auf dem Felsen angekommen war, erdröhnte ein gewaltiger Donnerschlag. Die Felsen bebten und zerrissen, und aus dem Spalt stieg hohnlachend der Teufel herauf und streckte seine Krallen nach der Gräfin aus. Sie aber betete laut und hielt ihm das erhobene Kruzifix vor die haßsprühenden Augen. Da zuckte der Böse zusammen, stieß ein klägliches Geheul aus und sprang in die Ebene hinab. Ihm folgten seine Gesellen mit wutverzerrten Gesichtern. Auf dem Felsen aber stand betend die fromme Gräfin. Als sie in die Burg zurückkehrte, war ihr Gemahl genesen. Seit jener Nacht mied der Teufel den Felsen. Niemand hat ihn oder einen von seinem Anhange noch dort gesehen. Den Eindruck aber, den sein Fuß und seine Faust beim Sprunge hinterlassen haben, können Regen und Sonnenschein nicht verwischen.



Die große Grete zu Tecklenburg.

Auf dem Schlosse Tecklenburg stand eine Kanone, die große Grete (dei grote Greite) genannt. Sie hatte den Spruch auf ihrem Rohr:

Grote Greite heit ick,
Sewen Meilen scheit ick,
Den ick dräp, den greut ick.

Nun begab es sich aber, daß der Bischof von Münster einmal eine Fehde mit dem Tecklenburger Grafen hatte. Da beschloß denn der oberste Kriegsfeldherr des Bischofs, ehe er gegen den Grafen auszöge, zuvor eine Musterung zu halten, und er ließ also ein Lager auf der Heide bei St. Mauritius aufschlagen. Als er nun die Truppen fleißig gemustert und alles in gar gutem Stand gefunden hatte, da befahl er, weil gerade so schöner Sonnenschein war, eine große Tafel ins Freie zu stellen und lud sämtliche Offiziere ein, dort mit ihm zu speisen; denn er glaubte, vom Feinde sei nichts zu besorgen, denn dieser habe acht Stunden bis hierher zu marschieren, und wenn es ihm ja einfallen sollte, so seien ja Vorposten und Streifwachen ausgestellt, die würden es schon melden.

So setzten sich denn die Herren zu Tische und waren guter Dinge. Allein sie hatten eins vergessen, die große Grete. Sie stand acht Stunden weit von ihnen entfernt auf ihrer Schanze, aber neben ihr ein tüchtiger Mann, und weil dieser gute Augen hatte, so sah er von der Höhe herab, daß unten im Tale eine große Menge Leute zusammensaßen. Er dachte also, es könne nicht schaden, wenn er ihnen eine tüchtige Kugel zuschickte.

Nun stand gerade ein Schweinskopf, eine Zitrone im Maule, auf der Tafel, da kam die Kugel aus der Grete, und hui, war der Schweinskopf vom Tische wie weggeblasen. Alle fuhren von ihren Plätzen in die Höhe, Entsetzen in den Zügen, der Kriegsoberste aber ging stracks zum Bischof und sagte, Soldaten, die so exerzieren können, wie die seinen, solle man nicht einem so gefährlichen Geschütz preisgeben, das ja weiter schieße, als es sich gehöre. Das leuchtete auch

dem geistlichen Herrn ein, und er schickte auf der Stelle einen Unterhändler ab, der mit dem Tecklenburger Grafen Frieden schließen mußte. So hatte denn die große Grete ohne Blutvergießen gesiegt.

Der „iserne Biabaum" zu Lengerich.

Auf der Grenze zwischen Lengerich und Lienen steht eine alte Linde. Im Streite rief einst ein Bauer hier seinem Nachbarn zu: „Ick woll, dat die de raue Hahn up et Dack krägede!" Nach einigen Tagen brannte das Haus wirklich ab. Der Bauer wurde der Brandstiftung beschuldigt und durch die Fehme zum Tode verurteilt. Alles Beteuern seiner Unschuld nützte nichts. Das Urteil wurde vollzogen und das Schwert mit ins Grab gelegt. Beim Zuschütten brach der Gerichtsherr einen Zweig von der Linde und ließ ihn so eingraben, daß nur das abgebrochene Ende aus dem Grabe hervorsah. Dann sprach er: „Wir weihen deine Seele Gott und deinen Leib der Erde; so gewiß der Zweig stirbt in deinem Grab, so gewiß ist deine Schuld." Und siehe, — der Zweig starb nicht. Er schlug Wurzeln und wuchs und aus dem Stumpf wurde eine mächtige Linde. Das war ein Gottesurteil für die Unschuld des Getöteten. Mit Grauen sah das Volk den Baum aus dem Grabe hervorwachsen. Man befestigte ein Kruzifix an der Linde und machte sie dadurch zu einem Biabaum (Betbaum). Weil sie aus dem Grabe des Schwertes gewachsen war, nannte man sie den „isernen Biabaum". Später wußte man nicht mehr, was ein Biabaum war und verwandelte den Namen in „Birnbaum".

Das Meerweib zu Icker.

Auf dem Kolke zu Icker schwimmt mitten im grünen Wasser eine mit Bäumen und Gras bewachsene Insel, die schwimmende Insel genannt. In dem Wasser lebten einst Meerweiber, die vergnügten sich mit ihren Kindern auf der Insel und am Ufer. Nahe an dem Kolke liegt der Hof Hanfeld,

Der Ravensberg.

Innerhalb des Amtes Borgholzhausen liegt, von den Gemeinden Hamlingdorf, Holzfeld, Cleve und der zum Amte Halle gehörenden Gemeinde Hesseln umgeben, die kleine Domäne Ravensberg mit den Ruinen der alten Bergfeste Ravensburg, dem Stammsitze der alten Grafen von Ravensberge. Der Berg, auf dem die Burg liegt, ist der westliche, durch das schmale Clevertal ganz abgetrennte Ausläufer der südlichen Vorkette des Teutoburger Waldes. Er sinkt nach Westen ganz sanft ins Tal und bildet eine halbe Stunde südlich von Borgholzhausen den östlichen Torpfeiler der Bergöffnung, die das nördlichste der drei Haupttore des Teutoburger Waldes ist.

Die Burg ist schon über tausend Jahre alt; denn schon in einer im Stift Freckenhorst im Münsterlande aufbewahrten Stiftungsurkunde aus dem Jahre 851 wird sie erwähnt. Den Namen der Burg leitet die Sage von einem Erbauer Rabo ab, der auch die Tecklenburg und die Iburg erbaut haben soll*. Da die Ritter und Vasallen des Ravensberges als Helmzeichen und Wappen einen Raben führten, so bringt eine andere Sage den Namen der Burg mit dem Namen dieses Vogels in Verbindung und erzählt: Drusus, der angebliche Erbauer der Stadt Cleve am Fuße des Ravensberges, habe den Berg befestigt und den römischen Adler darauf gepflanzt; die Anwohner hätten dies Feldzeichen für einen Raben gehalten und hiernach Berg und Burg benannt.

Ein halbzerfallener Wartturm ragt über die steile Höhe empor; die Mauern und das Burgtor liegen in Trümmern.

Sehr merkwürdig ist der noch wohlerhaltene Brunnen auf dem Burghofe. Er ist über 100 Meter tief, auch versiegt sein Wasser nur im heißesten Sommer. Ein großes, mühevolles Werk war es, den Schacht durch das Felsgestein so weit hinabzutreiben. Eine Sage schreibt den Brunnenbau

* Dieser Häuptling soll drei Töchter, Ravena, Ida und Thekla gehabt und jeder eine Burg als Morgengabe geschenkt haben. Von den Töchtern haben die drei Burgen die Namen bekommen.

zwei Rittern zu, die von dem Grafen von Ravensburg nach langer blutiger Fehde besiegt worden waren.

In dem dunklen, schaurigen Burgverlies hielt er sie gefangen; niemals wieder solle ihnen das Licht der Sonne leuchten, — so lautete der Befehl des strengen Burgherrn. Schon hatten die Unglücklichen jahrelang in harter Gefangenschaft geschmachtet; schon hatten sie aller Hoffnung entsagt, dereinst aus ihren Banden befreit zu werden; da meldet ihnen der Kerkermeister eines Tages, daß er ihnen auch kein Wasser mehr zum Trunke reichen könne. Die Quellen an den Abhängen des Berges seien in der Hitze des Sommers versiegt, die Brunnen in der Umgegend ausgetrocknet; die gräfliche Familie selber sei durch den Wassermangel in große Not gebracht. Da fällt wieder ein Strahl der Hoffnung in die Nacht des Unglücks. Die Gefangenen lassen dem Grafen melden, daß sie bereit seien, mit eigener Hand einen Brunnen auf dem Burghofe zu graben, so tief, daß es ihm niemals an Wasser fehlen werde, sofern ihnen nach vollbrachtem Werk die Freiheit geschenkt werde. Der Graf willigt ein und leistet ihnen das Versprechen bei seiner ritterlichen Ehre. So fangen die beiden denn das saure Werk mit Freuden an. Von der Frühe des Morgens bis zum Schein des Abendsterns, in Frost und Hitze arbeiten sie sich durch das harte Gestein und graben sich in den Felsen hinein; und wenn der Schweiß von der Stirne träufelt und die Arme matt werden wollen, — die Hoffnung hält sie aufrecht und sie verzagen nicht. Jahre vergehen, tiefer und tiefer wird der Brunnenschacht; noch aber zeigt sich von dem Felsenquell keine Spur. Schon ist das zehnte Jahr angebrochen. Da, an einem lieblichen Frühlingsmorgen, werden sie noch einmal hinabgelassen in den dunklen Schlund. Gewaltige Hammerschläge dröhnen aus der Tiefe; ein lautes Freudengeschrei folgt nach. Der Born hat sich geöffnet, das lauterste, klarste Wasser sprudelt aus dem Felsen hervor und beginnt den Brunnen zu füllen. Die Ritter werden wieder emporgezogen. Die Sonne lacht ihnen so freundlich entgegen; im schönsten Frühlingsglanze breitet sich die Welt vor ihren entzückten Blicken aus. Die Bande, die immer noch ihre

Füße gefesselt hielten, werden ihnen auf des Grafen Wort gelöst. Mit dem Rufe: „Freiheit! Freiheit!" stürzen sie einander in die Arme und — sinken leblos zu Boden. Das Übermaß der Freude hatte sie getötet.

Die Linde auf dem Markte zu Halle.

Das Städtchen Halle, das so freundlich am südlichen Fuß des Osnings liegt, nicht fern von den Ruinen des Ravensberges, hat den Namen von den Salzquellen, die einst hier benutzt wurden, nun aber längst verschwunden sind. Noch vor hundert Jahren hat hier mitten auf dem Markte eine wahrhaft ungeheure Linde gestanden. Sie ist ringsumher mit einer Mauer umgeben gewesen, die acht Seiten und an jeder Seite einen Eingang gehabt hat. Auf dieser Mauer haben die weit ausgebreiteten Zweige geruht, und oben über den Zweigen waren Sitze angebracht, und sind Versammlungen gehalten worden. Im Jahre 1726, den 21. Juli, hat sie einem Neubau weichen müssen. Hermann Adolf Meinders hat ihrem Falle eine Elegie gesungen. Diese Linde, so erzählt man, hat Karl der Große eigenhändig gepflanzt, und zugleich soll er die Kirche dort gegründet und dem Orte Marktgerechtigkeit verliehen haben.

Das Haus zu Halle und der Turm zu Bockhorst.

Zu Halle am Kirchhofe, gerade der nördlichen Kirchtür am Chore gegenüber, steht ein gar wundersames Haus. Es ist kurz und schmal, aber von ungewöhnlicher Höhe. So sieht sich's besonders von der Nordseite an; denn an der Südseite hat der im Fortgange der Jahrhunderte höher gewordene Kirchhof einen Teil des unteren Stockes verdeckt. Was nun dort zwei Stock sind, besteht aus einem Gemäuer von ganz außerordentlicher Dicke, und darauf hat man in neuerer Zeit ein hölzernes drittes Stockwerk gesetzt. Daß dies Gebäude ursprünglich etwas anderes gewesen ist als ein Wohnhaus, sieht man leicht; was aber? Das hat die Überlieferung nicht

bewahrt. Nur das Wunderliche wird erzählt, der Turm zu Bockhorst habe einst zu diesem Hause gehört. Bockhorst ist aber ein wohl drei Stunden von Halle entferntliegendes Kirchdorf. Die Kirche dort ist uralt, älter selbst als die im nahen Städtchen Versmold, die ursprünglich zu Bockhorst gehört hat.

Vor Jahren hat ein Besitzer des Hauses in Halle die untere Mauer an der Ostseite abgeräumt und an der Westseite durchbrochen. Dort hat er einen alten Türbogen gefunden und über ihm in Mönchsschrift die Jahreszahl 770. Hier betrug die Dicke der Mauer beinahe fünf Fuß, und in ihrem Innern fanden sich eingemauerte Graburnen. Eine genauere Untersuchung des Gebäudes machte es nun klar, daß es einst ein Kirchlein gewesen sei. Selbst eine Altarnische ward noch aufgefunden. Und so hat sich hier eins der allerältesten und ersten Gotteshäuser Westfalens erhalten, gar weislich bei den Salzquellen erbaut; denn da pflegte sich ja doch die ganze Umgegend zu versammeln. Und jene Sage erhält nun durch diese Entdeckung auch ihr Licht.

Das Kirchspiel Dornberg.

Das Dorf Dornberg, an der Grenze des Kirchspiels Hoch am Nordostabhange des Teutoburger Waldes gelegen, ist sehr alt. Es wird schon im 12. Jahrhundert genannt, bestand aber sicher schon mehrere Jahrhunderte vorher. Der Graf Welter, des Herzogs Wittekind Kanzler und Stifter der Abtei zu Herford, hatte ausgedehnte Besitzungen zwischen Dornberg und Herford und wohnte auf seiner Burg in Dornberg; in dem Dornberger Pfarrhause ist noch eine gemauerte Kammer, das Steinwerk genannt, in der seine Kanzlei gewesen sein soll.

Die Sage erzählt: „Wittekind war von Karl dem Großen auf der Südwestseite der Berge zwischen Zwei- und Virschlingen geschlagen. Als er sah, daß der Sieg der Feinde entschieden war, erkannte er, daß er sich auf jener Seite der Berge nicht mehr halten könne, trieb die Seinen zur Flucht über den Berg nach Dornberg zu und rief: „Dür dan Biärg!"

Eine andere Sage erzählt: „Die Kirche sollte zuerst im Tale zu Groß-Dornberg erbaut werden, aber eine weiße Taube kam jeden Morgen auf den Zimmerplatz geflogen, nahm einen Span in den Schnabel, flog mit ihm bergan, legte ihn auf einer Lichtung nieder und setzte sich daneben auf einen mächtigen Dornbusch. Dies wiederholte sie so oft, daß man zuletzt erkannte, die Taube wolle die für den Bau der Kirche Gott wohlgefällige Stelle bezeichnen. Nun erbaute man die Kirche neben dem Dornbusch, und der um das Gotteshaus herum sich bildende Ort erhielt von diesem Dornstrauch seinen Namen."

Die Riesen auf dem Sparrenberge und dem Ravensberge.

In grauer Vorzeit lebten auf dem Sparrenberge und dem Ravensberge zwei gewaltig große Riesen, die einen ungeheuren Backtrog gemeinsam benutzten, um den Teig anzusäuern. Eines Tages hatte der Riese auf dem Sparrenberge einen ganzen Ochsen verzehrt und legte sich ein bißchen auf den Rücken, um zu schlafen. Da flog ihm ein Huhn, das von einem Fuchs verfolgt wurde, in die Nase. Nun mußte der Riese so unbändig niesen, daß der ganze Berg erbebte. „Die verwünschten Fliegen!" rief der in seiner Mittagsruhe gestörte Riese. Da hörte er vom Ravensberge her ein gewaltiges Geräusch. Er glaubte, sein Nachbar habe allein gebacken, ohne auf ihn zu warten, und kratze jetzt den Trog aus. „Warte, du Racker," dachte er, „das will ich dir versalzen!" Rasch eilte er zum Ravensberg, wo er seinen Nachbarn schlafend fand. Dem war ein Hase durch den Bart gelaufen, und er hatte sich den Bart gekratzt. Als der Riese sah, daß er sich geirrt hatte, wurde er böse. Er nahm sachte den Backtrog auf, stülpte ihn sich als Hut auf den Kopf und ging seiner Wege. Unterwegs zwischen Werther und Halle saß ihm der Hut nicht recht, und er stülpte ihn oben auf den Berg. Da erstickten dort alle Eichen und Buchen, und seit der Zeit wollen dort die Pflanzen nicht mehr recht gedeihen.

Der Sparenberg.

Heinrichs des Löwen tapferer und treuer Anhänger, der edle Bernhard von der Lippe, hatte bei Bielefeld eine Burg gebaut und diese seinem Lehnsherrn zu Ehren Löwenburg genannt. Aber Graf Hermann von Ravensberg, ein mächtiger Gegner Bernhards, der die an der Grenze seines Landes erbaute neue Burg als einen Hohn und eine Gefahr betrachtete, zog mit seinen ravensbergischen Mannen vor die Löwenburg, belagerte und eroberte sie, riß das lippische Wappen und die Welfenfahne herunter und nagelte sein Wappen, die drei roten Sparren, an die eroberte Burg. Nun nannte er sie Sparenburg. Da rückte Graf Bernhard von der Lippe, der nicht willens war, die schöne Burg in den Händen des Feindes zu lassen, wiederum vor diese, belagerte sie mit Roß und Mann und ließ dicke Steinkugeln in die Feste werfen, konnte sie aber, trotzdem er arge Verwüstungen in der Burg und an den Außenmauern anrichtete, nicht wieder erobern. Der ravensbergische Graf baute dann die Sparenburg aus und befestigte sie stark. Man erzählt, daß zur Zeit dieses Baues (um 1180) der Scheffel Roggen drei Mariengroschen kostete, und ein Tagelöhner 4 Pfennige Tagelohn erhielt.

In dem Burgberge, auf dem der Sparenberg liegt, befinden sich Höhlen und Gänge. Ein Gang soll unter der Erde bis zum Markte der Stadt Bielefeld führen.

Der Schmied von Bielefeld.

In Bielefeld lebte vor langen Jahren ein Schmied, der verstand seine Kunst wie kein anderer. Nichtsdestoweniger wollte sich der Mann nicht mit dem begnügen, was er leistete, sondern ersann immer Neues und suchte zuletzt durch ein Bündnis mit dem Teufel sich vollends in den Besitz aller geheimen Künste zu setzen. Jetzt kam er erst recht in Ruf, und zwar so, daß der heilige Petrus, als er einmal aus dem Himmel in das Land Westfalen hinunter mußte und als er dort fand, daß seinem Rosse die Hufeisen klapperten, die Gelegenheit benutzte, die Bekanntschaft des kunstreichen Schmiedes zu

machen. Als das Roß des Heiligen neu beschlagen war, und er nach dem Lohn fragte, meinte der Schmied: Geld habe er nicht gerade nötig, aber er besitze einen Beutel, aus dem ihm sein Geld stets fortkäme. Der Heilige — der Schmied hatte seine Wunderkraft schon aus der kurzen Unterhaltung bemerkt — möge ihm seinen Säckel segnen, damit nichts ohne seinen Willen entwischen könne. Da der Heilige willfährig war, holte der Schmied wirklich einen großmächtigen Säckel hervor, der dann die Segnung bald weg hatte.

Ich weiß nicht, wie lange es nun her war, daß der Schmied sich des Lebens freute. Das währte, bis eines frühen Morgens der Vertrag abgelaufen war, der Teufel ankam, um den ihm verfallenen Schmied zu holen. Dieser sagte, daß er nicht nötig habe, die Türe zu öffnen, er möge nur durch das Schlüsselloch einfahren. Als nun der Teufel durch das Schlüsselloch huschte, fand er sich bald in dem geweihten Sack gefangen. Er konnte, wie sehr er sich abmühte, sich aus ihm nicht loswinden, konnte auch den geweihten Sack nicht sprengen. Das Schmiedelein faßte aber lustig den Sack mit scharfer Zange an und bearbeitete ihn auf dem Amboß dermaßen mit seinem Hammer, daß der Teufel hell aufschrie und alles, was er zu leisten fähig war, versprach, damit der Schmied ihm Ruhe gönne und ihn aus dem Sacke ausfahren lasse. Der Schmied aber wollte nur seinen Vertrag gelöst haben und bestand so lange darauf, bis der Teufel ihm den Vertrag aus dem Sacke reichte. Er hatte ihn eben zum Vorweisen mitgebracht. Jetzt hielt der Bielefelder seinen Sack wieder an das Schlüsselloch und ließ den Teufel hinausfahren. Er war aber dermaßen zugerichtet, daß er nie mehr daran dachte, die Schmiede zu besuchen. Auch mochte er dem Schmiede, als er endlich vor alters gestorben war, kein Plätzchen in seiner Hölle aus lauter Furcht einräumen. Da gab es für ihn denn kein ander Unterkommen als eben im Himmel.

Die Gründung der Abtei zu Herford.

In der Gemeinde Dornberg liegt der Meierhof Müdehorst, dessen Eigentümer früher jährlich am 10. Dezember einen fetten Ochsen an die Abtei zu Herford liefern mußte. Diese Leistung bestand seit dem Jahre 832 und hängt mit der Gründung der Abtei zu Herford und der gleichzeitigen Erbauung der vormaligen Kapelle in Müdehorst zusammen. Welter, der zu Dornberg wohnende Kanzler Wittekinds, war unvermählt und faßte den Entschluß, den größten Teil seines Vermögens der heiligen Jungfrau zu Ehren zur Gründung eines Nonnenstifts zu verwenden. Ungewiß, wo er dieses Stift nebst einer dazu gehörenden Kirche anlegen sollte, ließ er sich durch ein Traumgesicht leiten, einen weißen Stier, dem man brennende, geweihte Wachskerzen an die Hörner gebunden hatte, von Dornberg aus ins Freie laufen zu lassen, um, gleich dem Isselhorster Esel, durch die Erbauung einer Kirche den Gott wohlgefälligen Ort zu bezeichnen. Nicht weit von Dornberg legte sich der müde Ochs, aber er sprang sogleich wieder auf und rannte weiter, bis er sich da, wo die Au in die Werre fällt, ermattet lagerte. An dieser Stelle erbaute Welter ein Kirchlein, und bald darauf begann man daneben den Bau eines Nonnenstifts, für vierzehn edle Jungfrauen bestimmt, die ihr Leben in klösterlicher Abgeschiedenheit der Jungfrau Maria weihen sollten.

Jeffa, eine fromme Jungfrau in dem Stift zu Soissons in Frankreich, wahrscheinlich eine Schwester Welters, wurde die erste Äbtissin. Dies war das erste Nonnenstift im Sachsenlande und der Anfang der nachherigen Abtei, die zu solchem Ansehen in der Welt gelangte, daß die Äbtissin Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatte. — Auf der Stelle aber, an der der müde Ochs sich zuerst gelegt, seinen Horst oder seine Ruhestatt genommen hatte, baute Welter eine der Abtei zugehörige Kapelle und nannte den Ort Müdehorst.

Welter soll am 16. Dezember 840 gestorben und in der von ihm in Herford erbauten Kirche begraben sein.

Die Vision zu Herford.

Im Jahre 1011, am Tage der Heiligen Gerwasius und Protasius, ging ein armer Schäfer nach Herford, um sich im Hochstifte eine Gabe zu erbitten. Da erschien ihm nahe bei der Stadt auf einem Hügel die Jungfrau Maria und gebot ihm, der Äbtissin zu sagen, daß sie gerade an dieser Stelle eine Kirche und eine Wohnung bauen möge für fromme Klosterjungfrauen, die sich ganz besonders ihrem Dienste weihen sollten. Der Schäfer tat, wie ihm befohlen war, allein die Äbtissin, die kluge Godesta, eine Schwester Bernhards, Herzogs zu Sachsen, nannte den armen Mann einen Betrüger und ließ ihn ins Gefängnis werfen. Manchen Tag saß er hier und sann vergebens, wie er sich rechtfertige und das Gebot Marias in Erfüllung bringen könne. Auch der Bischof zu Paderborn, der heilige Meinwerk, hatte geurteilt, daß, wenn die Jungfrau mit ihm geredet, so müsse er ein Wahrzeichen bringen, sonst könne man ihm nicht glauben. Endlich erschien ihm die Himmelskönigin wieder, bezeugte ihre Freude, daß er die Prüfung überstanden habe und offenbarte ihm, was nun geschehen solle. Alsbald ließ der Gefangene der hochwürdigen Frau sagen, daß er jetzt zu dem Wahrzeichen bereit wäre, man möge ihn nur hinführen auf jenen durch die Erscheinung geheiligten Hügel. Hier steckte er in Gegenwart einer zahllosen Menschenmenge ein Kreuz in die Erde. Und siehe, in Gestalt einer Taube kam die himmlische Jungfrau herab und setzte sich auf dasselbe, gerade so, wie sie es verkündet und er es vorher gesagt hatte. Da ward die Kirche und das Stift bei Herford auf dem Berge erbaut. Und das Fest der Erscheinung ist alljährlich mit großer Herrlichkeit begangen worden, bis endlich die Veranlassung vergessen, und aus der Feier ein Volksfest geworden ist, das noch immer die Vision heißt. Und von dem in die Erde gepflanzten Kreuze ist auch noch ein Stück übrig. Es befindet sich in dem Altare der Kirche.

Der Schatz in Wiedenbrück.

In der Stadt Wiedenbrück an der langen Straße, nicht weit von dem Langenbrücker Tor, steht ein kleines Haus, hinter dem sich ein großer Garten befindet. In diesem Garten hat früher ein Schloß gestanden, das aber zerstört ist. Hier hat vor Zeiten ein alter Geizhals gewohnt, der Witwen und Waisen betrogen und viel Geld zusammengescharrt, und, damit es ihm nicht gestohlen werde, in die Erde vergraben hat. Das Geld liegt noch da, und zur Strafe muß der Geizige es bewachen. Alle sieben Jahre beim Vollmonde kommt es zum Vorschein, dann öffnet sich die Erde, und das Geld glänzt im Mondenscheine; darüber sieht man eine blaue Flamme. Wie man diesen Schatz heben kann, hat man noch nicht entdecken können.

In dem Hause, zu dem dieser Garten gehört, wohnte einmal eine Magd, die sich oft verschlief und deshalb von ihrer Hausfrau ausgeschimpft wurde. Einstmals erwachte sie, und wie sie sah, daß es schon ganz hell war, glaubte sie, sich wieder verschlafen zu haben. Sie kleidete sich darum schnell an und ging in die Küche, um das Feuer anzumachen. Wie sie aber während dessen durch das Küchenfenster in den Garten sah, gewahrte sie darin ein kleines Feuer, weshalb sie Stahl und Feuerstein beiseitelegte, eine Schüppe nahm und damit in den Garten auf das Feuer zuging, um sich lebendige Kohlen zu holen. Sie steckte die Schüppe in das Feuer und zog eine Menge Kohlen hervor; mit diesen ging sie in die Küche zurück. Als sie die Kohlen aber auf den Herd legte, gingen sie aus, weshalb sie noch einmal in den Garten ging und sich neue holte. Doch auch diese gingen aus, als sie sie wieder auf den Herd legte, und deshalb ging sie zum dritten Male in den Garten. Als sie aber jetzt an das Feuer kam, ging eine furchtbare Stimme daraus hervor, die rief: „Kommst du noch einmal, so drehe ich dir den Hals um!" Da ließ sie vor Schrecken die Schüppe fallen und eilte in das Haus zurück. In dem Augenblicke schlug die Uhr eins. Am andern Morgen aber lagen auf dem Feuerherde lauter schöne, blanke Dukaten.

Wat dhaist du hier?

To Falkenhagen de Jesewiten
Hadden 'n Pater Recter in aolden Tiden,
De was umme Wysheid und Verstand
Berochtiget in't ganſʒe Land.
De Geister un de Speukedinger
Konn he vorjagen mit 'n kleinen Finger;
Un wenn he sprak: „Wat dhaist du hier?"
Mosst' sülvest de Düvel rümen't Quartier.
He hadde ein Bauk van Pergamente,
Dar stünnen de Sprüche in all behende,
Wormede he de Geister bedwang,
'n jieden nah synem Amt un Rang.

Nu kann men lichte sick wall denken,
Dat Mannigen dat mogte krenken,
Dat dese Pater, grämlick un aold,
Hadde so utermaten Gewold
Over den kwaden ſʒwarten Gesellen,
De sick nennt den Künig der Hellen.
Vör Allen de Köster sick duchte klauk!
He meende, wann he hadde dat Bauck,
He wollde des Düvels wall mächtig wesen.
He konnde ja schrieven un konnde lesen!

As nu de Pater eins was buten Hus,
Kam de Köster listig in syne Klus,
Un fund dat Bauck van Pergament,
Wat he dar lange hadde kennt,
Un mit der Hast nam he't van dann
Un fänk to lesen driftig an.
He dachte: „Nu kann't mi nich mankeeren,
Nu mott ick in Korten ryke wären!" —
He laus der Worde allsovihle
Un der Bauckstaven in graoter Ihle,
As he sonst, ick gläuve't forwahr,
Nich laus in einem ganſʒen Jahr.

Doch by den Lesen un Bauckstaveeren
Lat sick noch nicks abselveeren: —
Et mogten, denk ick in mynem Sinn,
Wall noch de rechten Namens nich syn.

Toläßte kam he an ein Blatt,
Dar de Düvel uppe satt,
Mit'n Päärfaut un mit'n Ssegensteert.
As he noch werd affopeert,
Un der Schrivturen wören seven
Mit Minschenblaut darunner schreven;
Men bruk dei Sprüche nich eist to lesen; —

Och, Köster, wörest du kläüker wesen!
He hadde noch knappe de Schrift bekeken,
Do horde he auck den Hellhund all bleken:
De stund, mit Augen, graot as'n Kump
Dicht vor dem armen Köster Slump.
Dei Flammen schlaugen öhm gräsig wilde
Lang ut'n Halse, dar he brüllde;
He greip mit schlimmen vorgiftigen Kralls
Dem Köster gierig nah synem Hals.
Dem was dat Härte van Angeste ßwar,
Syn Undergang sach he openbar.
Doch in der Bedrovnisse allso dicke,
Dachte he, un meende syn Glücke,
Noch an dat wunderdhädige Word,
Dat he van den Pater offten gehord;
He reip lude, mit tornigen Munne:
„Wat dhaist du hier in deser Stunne!?" —
De Düvel was awer vor öhm nich bange,
He sähde, un toffte gar nich lange,
He sähde: „Den Hals ick di bräken will,
Darumme gonk sitten, un haol men still!" —
De Köster reip: „Herr Düvel, bedenket,
Wann Jy mynen jungen Hals vorrenket,
Wer sall dann de Klocken lüden in't Kloster
To'm Ave Maria un Paternoster?

Se klungen so helle un klungen so wyt,
Wann ick se ludde tor Avendstyd!" —
De Düvel greip to: „Giv her dynen Hals!
Hier mott ick di faoten, hier sind myne Kralls!"

Do tikke de Pater sacht an de Dhür
Un reip dör't Klinklock: „Wat dhaist du hier?"
Do könnde de Düvel nich länger blieven,
He mosste dem Köster laoten dat Lieven.
De Köster wurd van Schaden klauk,
He kick nich wieer in dat Bauk.

Joseph Seiler.

Die Externsteine.

Bei der Stadt **Horn** am Fuße des **Teutoburger Waldes** erheben sich die berühmten Externsteine, vom Volk auch Eggester- oder Elsternsteine genannt, angeblich, weil die Elstern darin nisten. Es sind fünf wie Riesensäulen aus der Erde aufragende Felsblöcke, die vollständig frei nebeneinanderstehen. Sie rühren wahrscheinlich von einer Erdumwälzung her, die durch Überflutung alle sandigen Teile ringsumher fortgespült hat, so daß sie allein stehengeblieben sind.

Die Exsternsteine waren bis zur Zeit Karls des Großen Hauptsitz des germanischen Heidentums, und auf den hier befindlichen Opferaltären wurden wahrscheinlich die gefangenen Römer nach der Niederlage des Varus geschlachtet. Auf dem höchsten der Felsen stand ein Götzentempel, der später in eine christliche Kapelle verwandelt wurde. Im 11. Jahrhundert wurden die Exsternsteine von Einsiedlern zu ihren Wohnsitzen erwählt; dieser Zeit verdanken wahrscheinlich die in die Felsen gehauenen Gemächer und Bilder, die den Sieg des Christentums über das Heidentum bekunden, ihre Entstehung.

Der nördlichste der Felsen ist zu einer geräumigen Einsiedelei ausgehöhlt, an deren äußerer Wand die Abnahme Christi vom Kreuze dargestellt ist: seitwärts sieht man in



einer Felsnische das Heilige Grab. Der zweite Felsen ist auf dem Gipfel zu einer viereckigen Kapelle mit Altar und Tür ausgehauen, zu der man auf einer von dem dritten ersteigbaren Felsen hinüberführenden Brücke gelangt. Der vierte trägt auf der Höhe ein losgerissenes, mächtiges Felsstück, das jeden Augenblick herabzustürzen droht, obgleich es schon Jahrhunderte diese Lage behauptet. Der fünfte Felsen tritt weniger aus dem Berge hervor.

Daß diese merkwürdige Felsengruppe auch von der Sage umsponnen wurde, ist nicht zu verwundern, und kein anderer als der Teufel konnte es sein, der solch Riesengebäude errichtet. —

Es war zur Zeit, als der Frankenkönig Karl die heidnischen Sachsen bekriegte und sie zum Christentum zu bekehren suchte. Viele Jahre schon hatte dieser Krieg gedauert, und immer noch widerstand das zähe Volk und vor allem der Herzog Wittekind. So oft Karl auch glaubte, die Sachsen unterworfen zu haben, so brachen sie doch immer wieder los, und der unermüdliche Wittekind entflammte stets aufs neue ihren Mut. Allein auch die Kraft dieses Helden erlahmte endlich, und seine Macht ward alle Tage geringer.

Da erschien ihm einst bei der Nacht der Teufel und erbot sich, einen Heidentempel zu erbauen, der so gewaltig sein sollte, daß ihn der starke Karl wohl stehenlassen müsse. Um dieses Heiligtum sollten sich dann alle, die noch den alten Göttern treu wären, sammeln und in fester Einigkeit von dort aus die verhaßten Feinde vertreiben. Und dafür, versicherte der Teufel, wolle er nichts weiter, als daß Wittekind und die Seinen dem väterlichen Glauben nimmer entsagten. Mit Freuden willigte der Herzog ein, und der Teufel versprach, den Bau in der nächsten Vollmondnacht zu vollführen. Von dieser Zeit an waren Wittekinds Waffen wieder siegreich, und sein Anhang mehrte sich von Tag zu Tag.

So kam die Zeit des Vollmonds, und der Teufel begann sein Werk. Ungeheure Felsen schleppte er aus aller Welt Enden herbei und türmte sie zu Gewölben und Hallen von gewaltigem Umfang übereinander. Zu gleicher Zeit wollte



auch Wittekind einen entscheidenden Schlag gegen die Franken tun. Verkleidet schlich er sich in ihr Lager, um auszukundschaften, wo König Karl sich aufhielt. Er sah den Gegner in der Kapelle knien und hörte, wie er um das Seelenheil Wittekinds und der Sachsen betete. Wittekind ward so tief davon ergriffen, daß er seinen heidnischen Irrtum einsah, sich reumütig zu Karls Füßen warf und sich taufen ließ.

Da das der Teufel gewahr ward, geriet er in eine fürchterliche Wut. Er stürzte über den Tempel her, riß Säulen, Wände und Giebel mit entsetzlicher Kraft auseinander und warf die Felsen links und rechts neben sich auf die Erde. Das sind die Exsternsteine, die noch jetzt, grau und verwittert, am Eingang in den Teutoburger Wald zu sehen sind. Auf der Höhe des einen findet sich noch ein Gemach mit einem Opferstein, das der Teufel zu zerstören wohl vergessen haben mag. —

Als nun aus dem Heidentempel eine christliche Kapelle geworden und ein mächtiges Kreuz in die Felsenwand gehauen war, da rief von der Kuppe des Felsens ein Glöcklein die Gläubigen zum Gebet und Tausende strömten zu diesem Gnadenort. Der Teufel aber, der vor Ärger lange Zeit die Stätte gemieden hatte, verspürte eines Tages Lust, sich seinen früheren Tummelplatz wieder einmal anzusehen. Er fuhr also durch die Luft daher nach den Externsteinen. Allein wie ward ihm, als er von weitem das Glöcklein hörte und dann vor dem Altar einen Priester stehen sah, umgeben von einer großen Anzahl andächtiger Beter!

Da ergriff er in seinem ersten Groll einen mächtigen Felsblock und schleuderte ihn mit schwerem Fluche gegen die Kapelle, um den Priester zu zerschmettern. Dieser aber sah den Block heranfliegen, ergriff das Kreuz und schrie zu Gott dem Herrn. Und siehe, der Felsblock senkte sich und blieb an der schroffen Kante des gegenüberliegenden Felsens hängen. Der Teufel, der wohl wußte, wer den Stein hier festbannte, knirschte in ohnmächtiger Wut mit den Zähnen und flog von dannen.

Jener Felsblock aber hängt heute noch auf der Höhe der Externsteine und dräuet allen, als wenn er sogleich herab-

stürzen wolle. Ja, wenn der Wind scharf weht, so bewegt er sich, aber er bleibt gleichwohl liegen; denn der, der ihn dort angeheftet hat, läßt ihn nicht fallen.

Das Kloster zu Blomberg.

Eine Zauberin hatte in der Osternacht aus der Pfarrkirche St. Martini zu Blomberg eine Hostie gestohlen, um sie zu benutzen. Das Fehlen der Hostie wurde bald bemerkt und eifrig darnach gesucht. Als die Zauberin dies vernahm, warf sie, um nicht als Diebin entdeckt und bestraft zu werden, die Hostie in den Brunnen, wo sie aber, so viel sich auch das böse Weib bemühte, sie durch Stangen auf den Grund zu stoßen, unversehrt auf dem Wasser schwimmen blieb und so gefunden wurde. Sofort zur Rechenschaft gezogen, versuchte sie den Verdacht auf ihre junge Magd abzulenken, aber, peinlich befragt, mußte sie zuletzt ihre Missetat eingestehen, die sie mit dem Feuertode, anderen zur Warnung, gebüßt hat. Ihr Geld und Gut fiel halb der Kirche, halb der Magd zu als Entschädigung für die ausgestandene Angst.

Das Wasser des Brunnens aber, in dem die geweihte Hostie geschwommen hatte, sollte bald in der ganzen Gegend berühmt werden; denn es bewies sich bei der Heilung von Krankheiten als überaus wundertätig. Dieser Umstand bewog Graf Bernhard IV. zunächst über dem Brunnen eine Kapelle des heiligen Leichnams zu errichten, dann gestattete er im Jahre 1408 dem Prior zu Möllenbeck, aus den Opfern der Genesenen und Wallfahrer dort ein Kloster zu bauen und die Kapelle durch die jetzige schöne dreischiffige Klosterkirche im gotischen Stile zu ersetzen. So ist das Kloster zu Blomberg entstanden, das schon im Jahre 1533 wieder aufgehoben wurde. Auch der Brunnen in der Kirche ist nicht mehr vorhanden. Aber auch nach der Reformation erhielt sich noch eine Zeitlang der Ruf des Wassers aus dem Heiligenborne und es wurde auch an entfernt wohnende Kranke versandt.

Die Karlsschanze bei Altenbeken.

Als Karl der Große von der Eresburg her gegen die Weser vorrückte, lagerte er sich auf einer Höhe zwischen Kleinenberg und Willebadessen, auf der noch heute die Spuren dieses Lagers in großen Wällen wahrzunehmen sind, und die man die Karlsschanze nennt. Karl verweilte hier drei Tage bei fortdauernder Dürre, die alle Bäche und Quellen austrocknete; das Heer fing deshalb an, großen Durst zu leiden. Aber Gott verließ seine tapferen Streiter und ihren heldenmütigen Anführer nicht und eines Tages, als nach der Sitte alle ruhten, brach aus einem dem Heerlager nahen Berge eine solche Wassermenge hervor und ergoß sich in ein trockenes Flußbett, daß das ganze Heer vollauf genug hatte.

Diese wunderbare Quelle ist der sogenannte Bullerborn bei Altenbeken, der noch im 16. Jahrhundert die auffallende Erscheinung darbot, daß er zeitweise strömte und dann wieder versiegte. Er warf dann stundenlang eine große Wassermasse mit bedeutendem Getöse und Rauschen aus und lag danach wieder stundenlang trocken. Den Ausbrüchen ging ein geheimnisvolles Rauschen in den Wipfeln der Bäume, die die Quelle umstanden, vorher. Bei trockenem Wetter arbeitete die Quelle in größeren, bei nassem in kleineren Pausen. Von Dezember 1630 bis zum Jahre 1638 war der Bullerborn ganz versiegt. Seitdem fließt er ohne Unterbrechung und Geräusch, wie jede andere ordnungsliebende Quelle auch.

Seltsame Brunnen.

Bei Paderborn ist ein Brunnen, Metron genannt. Aus ihm fließen drei Bächlein; eines führt ein klares, helles, warmes Wasser, das andere ein trübes, weißes und kaltes von einem starken Geschmack, und das dritte ein grünliches, klares und säuerliches Wasser. Wenn aus dem mittelsten Bächlein Vögel trinken, fangen sie an zu zittern und sterben.

So quillt auch eine Meile von Paderborn, beim Dorfe Altenbeken, ein mächtiger Quell zutage, der heißt der Bullerborn oder



Polderbrunnen. Mitten in sandiger Ebene, wo man keine Quelle vermuten sollte, kommt und verschwindet er dreimal des Tages, und bricht dann jedesmal so stark hervor, daß seine Flut drei Mühlengänge treiben könnte, und verrinnt dann, wenn er die ganze Ebene mit großem Getöse überschwemmt, wieder im Sande.

Der heilige Liborius.

I.

Vor mehr als tausend Jahren sind die Gebeine des heil. Liborius aus Frankreich nach Paderborn gebracht worden. Als man die Gruft, wo sie zuerst geruht, öffnete, drang ein Geruch, lieblicher wie Rosenduft, daraus hervor und verbreitete sich ringsumher. Nachdem man darauf Messen und Lieder über den heiligen Leichnam gesungen, ward er in einen goldenen Sarg gelegt und von greisen, ernsthaften Männern aus Frankreich getragen. Woher sie kamen, blühten Blumen auf und fremde, nie gesehene Vögel kamen und sangen preisende Lieder. Wo sie im Freien übernachteten, sprangen klare Brünnlein zu ihrer Erquickung; Segen brachte ihre Reise allen Fluren, durch die die Fahrt ging. Kamen die Männer mit ihrer kostbaren Last an einen Fluß, so gingen sie hindurch, ohne nur ihre Füße zu benetzen. Die Dornen am Wege stachen sie nicht, und die scharfen Steine ritzten ihre Fußsohlen nicht blutig. So ging die Fahrt viele Tage lang, und die Männer wurden nicht müde und spürten auch weder Hunger noch Durst in der ganzen Zeit. Als sie endlich den Sarg auf dem Hochaltar im Dome zu Paderborn niedergesetzt hatten, da fielen sie tot zur Erde. Sie hatten ja auch ihr Werk vollbracht. Gemeine Bürde sollte auf ihren Schultern nun nicht wieder ruhen.

II.

Manches Jahrhundert lang hatten die Gebeine des heiligen Liborius im Dome zu Paderborn geruht, und großer Segen war der Stadt und dem Lande durch einen so mächtigen



Schutzpatron zugewendet worden. Aber mit der Zeit fingen die Leute an, gleichgültig gegen ihren Heiligen zu werden, und ihre Andacht war kaum mehr ein Schatten von der heißen Inbrunst der Väter. Zuletzt kam es dahin, daß die feierlichen Umzüge und Prozessionen ganz unterblieben, und Priester und Volk den Tag des heil. Liborius nicht höher mehr feierten, wie jeden anderen Festtag. Von der Zeit kamen schwere Tage über das Paderbornsche Land, Seuchen, Krieg und Hunger brachen herein; man hörte von ungeheuren, nie vorher erdachten Verbrechen erzählen, und wenig fehlte mehr, so glaubte man den jüngsten Tag nahe. Da gingen die Betörten in sich, flehten zum Himmel um Erlösung und fasteten und taten Buße viele Tage lang. Und der Himmel erhörte sie und gab ihnen ein Zeichen, wie sie das Elend abwenden könnten. Denn in einer Nacht öffnete sich die große Dompforte, und jene Männer traten heraus, die einst die heiligen Gebeine aus Frankreich geholt hatten. Zum zweiten Male ruhte jetzt der goldene Totenschrein auf ihren Schultern; finster und schweigend hielten die Ehrwürdigen mit den Reliquien den Umzug durch die Stadt, wie es sich von alten Tagen her gebührte. Dann trugen sie den Sarg wieder in den Dom. Die Pforte schloß sich geräuschlos hinter ihnen, und die ganze Erscheinung war verschwunden. Die Paderborner aber nahmen sich die Mahnung der schattenhaften Träger zu Herzen, und als wieder St.-Liboriustag kam, hielten sie die Prozession feierlicher, als je zuvor. Darauf war Pest, Krankheit und alles Elend verschwunden.

III.

Abermals waren wieder viele Jahrhunderte vorübergegangen, und der Dreißigjährige Krieg wütete im deutschen Lande. Paderborn wurde vom tollen Christian* belagert. Nur kurze Zeit widerstand die Stadt dem harten Angriffe, und bald drangen die Lutherischen ein. Die hausten wild in den Häusern und auf den Gassen, und der tolle Christian schaffte den Dom zum Pferdestall um und hielt Rennen und

* Herzog Christian von Braunschweig.

Spiele in den gewölbten Gängen. Den Sarg des hl. Liborius aber nahm er und ließ Goldstücke daraus prägen[1], und die Gebeine führte er in einem leinenen Sacke mit sich auf seinen Kriegszügen. Aber schon nach einem Jahre ereilte ihn die Strafe für seine Tat; denn um die Zeit wurde er bei Stadtlohn im Münsterschen von Tilly völlig geschlagen und aller seiner Macht beraubt. Da saß er und klagte und rief: „Ach, hätte ich den Alten ruhen lassen, es ist mein Unglück!" Darauf schickte er die Gebeine eilig nach Paderborn zurück, wo sie lange in einer hölzernen Kiste lagen. Endlich, als wieder Friede war, ließ man, wenn auch keinen goldenen, doch einen vergoldeten Schrein für sie verfertigen[2] in dem sie noch jetzt aufbewahrt werden.

Bischof Meinwerk.

Bischof Meinwerk regierte zu Anfang des elften Jahrhunderts und ist der berühmteste Bischof von Paderborn gewesen. Er hat nicht bloß den Reichtum und Länderbesitz der Kirche vergrößert, sondern auch für die Bildung des Volkes und die Veredelung seiner Sitten Sorge getragen.

Einst kehrte er zu Nieheim in dem Hause dessen ein, den er zum Vorsteher und Ältesten der Gemeinde eingesetzt hatte. Er fand die Frau seines Wirtes schön geputzt; — aber der Garten war mit Nesseln und Heidekraut bewachsen. Da ließ er der eitlen Frau ihren Schmuck nehmen und sie mitten durch das Unkraut führen, wo es am dichtesten stand, so daß sie sich ihrer Trägheit schämen mußte. Als nun aber der strenge Bischof im nächsten Jahre wieder nach Nieheim kam, fand er den Garten mit Fleiß und Sorgsamkeit bearbeitet und zubereitet. Alles Unkraut war verschwunden. Da tröstete und beschenkte er die Frau, die sich gebessert hatte.

[1] Es ist bekannt, daß Herzog Christian auch die zwölf silbernen Apostel aus dem Dom in den Schmelztiegel wandern und die berühmten Taler daraus prägen ließ, die auf der Rückseite des Herzogs Wahlspruch tragen: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind."

[2] Von dem Silberarbeiter Hans Drake in Dringenberg.

Ein andermal wollte Meinwerk auf seinem Hofe Barkhausen die Treue der Dienstleute gegen seinen Verwalter prüfen. Er befahl seinem Gefolge, die Pferde auf das Getreide zu führen, das eben auf der Tenne ausgebreitet lag, und dachte dabei: Sind die Knechte brav, so werden sie es hindern; sind sie aber leichtsinnig und nicht auf den Nutzen ihrer Herrschaft bedacht, so werden sie sichs gefallenlassen. Das letztere geschah. Da bestrafte er die Knechte hart und ermahnte sie zu größerer Treue. Als er nun im folgenden Jahre wiederkam, wollten die Knechte ihn mit seinen Pferden nicht einmal einlassen. Das lobte der Bischof und befahl dem Gesinde von nun an jährlich zwei Schinken mehr zu reichen.

Eine Witwe hatte alljährlich ein sogenanntes Schuldschwein für den Haushalt des Bischofs zu liefern. Einst kam sie mit ihm zur Adventszeit und weinte bitterlich. Meinwerk fragte sie nach der Ursache ihrer Betrübnis. „Ach," antwortete sie, „ich habe in diesem Jahre das Tier nicht nähren können, weil ich selbst Mangel leiden mußte; da hat mich der strenge Schulze gezwungen, das Brot zu verfüttern, das meinem Sohne von guten Leuten gegeben worden ist, damit er seinen Hunger stillen könne!" Da ward der Bischof tief gerührt. Er entließ die arme Witwe aus seinen Hofdiensten und nahm sie unter die Armen auf, die er selbst versorgte.

Der Dombaumeister von Paderborn.

Als man in alter Zeit den Dom zu Paderborn bauen wollte, fand man beim Graben der Fundamente, daß auf einer Seite des Bauplatzes der Boden moorig und nicht wohl geeignet war, die ungeheure Last der Mauern und Türme zu tragen, während die gegenüberliegende Seite aus starkem Felsengrunde bestand. Die Ratsherren und Vorsteher wurden nun ängstlich und meinten, der große Bau werde verunglücken, ließen den Baumeister rufen und nahmen ernste Rücksprache mit ihm. Der aber wollte nicht ja und nicht nein sagen, schüttelte nur mit dem Kopfe und schmunzelte, er werde

schon für den Dom einstehen, er und seine wackeren Gesellen.

Darauf hat nun das Werk seinen glücklichen Fortgang gehabt, und es ist nach manchem Jahr und Tag, nach manchem vergossenen Schweißtropfen fertig geworden. Als nun die geistlichen Herren und die Ältesten der Stadt den Dom besichtigten, ob alles auch nach Recht und Ordnung gebaut wäre, da fanden sie rechts an einer Säule Männer in einer Stellung ausgehauen, als wenn sie keuchend eine schwere Last trügen. Gegenüber war an einem Pfeiler eine flatternde Fledermaus gemeißelt. Verwundert fragten die Herren nach der Bedeutung der Bilder. Da lachte der Meister und sprach: „Hier rechts ist der Boden feucht und locker, deshalb mußten wir den Bau hier mit unserer Kunst stützen; dort hingegen ist der Boden so fest, daß leicht eine Fledermaus den Dom stützen kann.

Die Männer und die Fledermaus sind noch heute im Paderborner Dome zu sehen, nur kennt nicht jeder ihre Bedeutung.

Der Brunnen im Dome zu Paderborn.

Im Dome zu Paderborn quillt ein tiefer, kühler Brunnen, die Pader, von der die Stadt ihren Namen hat. Kein Fremder, der sich den Dom zeigen läßt, versäumt es, diesen Brunnen zu sehen, denn an ihn knüpft sich eine alte Sage. Unten in dem Brunnen ruhen Schätze von Gold und Edelsteinen, die mehr wert sind, als das ganze Paderbornsche Land, aber niemand vermag sie zu heben, denn ein schwerer Bann hält sie von alten Zeiten her gefangen. Aber auch ein steinernes Muttergottesbild ruht unten in der Tiefe. Über dieses hat der Zauber keine Macht und jeder, der das rechte Wort und die rechte Zeit weiß, kann das Bild herausheben. Wenn aber das Bild gehoben sein wird, kommt alles erdenkliche Glück über Haus, Stadt oder Land, wo es sich befindet.

Ein alter Bischof von Paderborn hatte von diesem segenspendenden Muttergottesbilde gehört und fühlte ein heißes Verlangen, in seinen Besitz zu kommen. Da meldete sich

eines Tages ein Zauberer und versprach dem Kirchenfürsten, das Bild aus dem Brunnen heraufzuholen, und verlangte als Entgelt nur die Erlaubnis, in dem von der Mutter Gottes gesegneten Lande wohnen zu dürfen. Der Bischof ging freudig auf diese Bedingung ein, gewährte auch dem Manne die erbetene dreitägige Vorbereitungsfrist und schritt am dritten Tage mit ihm in den Dom. Gerade als Mittag war, stellten sie sich an den Rand des Brunnens, und der Fremde fing an, nachdem er dem Bischof das größte Stillschweigen auferlegt hatte, aus einem großen Buche halblaut zu lesen. Nachdem er drei Zauberformeln, die eine noch stärker als die andere, gebraucht hatte, versiegte das Wasser im Brunnen, und eine Treppe wurde sichtbar, die auf vielen Stufen hinabführte. Auf dieser stieg der Zauberer herunter und verschwand am Ende durch eine kleine Tür im Brunnen. Es dauerte gar nicht lange, da kam er zurück und trug das schwere Steinbild, das ganz grau und verwittert aussah, auf seiner Schulter. So wie er heraufstieg, kam das Wasser langsam hinter ihm her, und als er oben war, stand es gerade wieder so hoch im Brunnen, wie vor der Beschwörung. Ein unbeschreiblich angenehmer Duft ging von dem Muttergottesbilde aus, das der Bischof mit tiefer, heiliger Ehrfurcht erfaßte und auf den Hochaltar niedersetzte. Da der Bischof gern erfahren wollte, ob der Zauberer auch von den unermeßlichen Schätzen gesehen, die unten im Brunnen bewacht werden, so fragte er ihn darnach. Und der Fremde fing an zu erzählen, von den wunderbaren Sachen, die er unten in der Tiefe gesehen, von goldenen Palästen, von Gärten, in denen Diamantblumen blühen, von Bächen edlen Weines, die über Rubinfelsen rauschen. Da erfaßte den Bischof das Verlangen, ebenfalls diese Schätze zu schauen. Trotzdem der Zauberer ihm die großen Gefahren, denen er entgegenging, eindringlich vorstellte, ihn mit Tränen in den Augen bat, sein Leben und seiner Seele Heil nicht auf das Spiel zu setzen, wollte der Bischof nicht von seinem Vorhaben abstehen, und der Fremde mußte die Beschwörung zum zweiten Male beginnen. Als der Brunnen leer und die Treppe wiederum sichtbar war, stieg der Bischof

hinab. Er ist aber nicht wiedergekehrt. Zugleich waren der Zauberer und das steinerne Marienbild verschwunden. Der Brunnen quillt aber nach wie vor.

Die Domherrenuhr.

Im linken Seitenschiffe des Domes zu Paderborn befindet sich eine kleine Schlaguhr, die immer um eine Viertelstunde früher geht, als die große Turmuhr. Mancher weiß nicht, was das bedeutet und macht sich allerlei Gedanken darüber. Es hat aber folgende Bewandtnis damit. In früheren Zeiten traf es sich oft, daß die adligen Domherren in Paderborn gleiche Posten in Hildesheim bekleideten. Wohnten diese Herren nun in Paderborn, so hatten sie alle Jahre nur einmal an einem gewissen Tage nach Hildesheim zu reisen, dort dem Hochamte im Dome beizuwohnen und dann ihren Lohn als Domherren von Hildesheim einzustreichen. Kamen sie aber nicht zur rechten Zeit, so war der Gehalt für das Jahr verfallen. Einer reisete auch in dieser Absicht nach Hildesheim, kam aber trotz aller Eile erst dort an, als die Messe bereits angefangen war. So hatte er die Reise vergeblich gemacht. Wie er wieder nach Paderborn zurück kam, war sein erstes, daß er eine Schlaguhr verfertigen und im Dome aufstellen ließ, die immer eine Viertelstunde zu früh gehen mußte. Nach ihr richtete er sich fortan mit seiner Abreise und so kam er nachher nie wieder zu spät. Das ist die Uhr im linken Seitenschiffe zu Paderborn, die noch immer eine Viertelstunde zu früh geht.

Der Marienbrunnen.

Auf dem Jesuitenhofe zu Paderborn steht ein ehernes Marienbild über einem fast ganz verfallenen Brunnen; von ihm erzählt man:

Es kam einmal in den heißesten Tagen des August ein Bettler nach Paderborn und flehte um Gotteswillen um einen kühlen Trunk. Aber — war es nun Hartherzigkeit oder

Gleichgültigkeit — der Arme ward an jeder Tür abgewiesen. So schleppte er sich denn, fast verdurstet, fort bis zum Kollegium der Jesuiten. Jedoch die hohen Treppen zu erklimmen und die geistlichen Herren um eine Erquickung zu bitten, dazu war er nicht mehr imstande. Da gewahrte er im Hofe das Muttergottesbild, er hob zu ihm seine zitternden Hände und rief mit kläglicher Stimme: „Maria, du Heilige, schaffe meiner glühenden Zunge, meinen wunden Gliedern Labung, oder laß mich hier sterben!" Und sieh! plötzlich kamen Strahlen silberhellen, kalten Wassers aus den Brüsten der hehren Frau hervor; der müde Greis labte und stärkte sich und ging, Maria die Heilige preisend, von dannen.

Die Boten der Jesuiten hatten alles gesehen und beeilten sich, das wunderbare Wasser aufzufangen. Auch ließen sie an der Stelle nachgraben, viele hundert Fuß tief. Aber der heilige Quell war längst wieder versiegt, und einen andern fanden sie nicht. So ließen sie endlich die Arbeit liegen. Der Brunnen ward nach und nach verschüttet. Das Steingeländer zerfiel und verwitterte, und heute sieht man kaum noch einige Spuren davon. Das Muttergottesbild aber steht noch immer, ernst und ehrwürdig.

Das Feuer im Kloster Abdinghof.

Vor vielen Jahren, als im Kloster Abdinghof zu Paderborn noch Benediktinermönche waren, brach einmal Feuer in den Zellen aus. Erst versuchte man zwar, den Flammen Einhalt zu tun, als die Brüder aber sahen, daß trotz aller Arbeit die Lohe immer größer wurde, flohen sie eilig die Treppe hinab, um dem Feuertode zu entgehen. Keiner hatte der Gelübde gedacht, welche ihnen verboten, die Klausur, außer an bestimmten Tagen, eigenmächtig zu verlassen. Nur einer, der Bruder Hildegrim, blieb treu seinem Eide; unter brünstigen Gebeten saß er in seiner Zelle und achtete es nicht, wie die Glut jeden Augenblick näherkam, achtete nicht der unerträglichen Hitze, die ihn bald zu ersticken drohte. Unterdessen eilten die andern dem Klostergarten zu. Schon schlug

ihnen frische, erquickende Luft entgegen; schon waren sie den schattigen Laubgängen nahe, da stürzte das steinerne Türgesims, von der ungeheuren Hitze zersprengt, und begrub sie — zwanzig an der Zahl — unter seinen rauchenden Trümmern. Als aber die Leute nachher den Schutt wegräumten und sich anschickten, das Kloster wieder herzustellen, da fanden sie die Zelle des Bruders Hildegrim vom Feuer völlig unversehrt und ihn selbst noch immer kniend im Gebet. — Für die neu eintretenden Mönche ward Hildegrim der erste Abt und starb lange nachher im Rufe der Heiligkeit.

Graf Erpo von Padberg.

Auf der Burg Bukke, später Bocke, die noch aus den alten heidnischen Sachsenzeiten herstammte, saß ein Graf von Padberg und Flechtorp. Der war von wilder und jäher Gemütsart, und schonte nichts, wenn erst sein Zorn erregt war. So hatten sich einmal die Einwohner des Dorfes Horhusen, das jetzt nicht mehr vorhanden, gegen den Grafen aufgelehnt, und er brach alsbald auf, das Strafamt zu üben, alles zu ermorden und den Ort niederzubrennen. Da nun die Rache ihren Anfang nahm, und die ersten Häuser bereits brannten, liefen einige Einwohner voll Schreck und Entsetzen in die Kirche zum heiligen Märtyrer Magnus, rissen das Kruzifix vom Altar und trugen es dem Wüterich entgegen, beim Bilde des Gekreuzigten um Schonung und Gnade flehend. Graf Erpo aber wollte nichts davon wissen, er schlug mit seinem Schwert auf das Bildnis unsers Erlösers, daß die Dornenkrone gleich in Stücke zersprang und zur Erde fiel. Aber im selben Augenblicke durchzuckte des Grafen Hand ein jäher Schmerz, das Schwert entfiel ihr und jäh verkrümmten die Finger. Da erkannte der Graf die strafende Hand Gottes, ließ ab von seinem bösen Beginnen und begabte die Kirche des heiligen Magnus. Auch erbaute er ein Kloster zu Flechtorp und brachte dorthin die Gebeine des heiligen Landelin, die früher in Bocke verwahrt waren, und die Bischof Badured im Jahre des Herren 836 aus Cambray

erhalten, und der Pfarrkirche des alten Ortes Bukke geschenkt hatte. Graf Erpo starb ohne Erben und all sein Gut fiel dem Kloster Flechtorp zu.

Das Fegefeuer des westfälischen Adels.

Wo der selige Himmel, das wissen wir nicht,
Und nicht, wo der gräuliche Höllenschlund,
Ob auch die Wolke zittert im Licht,
Ob siedet und qualmet Vulkanes Mund:
Doch wo die westfälischen Edeln müssen
Sich sauber brennen ihr rostig Gewissen,
Das wissen wir alle, das ward uns kund.

Grau war die Nacht, nicht öde und schwer,
Ein Aschenschleier hing in der Luft;
Der Wanderbursche schritt flink einher,
Mit Wollust saugend den Heimatduft;
O bald, bald wird er schauen sein Eigen,
Schon sieht am Lutterberge er steigen
Sich leise schattend die schwarze Kluft.

Er richtet sich, wie Trompetenstoß
Ein Holla ho! seiner Brust entsteigt —
Was ihm im Nacken? ein schnaubend Roß,
An seiner Schulter es rasselt, keucht,
Ein Rappe — grünliche Funken irren
Über die Flanken, die knistern und knirren,
Wie wenn man den murrenden Kater streicht.

„Jesus Maria!" er setzt seitab,
Da langt vom Sattel es überzwerch —
Ein eherner Griff, und in wüstem Trab
Wie Wind und Wirbel zum Lutterberg!
An seinem Ohre hört er es raunen
Dumpf und hohl, wie gedämpfte Posaunen,
So an ihm raunt der gespenstige Scherg':

„Johannes Deweth! ich kenne dich!
Johann, du bist uns verfallen heut!
Bei deinem Heile nicht lach' noch sprich,
Und rühre nicht an, was man dir beut;
Vom Brote nur magst du brechen in Frieden
Ewiges Heil ward dem Brote beschieden,
Als Christus in froner Nacht es geweiht!"

Ob mehr gesprochen, man weiß es nicht,
Da seine Sinne der Bursche verlor,
Und spät erst hebt er sein bleiches Gesicht
Vom Estrich einer Halle empor;
Um ihn Gesumme, Geschwirr, Gemunkel,
Von tausend Flämmchen ein mattes Gefunkel
Und drüber schwimmend ein Nebelflor.

Er reibt die Augen, er schwankt voran,
An hundert Tischen, die Halle entlang,
All' edle Geschlechter, so Mann an Mann;
Es rühren die Gläser sich sonder Klang,
Es regen die Messer sich sonder Klirren,
Wechselnde Reden summen und schwirren
Wie Glockengeläut, ein wirrer Gesang.

Ob jedem Haupte des Wappens Glast,
Das langsam schwellende Tropfen speit,
Und wenn sie fallen, dann zuckt der Gast,
Und drängt sich einen Moment zur Seit';
Und lauter, lauter dann wird das Rauschen,
Wie Stürme die zornigen Seufzer tauschen,
Und wirrer summet das Glockengeläut.

Strack steht Johann wie ein Lanzenknecht,
Nicht möchte der gleißenden Wand er trauen,
Noch wäre der glimmernde Sitz ihm recht,
Wo rutschen die Knappen mit zuckenden Brau'n.
Da muß, o Himmel, wer sollt' es denken,
Den frommen Herrn, den Friedrich von Brenken,
Den alten stattlichen Ritter er schaun.

„Mein Heiland, mach' ihn der Sünden bar!"
Der Jüngling seufzet in schwerem Leid!
Er hat ihm gedienet ein ganzes Jahr;
Doch ungern kredenzt er den Becher ihm heut!
Bei jedem Schlucke sieht er ihn schüttern,
Ein blaues Wölkchen dem Schlund entzittern,
Wie wenn auf Kohlen man Weihrauch streut.

O manche Gestalt noch dämmert ihm auf,
Dort sitzt sein Pate, der Metternich,
Und eben durch den wimmelnden Hauf
Johann von Spiegel, der Schenke, strich;
Prälaten auch, je viere und viere,
Sie blättern und rispeln im grauen Breviere,
Und zuckend krümmen die Finger sich.

Und unten im Saale, da knöcheln frisch
Schaumburger Grafen um Leut' und Land,
Graf Simon schüttelt den Becher risch
Und reibt mitunter die knisternde Hand;
Ein Knappe nahet, er surret leise —
Ha, welches Gesumse im weiten Kreise,
Wie hundert Schwärme am Klippenrand!

„Geschwind den Sessel, den Humpen wert,
Den schleichenden Wolf[1] geschwinde herbei!"
Horch, wie es draußen rasselt und fährt!
Barhaupt stehet die Massoney[2],
Hundert Lanzen drängen nach binnen,
Hundert Lanzen, und mitten darinnen
Der Asseburger, der blutige Weih!

Und als ihm alles entgegenzieht,
Da spricht Johannes ein Stoßgebet:
Dann risch hinein! sein Ärmel sprüht,
Ein Funken über die Finger ihm geht...

[1] Der schleichende Wolf ist das Wappen der Familie von Asseburg.
[2] Massoney-Geheimbund.

Voran — da: „Sieben“ schwirren die Lüfte,
„Sieben! Sieben! Sieben!“ die Klüfte,
„In sieben Wochen, Johann Deweth!“

Der sinkt auf schwellenden Rasen hin
Und schüttelt gegen den Mond die Hand,
Drei Finger die bröckeln und stäuben hin,
Zu Asch und Knöchelchen abgebrannt.
Er rafft sich auf, er rennt, er schießet,
Und ach, die Vaterklause begrüßet
Ein grauer Mann, von keinem gekannt.

Der nimmer lächelt, nur des Gebets
Mag pflegen drüben im Klosterchor,
Dem „Sieben! Sieben!“ flüstert es stets,
Und „Sieben Wochen!“ ihm in das Ohr.
Und als die siebente Woche verronnen,
Da ist er versiegt wie ein dürrer Bronnen:
Gott hebe die arme Seele empor.

Annette von Droste-Hülshoff.

Die dreieckige Wevelsburg.

Hoch überm Almetale, unterhalb Paderborn, erheben sich auf einem steilen Felsenberge die Trümmer der alten Wevelsburg über dem gleichnamigen Dorfe. Ein Ritter Wevelo von Büren soll der Burg den Namen verliehen haben. Er erbaute ein Jagdhaus auf der Stätte einer viel älteren Burg, die schon der heilige Meinolf, ein Sachse von Geburt, dessen Taufpate Karl der Große gewesen, besaß und bewohnte. Aus dem Jagdhause Wevelos ward aber später wieder ein fester Burgsitz und in seinem tiefen Burgverlies schmachtete der heilige Norbert in Gefangenschaft. Es wird noch bis heute gezeigt und das Norbertsloch genannt. Damals besaß Friedrich, Graf von Arnsberg, die Feste; er war es, der Norbert so hart gefangen hielt. Allen Vorstellungen, den frommen Mann freizugeben, widerstand der Arnsberger auf das hartnäckigste, und verschwur sich bei einem Mahle auf

der Burg hoch und teuer, es auch ferner so zu halten. Da geschah aber etwas sehr Unerwartetes und gar Schreckliches vor den Augen aller Gäste, denn plötzlich schrie Friedrich von Arnsberg: „Helft, helft! Ich platze!“ — und da platzte er auch wirklich und seine Gedärme fielen aus dem Leibe heraus auf die Erde. Norbert aber wurde nun sogleich freigegeben.

Die Wevelsburg ist in der Form eines Dreiecks erbaut; sie wurde noch mancher Fehde und manches Kampfes Ursache. Von den Arnsbergern kam sie an die Grafen von Waldeck, dann an andere Besitzer, und zuletzt an das Hochstift Paderborn. Fürstbischof Dietrich erbaute ein neues, schönes Schloß auf der Wevelsburg altem Grunde. Das kostete ohne die Frondienste und Fuhren 36 000 Taler, aber die Schweden unter Krusemark verwüsteten es 40 Jahre nachher auf die greulichste Weise. In dem alten vergessenen Ritterroman Kuno von Kyburg ist der Wevelsburg auch eine Rolle vergönnt worden, und es ist anziehend zu hören, was sich zu damaliger Zeit, als Kuno von Kyburg durch die Leserkreise spuken ging, auf ihr begab.

Ein reicher Lord in England besaß eine im Dreieck erbaute Burg, und diese Seltsamkeit dünkte den Seltsamkeiten liebenden Sohn Albions ein unschätzbares Besitztum. Er meinte, sagte und glaubte, eine dreieckige Burg sei in der ganzen Welt nicht mehr zu finden, als nur einzig und allein in England, und auch da nur einzig und allein in . . shire, und die sei die seine, des Lords. Da führte das Mißgeschick dem Lord einen Emigranten aus Frankreich zu. Der hatte sich in der Welt umgesehen, war auch in Deutschland, in Westfalen und auf der Wevelsburg gewesen, und da nun der Lord so hoch Rühmens machte von seiner dreieckigen Burg, so sagte der Emigrant, solcher Burgen gebe es mehr, in Deutschland wisse er auch eine. Das wollte der Lord nimmermehr glauben, nein, dreieckige Burgen könne es nicht weiter geben, der Franzose solle mit auf die Reise, diese Burg müsse der Lord sehen, sagte er, und alle Kosten wolle er tragen, und verlange nichts weiter, als daß der Franzose beschämt eingestehen solle, nur der Lord besitze eine dreieckige Burg.

Da haben sich die beiden Herren miteinander auf die Reise gemacht und sind Tag und Nacht gereist, über den Kanal nach Amsterdam, durch Holland und das schöne Land Ober-Yssel, nach Westfalen herein, nach Münster und Telgte, über Warendorf nach Rheda und Wiedenbrück, durch Rietberg über das Bruch, bis sie dahin gekommen sind, wo die Lippe und die Alme sich vereinen, und endlich sind sie auch auf die Wevelsburg gekommen. Und da hat sich der Lord die Burg recht genau angesehen, und dann hat er gesagt, es sei leider wahr, er sei nicht allein der Besitzer einer dreieckigen Burg, und ist nach Hause gereist voller Zorn und hat seine Burg abbrechen lassen, und sich eine neue vieleckige erbaut.

Kloster Bödeken und seine Entstehung.

Wichtrud, die Witwe eines sächsischen Adelings, dessen Burg Fürstenberg auf dem Sintfelde von Karl dem Großen zerstört worden war, genas auf der Flucht unter einer schattigen Linde in der Nähe der Stelle, wo später die Wevelsburg erbaut wurde, eines Knäbleins, das um viele Jahre nachher unter dem Namen Meinolf der erste Heilige der Paderborner Diözese wurde. Jene Linde ist bis auf den heutigen Tag grün geblieben und unter dem Namen Meinolfslinde die älteste und berühmteste des Paderborner Landes. Kaum hatte die Mutter in einem ihrer Besitztümer ein Asyl gefunden, als sie, von einem gewalttätigen Schwäher bedrängt, wiederum flüchten mußte und jetzt bei dem Frankenkönige Schutz und einen Taufpaten für ihren vierjährigen Sohn fand. Dieser ließ ihn ganz für die Kirche erziehen, so daß der erwachsene Meinolf sich entschloß, auf seinem väterlichen Erbgute ein Kloster zu stiften.

Unschlüssig, auf welcher Stelle er es erbauen solle, da viele seiner Güter durch den Krieg zerstört waren, und an anderen Plätzen der Schutz vor der Bedrohung durch einbrechende Horden fehlte, hörte er von der wiederholten Erscheinung eines überirdischen Lichtes, das ein Hirte in dem engen Tale, das sich gegen Süden bis zum Kirchberge

erstreckt, zu wiederholten Malen erblickt hatte. Und als dann Meinolf selbst hinauswanderte an den Ort, da wurde ihm dieselbe Erscheinung zuteil. Als er dann einige Zeit darauf das Tal besuchte, da erblickte er vor sich einen ruhenden Hirsch, der sein vielendiges Geweih emporrichtete. Als aber der Hirsch sich ihm zuwandte, da wurde er eines Kreuzes gewahr, das das Tier zwischen seinem Geweih trug, und das war noch klarer als gereinigtes Gold. An dieser Stelle erbaute nun im Jahre 817 Meinolf ein Kloster und besetzte es mit einer Anzahl frommer Jungfrauen. So entstand das Kloster Bödeken.

Ein Glöcklein, dessen sich Meinolf als Altarschelle bediente, kündete später im Kloster Bödeken den Tod der Klosterfrauen an. Wenn eine derselben abberufen werden sollte aus dieser Zeitlichkeit, erklang es hell und laut, ohne daß eine menschliche Hand es berührt hatte, und nicht lange darauf verschied jedesmal eine der Klosterjungfrauen.

Im Jahre 1803 wurde Kloster Bödeken aufgehoben und in eine Domäne umgewandelt. Später ist dann im Kloster Bödeken alles ohne irgend ersichtlichen Zweck vernichtet und zerstört worden. Nur die Ruine des Chors steht noch, freilich mit durch Sprengschüsse zerschlagenen Gewölben. Als auch dieser Bauteil dem Verderben geweiht wurde, und schon der Maurermeister mit seinen Gesellen die Arbeit begonnen hatte, da fing, wie sich das Volk erzählt, am Altar Meinolfs Wunderglöckchen plötzlich heftig an zu läuten, so daß die Arbeiter erschreckt davonliefen, um nicht wiederzukehren.

Die ebenfalls zerstörte Kapelle unter Sankt Meinolfs Linde aber ist neu auf dem alten Fundamente aufgebaut, und in diese hat man dann auch St. Meinolfs Glöcklein gebracht.

Was den Kleinenbergern angedichtet worden ist.

1. Wie die Ratsherren von Kleinenberg ihre Füße wiederfanden.

Die Ratsherren von Kleinenberg saßen, schweigend und in Gedanken vertieft, um den Tisch. Auf einmal sagte einer von ihnen, indem er unter den Tisch sah: „Seht einmal da,



wie wird nur ein jeder seine richtigen Füße wiederfinden?" „Ei," rief ein anderer, „das ist ja eine ganze Kleinigkeit! Laßt nur den Ratsdiener kommen, daß der mit einem Knüppel dazwischen schlägt, so wird schon ein jeder die seinigen herausfinden." Der Vorschlag fand allgemeine Billigung. Der Ratsdiener ließ sich's nicht zweimal sagen, sondern fuhr mit einem so derben Knittel, daß man ihn fast einen Heister hätte nennen können, zwischen den Ratsherrenfüßen herum und bearbeitete die in Frage stehenden so kräftig, daß in wenigen Augenblicken jeder der weisen Herren die seinigen gefunden hatte.

2. Wie die Kleinenberger Holz fuhren.

Sie wollten auch einmal eine Schule bauen in Kleinenberg. Die Eichen dazu mußten sie ans einem Walde holen, der jenseits des Berges lag. Das war nun, wie man sich denken kann, eine höchst mühselige Arbeit. Indes ging doch alles ohne Schaden ab bis auf den letzten Wagen. Als er gerade oben auf dem Berge war, zerbrach er, und die Stämme fielen durcheinander auf den Boden. Einer aber, der recht rund und schlank gewesen sein muß, kam ins Rollen und rollte immer weiter und weiter und zuletzt bis vor das Tor von Kleinenberg hinab. „Wie dumm sind wir doch gewesen!" riefen da die Leute von Kleinenberg. „Wir hätten ohne alle Mühe sämtliche Stämme so den Hang hinablaufen lassen können!" „Das können wir noch!" riefen andere, zogen triumphierend gen Kleinenberg hinab, fuhren mit unsäglicher Mühe alle „Heister" wieder auf den Berg und ließen sie dann zur allgemeinen Freude wieder hinabrollen.

3. Vom städtischen Galgen in Kleinenberg.

Einst fingen sie in Kleinenberg einen großen Verbrecher, der bereits zum Tode verurteilt, aber durch eine List den Häschern entgangen war. Wütend warfen sich die Kleinenberger Stadtsoldaten über ihn her, ihn zum Galgen zu führen. Schon stand er auf dem Richtplatze; schon stieg er die verhängnisvolle Leiter empor, — da rief plötzlich der Bürgermeister, wie von



höherer Eingebung erleuchtet: „Kinder, übereilt euch nicht! Wisset ihr nicht, daß dieser unser städtischer Galgen für uns und unsere Kinder errichtet ist? Soll ihn solch' ein fremder, hergelaufener Hallunke verunzieren? — Gebet dem Kerl einen Sechser, daß er sich einen Strick kaufe und sich erhänge, wo er Lust hat!" — Das ist denn auch so geschehen.

4. Kleinenberger Pferdeeier.

Durch Kleinenberg ist einmal ein Mann gefahren mit einer Ladung Kanonenkugeln, wie man sie zum Senfreiben zu gebrauchen pflegt. Da haben ihn die Kleinenberger gefragt, was er fahre, und er hat ihnen geantwortet, daß es Pferdeeier seien. Die Kleinenberger sind neugierig geworden, als sie dies gehört haben, und haben gefragt, ob er ihnen nicht eins verkaufen wollte. Das wolle er gern tun, hat er gesagt, und hat ihnen für schweres Geld eine Kanonenkugel verkauft, ihnen dann zugleich auch Anweisung gegeben, wie sie brüten müßten, daß sie nämlich unausgesetzt darauf sitzen müßten. Das haben sie denn auch getan und sich redlich abgelöst, aber immer ist noch kein Fohlen gekommen. Endlich ist's einem, der gebrütet hat, doch zu lange geworden, er ist ärgerlich aufgestanden und hat mit dem Fuße gegen das Ei gestoßen und gerufen: „Du verfloktet Egg, wist' gar nit up?!" Nun hat er aber an einem Abhange gebrütet und als er mit dem Fuße dagegen gestoßen, ist es denselben herunter und in einen Busch gelaufen, in dem ein Hase gesessen hat. Als nun der Hase vor Schrecken davongesprungen, da hat er gemeint' es sei das ausgebrütete Fohlen, und er hat einmal über das andere gerufen: „Kum, Hieschen, kum!" Aber Hieschen hat sich nicht halten lassen und ist davongesprungen.

Kloster Gehrden.

Das Kloster Iburg, das auf dem das Tal von Driburg an seiner westlichen Seite abschneidenden, steilaufsteigenden Berge erbaut war, an der Stelle, wo früher eine von Karl dem Großen zerstörte sächsische Burg gestanden hatte, gab den Nonnen

wegen seiner rauhen Lage Veranlassung zu unablässiger Klage. Der Bischof von Paderborn verlegte darum das Kloster nach zwanzigjährigem Bestehen nach Gehrden. Im Jahre 1810 aufgehoben, wurde es als Domäne an den Grafen Bocholtz und von diesem an den Oberjägermeister Sierstorpff verkauft. Das Kloster ist seitdem in einen freundlichen Landsitz umgeschaffen.

Von den hier einst lebenden Nonnen scheint eine, deren Bild in den ehemaligen Klosterräumen gezeigt wird, sich immer noch nicht zur Ruhe begeben zu können. Sie geht um, und es wandelt sie von Zeit zu Zeit die Lust an, den Lebenden Besuche zu machen. So saß einst der verstorbene Oberjägermeister in seinem Arbeitszimmer zu Gehrden am Schreibtische als die Nonne geräuschlos bei ihm eintrat und sich still, wie um den alten Herren nicht in der Arbeit zu stören, hinter ihm auf das Kanapee setzte. Der Graf faßte sich und gab sich den Anschein, als ob er ruhig weiter schreibe. Als er sich dann aber doch umsah, begegnete sie starr und zornig seinem Blicke, erhob sich jedoch wieder und verließ so geräuschlos, wie sie gekommen, das Gmach.

Hans von Dringenberg.

Als die heilige Jungfrau mit ihrem Kindlein nach Ägypten floh, da hatte sie auf ihrer langen und beschwerlichen Reise viel von der Ungunst der Witterung zu leiden. Es war nicht zu verwundern, daß ihre Kleidung immer mürber und zerfetzter wurde, da mancher Dorn, an dem sie vorbeikam, Stücke herausriß. Als sie nun zuletzt sich mit den elenden Fetzen kaum noch verhüllen und schützen konnte und recht traurig darüber war, da kam ein alter Mann des Weges gegangen und erbarmte sich ihres Jammers. Er zog seinen Mantel von den Schultern und warf ihn über die Heilige. Die sah ihn mit einem dankbaren Blicke an und sagte: „Der Herr wird dir lohnen, was du mir tatest, dir und deinen fernsten Nachkommen!“ Heiter und gestärkt stand sie dann auf und setzte ihre Reise fort. Ohne weitere Gefährde kam sie in Ägypten an.

Um viele Jahrhunderte später war unter den Kreuzrittern auch Ritter Hans von Dringenberg aus dem Paderbornschen Lande nach Palästina gezogen, um die heilige Stadt den Ungläubigen entreißen zu helfen. Er hatte aber weder Glück noch Stern und zuletzt bei der Belagerung einer festen Stadt stürzte er, von einem Pfeile getroffen, zur Erde. Darauf kamen die Türken, die einen Ausfall machten, fanden ihn und plünderten den Ohnmächtigen aus. Dann ließen sie ihn nackt für tot liegen. Die Seinigen hatten fliehen müssen und so lag er lange ohne Besinnung. Als er aber endlich die Augen öffnete, da sah er die Himmelskönigin mit ihrem Kinde auf dem Arme, von Engeln umgeben, im überirdischen Glanze vor sich stehen und hörte folgende, von ihrem Munde wie Harfentöne klingende Worte: „Einst, als ich noch sterblich auf der Erde wandelte, war ich in großer Not und hatte nicht so viel, um meine Blöße zu bedecken. Da kam ein Mann und gab mir mitleidig seinen Mantel. Du bist ein Nachkomme dieses Mannes, und, getreu meinem gegebenen Worte, daß diese barmherzige Tat seinen Nachkommen Segen bringen solle, bin ich gekommen, dir zu helfen.“ Mit diesen Worten nahm sie ihren sternbesäten Mantel und hing ihn über des Ritters Schultern. Darauf war sie verschwunden. Hans von Dringenberg fühlte sich auf der Stelle geheilt und gestärkt, raffte sich auf und kam in kürzester Zeit in das christliche Lager. Von dieser Zeit an focht er immer in dem Sternenmantel, den er über seiner Rüstung trug, verrichtete Wunder der Tapferkeit und wurde nie wieder verwundet.

Als der tapfere Ritter Hans wieder nach seiner Väter Burg zurückgekehrt war, legte er den Mantel zum ewigen Andenken im Dome zu Paderborn nieder. Aber jeder der nachher den Dom betrat, schnitt für sich ein Stück von dem Mantel ab; daher ist es gekommen, daß heutzutage nur noch ein unbedeutendes Stück davon zu sehen ist. Dieses wird aber mit der größten Sorgfalt verwahrt.

Der Schatz bei der Linde.

Ein Bürger von Dringenberg will St.-Annentag, am 26. Juli, nach Brakel zur Beichte gehen. Der Mond scheint die ganze Nacht, darum steht der Mann sehr früh, um ein Uhr, auf, weil er meint, der Morgen graute schon. Er zieht sich in der Kammer vollständig an, tritt in die Stube, schaut zur Uhr und wird seinen Irrtum gewahr. Doch mag er sich nicht gern wieder niederlegen. Darum spricht er zu seiner Frau: „Ich will nur langsam vorangehen; wenn ich in Brakel ankomme, dann ist die Kirche noch zu. Da setz' ich mich auf den Stein davor und warte, bis der Küster kommt. Dann bin ich auch der erste zum Beichten."

So wandert er getrost im Mondschein fort und kommt bis zum Seegrunde. Bei der Linde im Schatten sieht er einen Sack aufrecht stehen, und wie er ihn aufmacht, findet er ihn mit lauter Erde bis zum Rande gefüllt. „Den Spaß haben sich die Kuhhirten erlaubt; die Frauleute werden schön schimpfen." Er schüttelt die Erde aus auf einen Haufen. Den Sack will er unter der Linde verstecken, bis er zurückkommt. Doch hält er ihn gegen den Mond und bemerkt, daß er voll Löcher ist. „Der ist das Verwahren nicht wert." Deshalb wirft er ihn zur Erde zurück und setzt seinen Weg fort. Nun war er schon längst durch das Rieseler Holz und in der Nähe der Kapelle auf der Höhe.

„Aber zum Teufel, was ist das?" Das geht sich ja mit jedem Schritt beschwerlicher. „Sollst doch den Schuh mal ausziehen", denkt er und setzt sich auf einen Feldstein. Da fällt's schon heraus, das klimpert und klimpert ordentlich auf den Steinbrocken des Weges und ist blank und glänzend. Die Dingerchen kennt er lange. Das sind hessische Löwenschwänzchen und gelten jedes einen Achtelgulden. Da wurde ihm das andere auch alles klar. Das war der Schatz des Marketenderweibes aus Kassel, das ihn da vor ihrem Ende, sie starb unterwegs auf der Flucht, vergraben hatte, damit ihn keiner nach ihrem Tode bekäme. In mondhellen Nächten steigen die versunkenen Silber- und Goldstücke wieder herauf, um sich im Lichte zu sonnen.

Als der Mann am Nachmittage zurückkommt, sucht er bei der Linde vergebens nach dem Sacke, sieht auch keine frische Erde mehr und am wenigsten von einem Schatze. Der hat wieder hundert Jahre Zeit gewonnen für einen, der die Gelegenheit besser benutzt.

Der Deesenberg.

Die Burg auf dem Deesenberge hat, wie manche behaupten, Karl der Große erbaut, und er soll allda auch seinen Sitz gehabt haben in den Kriegen gegen die Sachsen. Mit seinem Hoflager hinabgebannt in den Bergesschoß, sitzt er nun gleich dem Barbarossa an einem Steintisch, durch den sein langer Bart gewachsen ist. Einst wird er daraus wieder hervorgehen und sein großes zerfallenes Reich wieder herstellen. Hirten und Schäfer haben den alten Kaiser vordem zu Zeiten sitzen sehen, und solche, die ihm ihre Lieder vorpfiffen, sind beschenkt worden. Ein Bäcker aus dem nahen Warburg, der dem alten Kaiser Weißbrot brachte, empfing reiche Begabung. Sonst ist der Stadt Warburg vom Deesenberge aus mehr Drangsal als Wohltat widerfahren. Andere berichten, daß schon vor Karl dem Großen auf dem Deesenberg eine Bergfeste der alten Sachsen stand, und manche behaupten, der Deesenberg sei das alte Dispargum, darum einst so viel unnützen Gelehrtenstreites war, recht wie um des Kaisers Bart, weil alle die uralten befestigten götterheiligen Burgstätten in frühester Heidenzeit Dispargen hießen, da blieb denn an einer und der anderen der frühe Klang des Namens haften, und so mag wohl auch auf dem Deesenberge eine Disparge gestanden haben. Da nun Karl der Große die alten Burgen in diesem Lande alle gewann, Iburg und Syburg, Eresburg und Bransberg und Bukke und andere, so befestigte er die starke Burg noch mehr, und setzte einen seiner Treuen, des Namens Konrad Speegel, als Burgmann darauf. Von ihm stammt das berühmte Geschlecht der Spiegel vom Deesenberge ab. In späteren Zeiten wurde die Burg den Bischöfen von Paderborn und den Äbten von Korvey ein Dorn im



Auge; denn die Besitzer plagten die Umgegend, insonderheit Städte und Stifter, weidlich, und oft ward heftig um den Desenberg gestritten, die Burg erobert, zerstört und wieder aufgebaut, bis das zahlreich vermehrte Geschlecht ihrer Besitzer am Bergesfuß vier neue Stammsitze baute und die alte Stammburg verließ.

Kaiser Karl in Herstelle.

Zu Herstelle an der Weser war in alter Zeit eine Burg Karls des Großen, und oft weilte er dort, von harten Kriegszügen rastend oder zu neuen Schlachten Kräfte sammelnd. Längst sind alle Spuren dieser Felsenburg verschwunden: nur die Sage weiß noch von ihrer Stätte zu berichten.

In der heiligen Osternacht, um die Stunde, in der einst der Herr zu neuem Leben erstand, regt sich's im Grunde der Felsen, und Schloß und Kaiser erheben sich aus dem Schoße der geheimnisvollen Tiefe. Dann sind die Türme, Warten und zackigen Giebel zu sehen, wie sie stolz ragend sich spiegeln in den blinkenden Wellen der Weser. Und den Kaiser Karl selbst kann man schauen, wie er hoch auf marmornem Throne sitzt mit Zepter, Krone und Schwert. Nicht lange währt es dann, so kommt ein alter, bleicher Mann, läßt sich vor dem Kaiserthrone auf die Knie nieder und spricht leise und kummervoll:

„Noch ist des Zaubers kein Ende,
Noch weint das deutsche Land;
Noch reichen sich nicht die Hände
Brüder zum heiligen Band.
Noch ist's nicht an der Zeit,
Noch ist Erlösung weit!"

Ein tiefer Seufzer ringt sich dann aus des alten Kaisers Brust, und traurig schüttelt er sein greises Haupt. Schloß und Türme und alle Herrlichkeit versinken wieder und der Berg steht nackt und kahl, bis die nächste Osternacht zurückkehrt.

Moritz von Falkenberg und Gustav Adolfs Tod.

Eine spätere adelige Burg in Herstelle hatte lange die Familie der Falkenberge in Besitz, von der der Fürstbischof



Theodor von Paderborn sie wieder einlöste. Von dieser stammten ab die Brüder Theodor von Falkenberg, der in Gustav Adolfs, des schwedischen Königs Diensten, Magdeburg gegen Tilly, den Anführer des kaiserlichen Heeres verteidigte und auf den Wällen der Stadt einen rühmlichen Tod fand, und Moritz von Falkenberg, in Diensten des Kaisers Obrist-Leutnant im Götzischen Reiter-Korps. Er war kurz vor der Schlacht bei Lützen des Königs Gefangener gewesen und von diesem wegen der Verdienste seines Bruders gnädig entlassen worden. Als nun der König von Schweden in der Schlacht sich zu weit vorgewagt hatte, gab ihm Moritz von Falkenberg, der ihn erkannte, die erste Kugel. Als der König, durch den verhängnisvollen Schuß niedergestreckt, dalag, kam Johann Schneberg aus Böckendorf, einem Dorfe in der Diözese Paderborn, Adjutant Georgs von Oynhausen, Chefs der Reiterei in dem Götzischen Regiment, dazu, durchbohrte ihm mit dem Degen den Unterleib, tötete ihn und zog ihm seine Kleidung aus.

Der Trompetersprung.

Im Park von Rheder befindet sich eine hohe, abschüssige Bergwand, deren Fuß tief unten die Nethe bespült.

Im Dreißigjährigen Kriege wurde einmal auch das Dörfchen Rheder schrecklich heimgesucht. Eine zersprengte Abteilung Holkscher Jäger überfiel es in dunkler Nacht, und bald wurde in den Häusern und auf den Straßen eine wilde Hetzjagd angestellt. Die aus dem Schlafe aufgeschreckten Einwohner suchen vergebens ihr nacktes Leben zu retten. Die tollen Jäger waren hinter ihnen her, allen voran ein Trompeter auf einem Schecken, der zu dem Knistern der brennenden Häuser, zu dem Zetergeschrei der Weiber, dem Fluchen und Röcheln der Sterbenden die lustigsten Fanfaren blies. Aber schon hat auch er ein schönes Wild, eine hübsche Maid, erblickt, auf die er Jagd macht. Fast hatte er die Fliehende erreicht und ergriffen, da stürzt auf ihre Hilferufe der Großvater, der alte Behler, herbei und befreit sie. Die Fliehende schießt




zuerst der Unmensch nieder, dann überwältigt und fesselt er den Greis, bindet ihn an den Schweif des Schecken, schwingt sich in den Sattel und schleift den Unglücklichen in rasendem Laufe hinter sich her. Jetzt sind sie an der Bergwand angelangt, das Pferd geht langsamer — da nimmt der greise Behler, der, obgleich arg zerschunden, seine Besinnung gewahrt hat, die letzte Kraft zusammen, befreit mit einem mächtigen Ruck die Hand, ergreift das Pferd am Gebiß und drängt mit übermenschlicher Anstrengung Roß und Reiter an den Rand des Abgrunds. Noch ein Stoß und beide sind in der Tiefe verschwunden. Die Stelle, an der sich dieses ereignet hat, heißt bis heute noch „der Trompetersprung". Wer zur Mitternachtsstunde am Nethegrunde vorübergeht, der schlägt ein Kreuz. Denn oft hört man vom Grunde des Wassers her Gestöhn und Zetergeschrei und dazwischen schrille Trompetentöne.

Das Bild auf Schloß Rheder.

In der Hauskapelle auf Schloß Rheder befindet sich ein Bild, das eine Sage der von Mengersenschen Familie, in deren Besitz seit unvordenklichen Zeiten Rheder ist, verewigt. Ein Vorfahr des Hauses, Johann Moritz, Oberster eines Regiments münsterischer Truppen, war bei Belgrad unter Prinz Eugen in die Gefangenschaft der Türken geraten. Er war schwer verwundet, und der Moslem hatte die freundliche Absicht, ihn erst zu heilen und ihm dann den Kopf abschlagen zu lassen. In seinem Kerker nun schreibt er an die Seinen, um ihnen Kunde von seinem traurigen Schicksale zu geben und bittet den Sklaven seines Arztes um den Liebesdienst, den Brief auf irgendeinem sicheren Wege in die ferne Heimat zu senden. Erstaunt betrachtet der Sklave das Siegel des Briefes, die zwei Adlerflügel am Goldring, und dann fällt er dem Gefangenen zu Füßen und nennt ihn freudig seinen Herrn. Er war des Obersten Jugendspielgenosse, der tolle Küchenjunge, der, wegen seiner vielen bösen Streiche zuletzt von Schloß Rheder fortgejagt, auf die See ging, dort von Piraten

gefangen und so der Diener und Sklave des Arztes wurde. Sobald der Gefangene so weit wieder hergestellt und gekräftigt war, daß ein Fluchtversuch gewagt werden konnte, führte der treue Jugendgefährte den Obersten in der Kleidung des Arztes aus dem Gefängnis, und beide kamen glücklich wieder in ihrer Heimat an.

Das Fräulein von Willberg.

Nahe bei Hörter bildet die Lage der drei Dörfer Gockelheim, Amelunxen und Ottbergen ein Dreieck, durch das die Aa fließt. Gockelheim gegenüber liegt der Wiltberg oder Willberg. Auf dem ist es nicht geheuer; vor Zeiten wohnten Hünen auf ihm, die sich mit den Hünen auf dem nahen Brunsberg viele zentnerschwere Steinkugeln zuwarfen. Noch sieht man mitten im Tale das tiefe Loch, das einmal eine solche Kugel, die zu kurz geworfen wurde, in den Erdboden schlug. Ein Fräulein wandelt am Willberge herum und erscheint bisweilen und begabt die Menschen, wenn sie verständig sind.

Zwei junge Burschen aus Wehrden, Peter und Knipping, haben sie geheißen, gingen in den Wald nach Vogelnestern; der eine war erstaunlich faul, legte sich unter einen Baum und schlief ein, und das war der Peter. Knipping verlor sich im Walde und suchte Nester. Da zupfte den Peter etwas am Ohr. Er wachte auf, sah sich um und sah nichts. Das geschah, nachdem der faule Peter wieder eingeschlafen war, zum zweiten und endlich gar zum dritten Male. Da mochte der Peter nicht länger liegen bleiben an einem so unruhigen Orte und er stand auf, einen ruhigeren zu suchen, wo er in Frieden schlafen könne. Siehe da ging vor ihm her eine weiße Jungfer, die knackte Nüsse auf, warf die Kerne zur Erde und steckte die Schalen in die Tasche, und verschwand. Peter las die Nüsse auf und aß sie, und es freute ihn, daß er nicht die Plage gehabt, sie selbst aufknacken zu müssen; denn das wäre ihm schon zu viel Arbeit gewesen. Da Peter nun den Knipping wiederfand, erzählte er ihm, was ihm begegnet war, und zeigte ihm den Ort, wo das wandelnde Fräulein verschwunden



war. Danach machten sie sich Merkzeichen, holten noch ein paar Kameraden und gruben an derselben Stelle. Da fanden sie ihr Glück, vieles Geld, so viel sie einsacken konnten. Am andern Tage wollten sie mehr holen, da war aber alles verschwunden. Peter war ganz glücklich, er baute sich von seinem Geld ein Haus, darin er herrlich schlafen konnte.

St. Viti Gaben.

Vom Kloster Corvey bei Höxter an der Weser gehen viele schöne Sagen um. Das Kloster war dem heiligen Veit geweiht und hatte zwar arme, aber sehr fromme Mönche. Nur einmal im Jahre hielten sie ein Gastmahl, und das geschah am St.-Vitustage zu Ehren des Schutzpatrons. Es war dennoch mäßig und beschränkt; denn die Einkünfte des Klosters waren gering. Einmal geschah es, daß St.-Vitustag, der 15. Juni, herankam und es leider dem Kloster fast an allem zu einem Festmahl gebrach, an Fischen, an Wildbret und an Wein; nur Gemüse war vorhanden. Vergebens sannen die Mönche, wie sie ohne das Nötigste ihr Fest begehen sollten und siehe, da plätscherte es im Klosterbrunnen, und zwei große Karpfen schwammen darin. Und auf dem Hofe stellten sich zwei prächtige Hirsche ein, die waren feist vor der eigentlichen Feistzeit. Das war eine Freude. Fast hätte Bruder Klosterkoch getanzt. Und da kam mit strahlendem Gesicht der Bruder Kellermeister und trug zwei große Krüge, die er gefüllt hatte am Quell, der in der Kirche hinter dem Altar entsprang, und verkündete, daß das Wasser dieses Quells in Wein verwandelt sei. Da nun die Kunde solcher hohen Wunder dem Abt angesagt wurde, sprach er: „Brüder, lasset uns in Demut und Dankbarkeit diese Gaben Gottes und unseres heiligen Schutzpatrons genießen. Es genüge uns an einem Hirsch und an einem Fisch, und jeder fülle sich nicht mehr als zwei Kannen Weines." — Da ließen die Brüder ohne Widerrede den einen Hirsch ins Freie und den Fisch in die Weser und segneten im Herzen den guten Abt, daß er ihnen doch statt nur eines Krügleins Wein deren mindestens zwei erlaubt hatte, und hielten ihr

Festmahl zu Ehren St. Viti in Eintracht und Liebe. Seitdem erneute sich diese Spende des Heiligen an jedem Jahrestage, und immer wurde also verfahren wie am ersten. Endlich aber starb der gute und fromme Abt, und es ward ein anderer erwählt, dessen Gott der Bauch und dessen Heiliger Herr Bachus war. Und als St.-Viti-Jahrtag kam, da ließ der Abt beide Hirsche schlachten und beide Fische, und Weines die Fülle füllen, und bezechte sich zu Ehren St. Viti weidlich. Als aber wieder ein Jahrtag kam, da kam mit ihm weder Hirsch noch Fisch, und der Altarquell sprudelte nach wie vor recht klares frisches Wasser, und der Küchenmeister im Kloster Corvey hieß Bruder Schmalhans.

Engel und Lilien.

Im Kloster Corvey erschienen alljährlich, und wohl sonder Zweifel am Jahrestage St. Veits, in der Kirche zwei Engel, oder auch mehrere, und wenn die Knaben im Singerchor das Gloria sangen, stimmten die Engel am Grabmal des heiligen Veit das Responsorium an mit wunderherrlichen Stimmen. Da war einmal ein Propst im Kloster, der glaubte nicht an die Engel, und als der himmlische Gesang wiederum sich hören ließ, schritt er hin zum Kenotaph St. Viti, und fragte frech: „Was singet ihr hier? Wer seid ihr? Von wannen kommt ihr?“ — Da sangen die Engel zur Antwort: „Kommt, wir wollen wieder zum Herrn! Die nach ihm fragen, werden ihn preisen!“ — Seitdem durchtönte nie wieder Engelgesang die Klosterkirche, wie es seit dreihundert Jahren immer geschehen war, und das Kloster kam in Verfall, sein weitverbreiteter Ruhm erlosch.

Was sich im Dome zu Lübeck zugetragen mit den voraussagenden Todesrosen und dem Mönche Rabundus, das begab sich auch einst im Kloster Corvey. Im Chore der Kirche hing ein eherner Kranz, und im Kranze war eine Lilie, und wenn einer der Brüder sterben sollte, so kam diese Lilie allezeit wunderbarlich herab, und lag drei Tage vorher im Stuhle des Bruders, der zu sterben bestimmt war, und der dann

ernst und still sich vorbereitete zum seligen Dahinscheiden Dieses Wunder war mehrere hundert Jahre lang im Gange. Da fand einst ein junger Klosterbruder, der früher als die anderen in den Chor kam, auf seinem Stuhle die Lilie, und dachte bei sich selbst, indem er erbebte: Soll ich schon sterben und bin noch so jung? Wäre es nicht besser und mehr in der Ordnung, es ginge damit der Reihe nach, erst die Alten, damit die Jungen Zeit gewännen, auch alt zu werden? — Und da lag auch schon die Lilie aus des jungen Klosterbruders Hand im Stuhle des ältesten Mönchs. Als dieser nun kam und die Lilie sah, entsetzte er sich fast bis zum Tode; denn das hohe Alter stirbt am mindesten gern, weil das Leben so schön ist, und den Ältesten nur als eine kurze Spanne erscheint — und er erkrankte, doch nicht zum Sterben. Nach drei Tagen aber lag der junge Klosterbruder, der des Todes Wahrzeichen, die Lilie, von sich ablehnen wollte, kalt und steif auf dem Bett, von einem jähen Tode hinweggerafft.

Die weiße Lilie von Corvey.

Die Mitternacht verklang. Des Mondes Licht
Weilt zögernd auf den Zinnen von Corvey.
Doch nicht dem Tag gehorcht die heil'ge Pflicht;
Schon regt sich's in den Zellen der Abtei.

Zur Matutin der Glocke Ruf erschallt,
Den Herrn der Welt zu preisen mit Gesang;
Schlaftrunk'ner Mönche schwerer Tritt verhallt
Eintönig im gewölbten Klostergang.

Im Kirchenraum herrscht dämmernd öde Nacht,
Die ew'ge Lampe flackert ungewiß,
Den Mondstrahl dämpft der Scheiben farb'ge Pracht
Fern in den Winkeln nistet Finsternis.

Vom hohen Chor nur strömt ein milder Glanz
Der legt sich über Betstuhl und Altar:
Im hohen Chor da hing an eh'rnem Kranz
Die weiße Lilie, leuchtend wunderbar.

Naht eines Mönches letzte Stund' heran,
So tut es ihm die weiße Lilie kund;
Auf seinem Betstuhl findet er sie dann
Im Gotteshaus zu früher Morgenstund'.

Ein fester Schritt durchmißt den Gang mit Hast,
Zur Kirche tritt Marcward von Spiegel ein,
Dem kaum ein wilder Jugendtraum verblaßt,
Da sucht er übersatt die Ruh' allein.

Zum hohen Chor eilt Marcward — steht gebannt,
Als blickt er in den tiefsten Höllenpfuhl,
Nach seinem Betstuhl starrt er unverwandt: —
Die weiße Lilie liegt auf seinem Stuhl!

Wohl hat sich Marcward aus der Welt verbannt,
Doch zahlt' er nicht dem Leben Abschiedssold —
Die weiße Lilie schleudert seine Hand
Aufs Pult des greisen Bruders Weribold.

Dann kniet er trotzig, sorglos seiner Schuld.
Die Mönche treten müd' und lässig ein,
Und Bruder Weribold schleicht an sein Pult —
Ihm zuckt ins Aug' der weißen Lilie Schein!

Den Alten packt's, daß er darniederlag,
Um spät von schwerer Krankheit aufzustehn.
Marcward von Spiegel starb am dritten Tag.
Die weiße Lilie ward nicht mehr gesehn.

Gisbert Freiherr v. Vincke.

Die Taube von Hörter.

Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt Hörter oder Huxar im Corveyschen von den kaiserlichen Soldaten eingeschlossen und konnte nicht eingenommen werden. Endlich kam der Befehl, sie sollte mit schwerem Geschütz geängstiget und gezwungen werden. Wie nun bei einbrechender Nacht der Fähnrich die erste Kanone losbrennen wollte, flog eine Taube und pickte ihn auf die Hand, so daß er das Zündloch



verfehlte. Da sprach er: „Es ist Gottes Wille, daß ich nicht schießen soll“, und ließ ab. In der Nacht kamen die Schwedten und die Kaiserlichen mußten abziehen. So wurde die Stadt diesmal gerettet.

Der Köterberg.

Der Köterberg an der Landscheide des paderbornischen, des corveyschen und des lippischen Gebietes mag wohl ehedem Götterberg geheißen haben. Viel von ihm erzählt die Sage; daß er innen voller Schätze sei, daß an seinem südlichen bewaldeten Fuße eine Burg gestanden habe, deren Reste noch zu sehen, und bei Zierenburg, zwei Stunden von ihr, eine Hünenburg. Öfters haben die Hünen, die auf diesen Burgen wohnten, mit Hämmern herüber und hinüber geworfen. Einem Schäfer, der auf dem Köterberge seine Herde hütete, erschien eine reizende Jungfrau in königlicher Tracht, die trug in ihrer Hand die Springwurzel, bot sie dem Schäfer dar, und sagte: „Folge mir!“ — Da folgte ihr der Schäfer, und sie führte ihn durch eine Höhle in den Köterberg hinein, bis am Ende eines tiefen Ganges eine eiserne Tür das Weitergehen hemmte. „Halte die Springwurzel an das Schloß!“, — gebot die Jungfrau, und wie der Schäfer gehorchte, sprang die Pforte krachend auf. Nun wandelten sie weiter, tief, tief in den Bergesschoß hinein, wohl bis in des Berges Mitte. Da saßen an einem Tische zwei Jungfrauen und spannen, und unterm Tisch, lag der Teufel, aber angekettet. Ringsum standen in Körben Gold und Edelsteine. „Nimm dir, aber vergiß das Beste nicht!“ — sprach die Jungfrau zum Schäfer. Da legte dieser die Springwurzel auf den Tisch, füllte sich die Taschen und ging. Die Springwurzel aber ließ er auf dem Tische liegen. Wie er durch das Tor trat, schlug die Tür mit Schallen hinter ihm zu, und schlug ihn hart an die Ferse. Mit Mühe entkroch der Schäfer der Höhle, und freute sich am Tageslicht des gewonnenen Schatzes. Als er diesen überzählte, gedachte er sich den Weg wohl zu merken, um nach Gelegenheit noch mehr zu holen, allein, wie er sich umsah, konnte er nirgend

den Ein- oder Ausgang entdecken, durch den er gekommen war. Er hatte das Beste, nämlich das beste Stück zur Wiederkehr, die Springwurzel, vergessen.

Das Kloster Marienmünster.

Der fromme Bischof Badurad von Paderborn hatte ein Gelübde getan, der heiligen Jungfrau zu Ehren ein Kloster zu bauen, nur konnte er über den Ort, wo es stehen sollte, mit sich nicht einig werden. Zu derselben Zeit hatte ein alter Hirt, der über Nacht bei seinen Schafen im Felde war, ein Gesicht von einer großen Schar Hirsche mit leuchtenden Geweihen. Sie trieben sich erst im Tale herum, als wenn sie etwas suchten. Dann aber fanden sie sich auf einem Flecke zusammen und lagerten und waren zuletzt spurlos verschwunden. Der Hirt erzählte die Sache einem Geistlichen und als sich die Erscheinung allnächtlich wiederholte, seinen Bekannten. Das Gerücht trug sich hier und dorthin; endlich hörte auch Bischof Badurad davon. Im frommen Eifer, diesen höchst merkwürdigen Dingen auf die Spur zu kommen, reiste der fromme Mann selbst nach dem ihm beschriebenen Orte und fand gleich in der ersten Nacht die Sache völlig so, wie man ihm gesagt hatte. Wie er darüber ernstlich nachdachte, fiel ihm ein, dies sei vielleicht der Ort, den sich die heilige Jungfrau zum Tempelplatz auserseshen habe. Er flehte also in inbrünstigem Gebet zu der Hochbegnadeten, sie möge, wenn hier ihr Haus stehen solle, ihren Willen in der nächsten Nacht deutlicher kund tun. In der kommenden Nacht ging alles wie früher; einer der Hirsche aber erhob sich und trat in die Mitte der andern. Da sah der Bischof, daß dieser statt des Geweihes ein goldenes Kreuz auf dem Haupte trug. Der Hirsch blieb einige Zeit stehen, dann beugte er sich und legte das goldene Kreuz auf den Boden. Darauf war die ganze Erscheinung verschwunden. Jetzt glaubte Badurad alles verstanden zu haben. Er ließ sogleich an dem Orte den Bau der Kirche und des Klosters beginnen. Der Altar kam genau auf die Stelle, an der der Hirsch das Kreuz niedergelegt hatte.

Das goldene Kreuz selbst zeigt man in dem Kloster bis auf den heutigen Tag. Dieses ist der Anfang des Klosters Neumünster.

Das Hochamt um Mitternacht.

Im Kloster zu Mariä Münster*
Ist's öde wie im Grab;
Seine Türme schauen finster
Ins blühende Tal hinab.

Im Kreuzgewölb schon lange
Die Mönche schlafen und ruh'n;
Nicht stehn sie auf zum Gesange,
Wie andere Mönche tun.

Nur einmal in jedem Jahre
Verlassen sie ihr Grab;
Voran geht zum Altare
Der Abt mit Kreuz und Stab.

Niemand hat sie gerufen;
Sie sind von selbst erwacht!
Sie wallen zu den Stufen
Des Doms um Mitternacht.

Heut führten einst himmlische Boten
Maria, die Kön'gin, zum Thron;
Das wissen auch die Toten: —
Heut halten sie Prozession!

Lautlos gehn die Tore
Vor den Mönchen auf;
Stumm führt zum hohen Chore
Der Abt die Seinen hinauf.

Jetzt klafft das Tabernakel;
Die ewige Lampe erglüht.
„Jungfrau sonder Makel!"
Ertönt der Mönche Lied.

* Die Benediktiner-Abtei Mariä Münster, früher eine der prächtigsten Westfalens, ist später in eine Staatsdomäne umgewandelt worden.

Die Orgel durchbraust die Hallen,
Des Meßners Glöcklein ruft;
Weihrauchwolken wallen
Empor mit süßem Duft.

Der Abt den Segen spendet,
Verwandelnd Wein und Brot.
Das Hochamt ist beendet —
Schon dämmert das Morgenrot.

Das Lied verhallet leise:
„Ave, du Jungfrau rein!"
Verschwunden sind die Greise,
Es erlischt der Ampeln Schein.

Der Dom ruht öd' und finster,
Bis wieder, übers Jahr,
Die Mönche von Mariä Münster
Das Hochamt bringen dar.

Joseph Seiler.

Die Rosen von Lügde.

Am Fuße des Kirchberges bei Lügde wuchsen einmal drei feurige Rosen in einer Nacht aus der Erde, blühten eine Stunde lang und verschwanden dann wieder. Die Leute in Lügde sahen die leuchtenden Blumen und fürchteten sich erst vor ihnen, wie vor Gespenstern. Als sie aber jede und jede Nacht die feurigen Blumen sahen, wurden sie endlich kühner und einmal faßten sie sich ein rechtes Herz und gruben da, wo in der Nacht die Rosen geleuchtet hatten, am nächsten Morgen unter Gebeten und frommen Sprüchen nach. Da fanden sie denn in einiger Tiefe ein altes steinernes Muttergottesbild. Die Leute waren klug und verstanden sich auf Wunder und Zeichen und bauten an derselben Stelle eine Kirche und stellten das Steinbild in einer Nische der äußeren Mauer auf. Lange hat es dort gestanden, bis es vor ungefähr hundert Jahren auf einmal verschwunden war. Da nahmen

sie einen Sankt Kilian, der als Schutzpatron über dem Tore von Lügde stand, und stellten ihn in die Mauernische an die Stelle des Muttergottesbildes. Dort steht er noch heute und hält mit Stab und Bischofshut ernste, schweigsame Wacht über die alte Kirche. Zum Andenken an das verlorene Bild aber ward ein anderes, dem ersten völlig gleich, aus Holz geschnitzt und im Chore der Kirche an einer eisernen Kette aufgehängt, wo es noch heutigen Tages zu sehen ist.

Der Hünenkönig und seine Tochter.

Auf einem Berge bei Pyrmont, der noch heute die Hünenburg heißt, wohnte auf seinem festen Schlosse ein gewaltiger Hünenkönig, dem weit und breit alles Land untertan war. Er hatte eine überaus schöne Tochter, Ilda, die er wie ein Drache behütete und niemanden sehen ließ. Und doch drang der Ruf ihrer Schönheit in die Ferne, und viele Freier kamen, um ihre Hand zu werben. Aber der König hatte einen Schwur getan, sie keinem zu geben, der es mit ihm im Zweikampfe nicht aufnehmen könne. Da dieses aber unmöglich schien, so zogen die Freier wieder heim. Einer aber tat ein Gelübde, nicht eher ruhen und rasten zu wollen, als bis er sich die schöne Ilda erworben habe.

Da begab es sich, daß der alte Hünenkönig mit dem größten Teile seiner Vasallen einem befreundeten Könige, dessen Reich in Gefahr stand, zu Hilfe zog und nur wenige Ritter zur Verteidigung seines Schlosses und seiner Tochter zurückließ. Davon hatte auch der treue Freier der schönen Ilda gehört und glaubte nun die Zeit gekommen, sich sein Lieb zu holen. Er ließ seine wahrhaften Freunde und Vasallen zu sich entbieten, und als sich alle guten Mutes eingestellt hatten, zog er mit ihnen nach der Hünenburg. Aber die Verteidiger hielten treue Wacht und wehrten sich tapfer, als das Häuflein gegen die Burg anrannte. Mancher seiner Genossen lag schon bleich und tot unter dem hohen Gemäuer, da spornte der Freier sein Roß zu gewaltigem Anlauf und sprengte zwischen den Pfeilen und Wurfspießen der Feinde hindurch

auf das Tor der Burg zu. Zugleich hob er seine Streitaxt und sprengte mit mächtigem Schlage das Tor, so daß die Flügel krachend aufsprangen. Mit wildem Siegesgeschrei stürzte er sich, die Seinen ihm nach, in die Burg, alles erschlagend, was ihnen widerstehen wollte. Und immer weiter drangen sie durch Höfe und Hallen bis zu den höchsten und festesten Gemächern, wo die Tochter des Riesenkönigs mit ihren Frauen sich aufhielt. Da quollen ihnen auf einmal aus diesen erstickender Qualm und prasselnde Flammen entgegen. Der mutige Ritter sprengte die Tür und erkannte durch Rauch und Lohe die ersehnte Braut. Ohne sich lange zu bedenken, sprang er in das glühende Gemach, erfaßte die schöne Ilda und trug sie auf seinen starken Armen aus den Flammen. Die Frauen hatten sich schon gleich anfangs geflüchtet. Umgeben von den Seinen trug der Ritter die Jungfrau, die unversehrt geblieben und zu ihrem Retter mit dankbaren und zugleich verschämten Augen emporblickte, aus der brennenden Burg. Rasch eilte nun der Zug dem Ufer des Meeres zu. Dort stiegen sie zu Schiffe und fuhren nach einer fernen Insel, wo der Ritter ein festes Schloß hatte.

Als der zurückgekehrte alte Hünenkönig vernahm, was mit seiner Burg und seinem Kinde geschehen, eilte er mit dem Reste seiner Mannschaft, der ihm geblieben war, dem Räuber seines Kindes nach. Mit Wut stürmte er gegen die Burgen an; aber mächtig war das Gemäuer und tapfer waren die, die es schirmten. Am andern Morgen stand die schöne Ilda auf den Zinnen der Burg und rief Worte des Friedens und der Versöhnung zu ihrem Vater hinab. Aber der Alte blieb unbeugsam und wollte von keiner Versöhnung mit dem Ritter wissen. Da spornte sie selbst die in der Burg zur tapferſten Gegenwehr an. Und wieder begann ein neues Ringen um die Burg, und das Häuflein der Angreifer und Verteidiger der Burg wurde immer kleiner. Als es aber um Mitternacht war, da begann die Tochter des Hünenkönigs dunkle, zaubergewaltige Lieder zu singen, daß die Toten sich aufrichteten und einen Kampf hielten bis zur Morgenröte. So war es Tag an Tag, und Nacht an Nacht. Am Tage kämpften die noch Lebenden, des

Nachts die Toten miteinander. Da zuletzt kein Lebender mehr auf der Insel war, so kämpften nur noch die Toten. Das ist der Kampf der Toten, und die Leute dort sagen, er soll dauern bis zum jüngsten Tage.

Die Zwerge und der alte Hermann im Hermannsberge.

Auf einer steilen Bergkuppe an den Ufern der Emmer erheben sich die Ruinen der Hermannsburg. Es soll hier Hermann, der Befreier Deutschlands, seinen Wohnsitz gehabt haben. Nach der Sage schlummert er im Hermannsberge, wie Karl der Große zu Herstelle und Wittekind im Wedigenstein, und wartet auf seine Zeit. Aus dem wüsten Gemäuer aber sprudelt ein silberklarer Quell hervor, der der „Brunnen der Zwerge" genannt wird, und im Lande umher erzählt man sich über diese Stätte folgende Sage.

Mit reicher Beute war Hermann aus der Ferne zurückgekehrt, und da er auf seinem weiten Zuge gar viele schöne Burgen gesehen hatte, wollte ihm sein altes Haus nicht mehr gefallen. So entschloß er sich denn, auf einer nahen Bergspitze ein neues, stolzes Schloß zu erbauen. Bald begannen seine Werkleute die jähe Höhe abzutragen und zu ebnen, damit sie zur Baustelle tauglich würde.

Da erschien in der nächsten Nacht vor Hermanns Bett eine ganze Schar winziger, alter Männlein. Sie waren wie Bergleute gekleidet, und jedes von ihnen trug ein goldenes Grubenlicht, wodurch des Fürsten Schlafgemach hell erleuchtet ward. Der Führer der Schar trat vor und sprach zu dem wachgewordenen Fürsten: „Herr, wir bitten Euch, stellt den Bau der neuen Burg auf unserm Grund und Boden ein; denn seit alten Zeiten haben wir dort unsern Tanzplatz." — „Wer seid Ihr denn?" sprach Hermann. „Wir sind die Herren der Berge," antwortete der Kleine gar ernsthaft, „und in dem Berge, auf dem Ihr bauen wollt, wohnen unserer viele." — „Was fällt euch ein?" sprach unwirsch der Fürst, „Ihr seid ein verwegenes Volk! Nicht Ihr, sondern ich bin Herr des Berges, und ich kann mein Schloß hinbauen,

wo es mir beliebt." Und damit hieß er sie mit drohender Stimme sich packen. Betrübt trippelten die Kleinen von dannen.

Nun ging es unverdrossen an den Bau. Keine Mühe, keine Ausgabe wurde von seiten Hermanns gespart, um ein Schloß herzustellen, wie es schöner und kostbarer in der ganzen Gegend nicht zu finden war. Bald stand die Burg vollendet da und schaute stolz von dem Gipfel des Berges ins Tal hernieder. Da lud Hermann die Ritter und Herren des Landes mit ihren Frauen und Töchtern ein, der Einweihung der Burg beizuwohnen. Es war ein Festtag, wie ihn die Gegend noch nie gesehen. Ein glänzendes Turnier eröffnete die Feier, dann ging es an die reichbesetzte Tafel, und zuletzt lockten lustige Tanzweisen Ritter und Frauen zum munteren Reigen.

Eben verkündete die Burguhr die Mitternachtsstunde, doch weder Gastgeber noch Gäste mochten der Freude ein Ende machen. Da kam plötzlich ein gewaltiger Stoß aus der Tiefe des Berges herauf, der das ganze Gebäude erschütterte, also daß alle entsetzt zusammenfuhren. Und nun folgte Stoß auf Stoß, und zugleich klommen tausend kleine Flämmchen an Säulen und Zinnen empor, leckten an Balken und Dächern, wurden größer und größer und vereinigten sich, und bald war die ganze Burg eine zu den Wolken aufschlagende Lohe. Unzählige kleine Gestalten umtanzten hohnlachend die prasselnde Glut. Hermann aber mit all seinen Gästen ward unter dem einstürzenden Schlosse begraben. Das war die Rache der Zwerge. —

Viele Jahrhunderte sind vorübergegangen. Aber noch stehen auf steiler Bergeskuppe an den Ufern der Emmer die Ruinen der Hermannsburg; noch quillt in dem wüsten Gemäuer silberhell wie ehemals der Brunnen der Zwerge; noch leben viele, die in duftigen Sommernächten die Tänze des kleinen Volkes belauscht haben.

Tief drinnen aber im Hermannsberge bewachen die Zwerge einen unermeßlichen Hort von Kleinodien und Kostbarkeiten. Da liegen Perlen, goldene Äpfel, Diamanten und Rubinen

haufenweise aufgeschichtet; da lagert uralter, würziger Wein in Fässern von Weinstein; da sprießen in unterirdischen Gärten goldene Rosen und silberne Lilien. Und wer die rechte Zeit weiß, wann der Berg sich öffnet, der kann auf eine Stunde lang hinabsteigen und von den Schätzen mitnehmen und von dem Wein trinken, soviel er mag. Aber der größte Schatz, der in der dunklen Tiefe ruht, das ist der alte Hermann, den die Zwerge gebannt und verzaubert halten bis zu seiner Zeit. Doch wenn seine Zeit da ist, dann wird der alte Hermann erwachen und aufstehen, und die Seinen werden sich um ihn sammeln und die alte deutsche Freiheit erringen, wie in den früheren, herrlichen Tagen.

Das Münkenloch.

In der Nähe des Paschen- oder Osterberges ist eine Höhle, das Mönken- oder Münkenloch. Darin hauste einst eine wunderschöne Zwergin oder ein Wichtelweibchen; das verliebte sich in den Grafen von der Schauenburg, der in ihren Gründen jagte. Sie warf ihre zauberhaften Netze um den schmucken Ritter so geschickt, daß er sich betören ließ und täglich sich wegschlich von seiner Gemahlin, um seine reizende kleine Buhle zu sehen. Die Gräfin aber war klug und durchschaute ihren Gemahl. Eines Tages folgte sie ungesehen seinen Gängen und fand ihn in der Münkenhöhle schlummernd, sein Haupt mit dem dunklen Lockenhaar auf dem Busen der verliebten Elfe, die neben ihm schlafend auf dem Mooslager ruhte. Da schlich die Gräfin sich näher und schnitt eine Locke von dem langen Goldhaar der Verführerin und eilte dann rasch auf die Burg zurück, um nachher weinend ihren Raub ihrem Gemahl zu zeigen, den Beweis, daß seine Treulosigkeit entdeckt sei. Da ging der Graf in sich und fühlte den Zauber gelöst und erhielt Verzeihung von seinem edlen Weibe. Als er nun aber nicht mehr zu der Höhle kam, hörte man nachts die herzzerreißenden Klagetöne der verlassenen Zwergin die Burg umschwirren, bis sie durch Gebet gebannt wurde.

Die Violine des Hexenmusikanten.

Ein Mann kommt einmal am ersten Maitage des Weges von Rinteln. Da sieht er einen Mann liegen, der ist halb trunken und hat eine Violine neben sich liegen, die verblendet ihm die Augen so, daß er heimlich zuschleicht und sie ihm wegnimmt. Nicht lange ist er gegangen, da beginnt's ihm übel zu riechen, und wie er genauer zusieht, ist die Violine zu einem faulen Pferdeschinken geworden und er wirft sie von sich, soweit er nur werfen kann. Nach einem Weilchen kommt der Mann, den er gesehen, ihm entgegen, zeigt ihm wohlbehalten die Violine und lacht ihn aus. Das war ein Musikante, der den Hexen auf dem Blocksberg aufgespielt hatte.

Der Kobold in der Mühle.

Es machten einmal zwei Studenten von Rinteln eine Fußreise. Sie gedachten in einem Dorfe zu übernachten, weil aber ein heftiger Regen fiel und die Finsternis so sehr überhandnahm, daß sie nicht weiterkonnten, gingen sie zu einer in der Nähe liegenden Mühle, klopften und baten um Nachtherberge. Der Müller wollte anfangs nicht hören, endlich gab er ihren inständigen Bitten nach, öffnete die Türe und führte sie in eine Stube. Sie waren beide hungrig und durstig, und da auf dem Tisch eine Schüssel mit Speise und eine Kanne mit Bier stand, baten sie den Müller darum und waren bereit, es zu bezahlen. Der Müller aber schlug's ab, selbst nicht ein Stück Brot wollte er ihnen geben und nur die harte Bank zum Ruhebett vergönnen. „Die Speise und der Trank“, sprach er, „gehört dem Hausgeist. Ist Euch das Leben lieb, so laßt beides unberührt, sonst aber habt Ihr kein Leid zu befürchten; lärmt's in der Nacht vielleicht, so bleibt nur still liegen und schlafen.“ Mit diesen Worten ging er hinaus und schloß die Türe hinter sich zu.

Die zwei Studenten legten sich zum Schlafe nieder, aber etwa nach einer Stunde griff den einen der Hunger so übermächtig an, daß er sich aufrichtete und die Schüssel suchte.



Der andere, ein Magister, warnte ihn, er sollte dem Teufel lassen, was dem Teufel gewidmet wäre; aber er antwortete: „Ich habe ein besseres Recht dazu als der Teufel", setzte sich an den Tisch und aß nach Herzenslust, so daß wenig von dem Gemüse übrig blieb. Danach faßte er die Bierkanne, tat einen guten, pommerischen Zug, und nachdem er also seine Begierde etwas gestillt, legte er sich wieder zu seinem Gesellen. Doch als ihn über eine Weile der Durst aufs neue plagte, stand er noch einmal auf und tat einen zweiten so herzhaften Zug, daß er dem Hausgeist nur die Neige hinterließ. Nachdem er sich's also selbst gesegnet und wohlbekommen geheißen, legte er sich und schlief ein.

Es blieb alles ruhig bis Mitternacht, aber kaum war die herum, so kam der Kobold mit großem Lärm hereingefahren, wovon beide mit Schrecken erwachten. Er brauste ein paarmal in der Stube auf und ab, dann setzte er sich, als wollte er seine Mahlzeit halten, zu dem Tisch, und sie hörten deutlich, wie er die Schüssel herbeirückte. Gleich darauf setzte er sie, als wär' er ärgerlich, hart nieder, ergriff die Kanne und drückte den Deckel auf, ließ ihn aber gleich wieder ungestüm zuklappen. Nun begann er seine Arbeit, wischte den Tisch, danach die Tischfüße sorgfältig ab und kehrte dann, wie mit einem Besen, den Boden fleißig ab. Als das geschehen war, ging er noch einmal zur Schüssel und Kanne zurück, ob es jetzt vielleicht besser damit stehe, stieß aber beides wieder zornig hin. Darauf fuhr er in seiner Arbeit fort, kam zu den Bänken, wusch, scheuerte, rieb sie, unten und oben. Als er zu der Stelle gelangte, wo die beiden Studenten lagen, zog er vorüber und nahm das übrige Stück unter ihren Füßen in die Arbeit. Wie er zu Ende war, fing er an der Bank oben zum zweitenmal an und überging auch zum zweitenmal die Gäste. Zum drittenmal aber, als er an sie kam, strich er dem einen, der nichts genossen hatte, über die Haare und den ganzen Leib, ohne ihm im geringsten weh zu tun. Den andern aber packte er an den Füßen, riß ihn von der Bank herab, zog ihn ein paarmal auf dem Erdboden herum, bis er ihn endlich liegen ließ und hinter den Ofen lief, wo er

ihn laut auslachte. Der Student kroch zu der Bank zurück, aber nach einer Viertelstunde begann der Kobold seine Arbeit von neuem: kehrte, säuberte, wischte. Die beiden lagen da, in Angst zitternd, den einen fühlte er, als er an ihn kam, ganz lind an, aber den andern warf er wieder zur Erde und ließ hinter dem Ofen ein grobes und spottendes Lachen hören.

Die Studenten wollten nun nicht mehr auf der Bank liegen, standen auf und erhuben vor der verschlossenen Tür ein lautes Geschrei, aber es hörte niemand darauf. Sie beschlossen endlich, sich auf den platten Boden hart nebeneinander zu legen, aber der Kobold ließ sie nicht ruhen. Er begann sein Spiel zum drittenmal, kam und zog den Schuldigen herum und lachte ihn aus. Dieser war zuletzt wütend geworden, zog seinen Degen, stach und hieb in die Ecke, wo das Gelächter herschallte, und forderte den Kobold mit Drohworten auf, hervorzukommen. Dann setzte er sich mit seiner Waffe auf die Bank, zu erwarten, was weiter geschehen würde, aber der Lärm hörte auf, und alles blieb ruhig.

Der Müller verwies ihnen am Morgen, daß sie seiner Ermahnung nicht nachgelebt und die Speise nicht unangerührt gelassen; es hätte ihnen leicht das Leben kosten können.

Die Weserfurche.

In alten Zeiten ist die Weser dicht bei dem Städtchen Hess.-Oldendorf vorübergeflossen und hat dort einen großen Teich gebildet. Da ist aber ein Mann gewesen, der hat, man weiß nicht mehr weshalb, dies nicht haben mögen und hat in einer Nacht eine tiefe Furche nach Fuhlen hinübergepflügt und so das Wasser abgeleitet, und darum heißen die Marken der Dörfer Fuhlen, Heßlingen und Fischbeck noch bis auf den heutigen Tag „up dem Dike“. Jener Mann aber muß zur Strafe umgehen, und schon mancher hat ihn nachts an der Weser auf- und niederscharwerken hören.

Der Weserdurchbruch.

In alter Zeit ist das ganze Wesertal bis zur Porta ein großer See gewesen, bis endlich Gott der Herr einmal ein

gewaltiges Erdbeben geschickt hat; da haben sich die Wasser bei Hausberge Bahn gebrochen und sind zum Meere hinabgeströmt. Als aber so das Land frei geworden ist, da hat man es zu bebauen angefangen und hat zuerst Ahe, dann Fischbeck, beide an der Weser, und dann Deckbergen am Fuße des Süntel gebaut. Dies sind die ersten Dörfer der Gegend gewesen.

Die Entstehung der Westfälischen Pforte.

Da, wo die Weser aus dem Bergland in die Ebene tritt, erheben sich gleich zwei gewaltigen Torpfeilern der Wittekindsberg im Westen und der Jakobsberg im Osten des Stromes. Das dazwischen liegende enge Tal, das den Eingang aus dem niedersächsischen Tieflande nach Westfalen bildet, heißt die Westfälische Pforte oder im Volksmund die Weserscharte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die seeartig angeschwollenen Wassermengen der Weser das früher zusammenhängende Gebirge durchbrochen haben oder daß in den mannigfachen Erdumwälzungen der Vorzeit das Wesergebirge hier durch ein Erdbeben gespaltet worden ist und die Weser damit einen Abfluß zum Meere gefunden hat. Die Sage aber gibt sich mit einer solchen Erklärung über die Entstehung dieses mächtigen Bergtores nicht zufrieden: Da muß natürlich der Teufel wieder seine Hand im Spiele gehabt haben.

Einst nämlich quälte der Teufel die Bewohner des oberen Wesertales ganz gewaltig, daß sie ihm dienen sollten. Da sie aber nicht wollten, so meinte er, sie durch Angst und Not dazu zwingen zu können. Er schleppte große Felsstücke herbei und dämmte die Wallücke, eine Schlucht im Gebirge unweit Bergkirchen, durch die die Weser vordem ihr Wasser in die Ebene ergoß, damit zu. Nun schwoll der Strom im Tale gewaltig an und stieg fast bis zur Krone des Gebirges. Die Menschen mußten ihre Ansiedlungen verlassen und immer höher den Berg emporklettern, bis sie endlich kaum noch Raum genug hatten, um sich vor den stets nachdringenden Wassermassen zu retten.

Dennoch wollten sie sich dem Teufel nicht ergeben, sondern sie flehten in ihrer Not inbrünstig zu Gott, daß er sie von der Gewalt des Bösen erretten möchte. Und Gott erhörte das Gebet der so schwer geängstigten Menschen. Er ließ ein furchtbares Unwetter kommen, daß alle glaubten, die Erde würde untergehen. Doch es geschah zu ihrem Heil; denn die Blitze spalteten das Gebirge und bildeten eine Schlucht, durch die das Wasser abfloß, so daß die Täler und Tiefen nach und nach frei wurden. So entstand die Westfälische Pforte.

Als der Teufel nun sah, daß ihm sein Spiel verdorben war, wurde er wütend, flog hin und packte mit seinen großen Klauen einen ganzen Berg, nahm ihn auf den Rücken und wollte die Weserscharte damit zustopfen. Doch die Last wurde ihm unterwegs zu schwer; an der Grenze des Lippischen Landes fiel er mit seiner Bürde zu Boden und wurde selber unter der Bergmasse begraben. Darum heißt der Berg Völmerstod[1]. Noch heute soll der Teufel darunter sitzen und manchmal ganz gewaltig rumoren. Doch die Menschen im Wesertal fürchten sich nicht mehr vor ihm: ja, sie haben durch den Engpaß sogar eine Eisenbahn gebaut.

Die Dutten[2] im Mindener Walde.

Im Mindener Walde wohnte ein kleines Volk, die Dutten. In der Zeit, als die christliche Religion schon in und um Minden viele Anhänger gewonnen hatte, war dies Völkchen den alten Göttern noch treu ergeben, was es jedoch aus Furcht vor dem mächtigen, anders denkenden Nachbarn geheim hielt. Besonders geschah das mit den Wanderungen zum Wallfahrtsteiche zwischen Minden und Todtenhausen, einem heiligen Orte, wo sie öfters ihren Göttern opferten und im geweihten Wasser badeten. Da sie aber nur in finsteren Nächten hinzupilgern wagten, so leiteten sie, um dem öfteren Verirren in dem finsteren Walde vorzubeugen, einen Faden

[1] Vol, Voland der Teufel.

[2] Dutte, plattd.: Pflock, kurzer Stock, hier Bezeichnung für kurze, kleine Leute.



von ihrem Wohnorte zu dem heiligen Teiche. Ein mutwilliger Nachbar entdeckte diesen und leitete ihn in einen Sumpf. Darin sind denn alle Dutten elendiglich umgekommen. Seit der Zeit gebraucht man die Bezeichnung Dutten für einen dummen Menschen.

Der Martinshahn in Minden.

Auf dem Martiniturm in Minden wird jeden Abend zehn Uhr mit der Glocke geläutet, was der Stadt gleichsam ein Zeichen zum Schlafengehen ist. Man sagt dann: „Der Martinshahn krähet, es ist Zeit zu Bette." Eine Sage erzählt, daß zwei alte Mindener Jungfrauen, die sich eines Abends einmal verirrt, aber durch einen entfernten Glockenton wieder zurechtgefunden, zum Dank für ihre Rettung und zur Verhütung ähnlicher Unglücksfälle ein Kapital ausgesetzt hätten, daß an jedem Abend um 7 Uhr das Geläute stattfindet.

Bischof Volmarus und der heilige Gorgonius.

Der neunzehnte Bischof von Minden, mit Namen Volmarus, war ein gottloser Mensch und unwürdig des heiligen bischöflichen Amtes. Deshalb beschloß der Schutzheilige der Kirche zu Minden, der heilige Gorgonius, den bischöflichen Stuhl des heiligen Hercumbertus von diesem unwürdigen Nachfolger zu befreien. In der Nacht Johannis babtistae anno 1094 wurde der Bischof Volmarus ermordet aufgefunden. In derselben Nacht aber erschien der heilige Gorgonius dem Domküster mit einem blutigen Schwerte und deutete ihm an, dies den Canonici zu offenbaren. Zur Beglaubigung dessen, was geschehen, reinigte der Heilige sein Schwert in dem Altarlaken, das man dann lange Jahre aufbewahrte. Man erzählt ferner, daß, als die Leiche auf eine mit Pferden bespannten Wagen nach Minden gefahren werden sollte, diese nicht gehen wollten, und als man darauf Ochsen vor-

gespannt hatte, diese ebenfalls nicht von der Stelle zu bringen waren. Man habe sich daher genötigt gesehen, die Leiche am sogenannten Schwibbogen zu begraben.

Der schwarze See und Bischofsfang.

Da, wo jetzt zwischen Minden und Lübbecke das Moor ist, war vor Zeiten ein See, der schwarze See genannt. In den umliegenden Dorfschaften sind noch manche Erinnerungen daran übrig geblieben. So hat Fiermanns Hof in Isenstädt den Namen davon, daß hier der Fährmann gewohnt hat, um nach dem schräg gegenüberliegenden Husum überzusetzen. In Husum ist noch ein Schephörster an der Stelle der Horst, d. h. des hohen Vorsprunges, bei dem die Schiffe angelegt haben. Das Dorf Hartum hat seinen Namen davon, daß die Schiffer dort eine unbequeme, seichte Stelle zu vermeiden hatten, und deswegen, wenn sie dahin kamen, einander zuriefen: „Hart um! Hart um!" Bei Hahlen war auch eine Fähre, die nach Haddenhausen hinüberholte. Und von diesem Holen (hahlen) ist das Dorf genannt. Der Landungsplatz bei Hahlen war da, wo jetzt Röseners Winkel ist. An diesem See zwischen Hartum und Südhemmern lag in jener Zeit eine Stadt, die Bischofsfang hieß. Nach einigen hieß sie so, weil ein Fischfang, den der Bischof hier an der fischreichsten Stelle des Sees besaß, Veranlassung zum Anbau des Städtchens gegeben haben soll. Andere aber leiten den Namen von dem Blutgerichte und Gefängnisse her, das hier gewesen ist. Dieser Ort ist schon lange versunken. Und das ist geschehen, weil Gewalt und Unrecht hier schwer und vielfältig geübt worden sind. Zwingherren, die hier gewohnt haben, sollen zu grauen Hasen verzaubert sein und in unterirdischen Höhlen herumlaufen.

Der Farnsamen.

Der Farnsamen hat die wunderbare Eigenschaft, daß er unsichtbar macht. Er ist aber schwer zu finden, denn er reift



nur in der Mittsommersnacht von zwölf bis eins. Und dann fällt er gleich ab und ist verschwunden. Einem Manne in Bergkirchen ging es einmal wunderlich damit. Er suchte gerade in dieser Nacht sein verlorenes Füllen und kam da durch eine Wiese, in der gerade Farnsamen reifte, und so fiel ihm dieser in die Schuhe. Des Morgens kehrte er wieder nach Hause zurück, trat in die Stube und setzte sich. Es kam ihm seltsam vor, daß Frau und Hausgenossen ihn gar nicht beachteten. Da sprach er: „Das Fohlen habe ich nicht gefunden.“ Alle, die in der Stube waren, erschraken sichtlich. Sie hörten die Stimme des Mannes und sahen doch niemand. Da rief ihn die Frau beim Namen und meinte, er müsse sich wohl versteckt haben. Er aber stand auf, stellte sich mitten in die Stube und sagte: „Was rufest du, ich stehe ja hier nahe vor dir.“ Da wurde der Schreck noch größer, denn man hatte ihn aufstehen und gehen gehört und sah doch nichts. Der Mann aber merkte nun, daß er unsichtbar war. Und zugleich fiel ihm ein, er möchte wohl Farnsamen in den Schuhen haben; denn es drückte ihn, als wenn Sand darin wäre. Er zog sie ab und stäubte sie aus. Und wie er das tat, stand er sichtbar da vor aller Augen.

Der Nonnenstein.

An der Südseite des Tales, in dem das kleine Börninghausen versteckt liegt, in der Bergkette, die es von dem schwesterlichen Rödinghausen trennt, liegt eine Höhe, die alle übrigen umher weit überragt, und sich oben in eine breite mächtige Kuppel wölbt. Kein Punkt der Gegend bietet eine so mannigfaltige und weite Aussicht wie dieser Gipfel. Selbst der Spiegel des Dümmers blickt hinter dem Stemmer Berge hervor.

Einst hat hier ein Nonnenkloster gestanden, das besonders auf der Südseite des Berges, um das Kirchdorf Rödinghausen her, reiche Güter besaß. Allein eben dieser Reichtum hatte die Klosterjungfrauen mit der Zeit üppig, stolz und hart gemacht, so daß sie der ganzen Umgegend ein Ärgernis, den Rödinghausern aber, die ihnen meist pflichtig waren, eine



schwere Plage wurden. Da geschah es, daß ein Mißjahr eintrat. Mangel und Not wohnte unten in den Tälern. Die Speicher des Klosters aber waren reichlich versehen, und Üppigkeit herrschte da oben in den prächtigen Gemächern. Die Rödinghauser, die die erleuchteten Fenster und das Wohlleben in der Abtei ständig vor Augen hatten, ergrimmten nun vollends. Sie versuchten es noch einmal, gingen hin und baten um Erbarmen und Hilfe. Schnöde aber wurden sie abgewiesen. Da sprachen sie: „Ein Stein erbarmte sich ja wohl, und Ihr nicht?" Und darauf hat sich ganz Rödinghausen aufgemacht, das Kloster erstürmt, die Nonnen verjagt und selbst die Steine des Gebäudes von dannen geschleppt. Nur einen der Seitentürme hat man stehen lassen zum Wahrzeichen. Ein Überrest davon ist noch vorhanden. Und ein Stein, man sagt, der Grundstein, hat liegen bleiben müssen, weil sogar sechs Pferde ihn nicht vom Platze brachten. Dieser liegt noch immer dort, ein Denkzeichen jener Hartherzigkeit. In jeder Mitternachtsstunde dreht er sich einmal um. Und vnd ihm hat der Berg den Namen Nonnenstein.

Burg Limberg.

Auf der Nordseite des Wesergebirges, westlich von der Kreisstadt Lübbecke, befinden sich noch heute die Trümmer der alten Feste Limberg. oder Lyntburg. Die Gründung dieser Burg führt man auf den alten Sachsenherzog Wittekind zurück. Wittekind litt einst an einem bösartigen Ausschlage. Von Schmerzen gequält, wanderte er von seinem Landhause Babilonie einsam in die Berge. Er kam auch an den heutigen Limberg und fand dort eine Quelle, in der er sich badete. Bald bemerkte er Linderung und badete täglich, und siehe, er genas nach und nach. Voll Freude beschloß er, auf der Höhe eine Burg zu bauen. Er tat's und gab ihr den Namen Lyntburg. Der Quell oder Born aber ist heute noch unterhalb der Burgmauern nach der Börninghauser Seite hin vorhanden.

Diese Burg ist in alten Zeiten der Sitz einer Ritterfamilie, der edlen Herren vom Lyntberge, gewesen. Nun lebte in der Nähe des am nördlichen Fuße des Limbergs liegenden Städtchens Oldendorf vorzeiten eine grausame Stiefmutter, eine Ritterswitwe, die ihr armes Pflegekind verschmachten ließ. Dies erfuhr der tapfere Ritter vom Lyntberge, der ein Verwandter des gemordeten Kindes war. Er zog gegen das gottlose Weib, überwand ihre Mannen, nahm sie gefangen und brachte sie auf die Lyntburg. Hier stieß man sie in ein tiefes, unterirdisches Gewölbe hinab, gab ihr ein Stück Brot und einen Krug Wasser mit und überließ sie dann ihrem Schicksale. Sie kam elend um, ihr Geist aber hat keine Ruhe gefunden und geht noch als Schreckensgestalt auf dem Limberge um. Der untere Teil des noch in seinen Trümmern vorhandenen dicken Turmes soll der Kerker sein, in dem das Weib lebendig ihr Grab fand.

Nach und nach waren aber die Besitzer der Feste Lyntburg arm geworden, und der letzte Sprößling des alten Geschlechtes hatte kaum kümmerlich zu leben. Gegenüber auf dem Berge bei Rödinghausen hatte aber der Ritter vom Nonnenstein seine Burg. Er war reich und seine einzige Tochter Gertrude die Erbin aller seiner Güter. Der Ritter vom Lyntberge aber liebte das reiche Fräulein und sie ihn, und beide gedachten sich zu heiraten. Allein der Vater des Mädchens gab seine Einwilligung wegen der Armut des jungen Mannes nicht. Einst stellte nun der Ritter vom Nonnenstein ein prächtiges Turnier an und versprach dem seine Tochter zur Gemahlin, der in diesem Kampfspiele Sieger bleiben werde. Am festgesetzten Tage erschien auch ein Ritter mit festgeschlossenem Helme und siegte über alle, die mit ihm ein Lanzenstechen wagten. Als der Sieger aber nach Ende des Lanzenstechens seinen Helm öffnete, war es der Ritter vom Lyntberge. Er begehrte nun seine Geliebte zur Hausfrau, doch der Vater forderte zuvor, daß er auch mit ihm eine Lanze bräche. So kämpften sie denn im scharfen Rennen miteinander, kamen aber dabei beide ums Leben. Als das reiche Fräulein diesen schrecklichen Ausgang sah, da bestimmte sie ihre Burg

zu einem Jungfrauenkloster und wurde darin die erste Äbtissin. Die Lyntburg aber verfiel und kam in andere Hände.

Vom alten Herzog Wieking oder Wittekind.

1. Wittekinds Flucht.

Als Kaiser Karl im Jahre 783 die kühnen Sachsen unter ihrem heldenmütigen Herzoge Wittekind bei Detmold und an der Hase geschlagen hatte, war die Kraft ihres Widerstandes gebrochen, und es gelang ihnen seitdem nicht mehr, einen dauernden Erfolg zu erringen.

Wittekind hatte sich mit dem Reste des geschlagenen Heeres in zwei seiner festen Burgen, die nicht weit voneinander entfernt in der Gegend von Osnabrück lagen, zurückgezogen. Die eine lag bei dem heutigen Dorfe Rulle, die andere bei Schagen.

Karl zog nun mit seinem Heere gegen die Wittekindsburg bei Rulle und wollte sie einnehmen. Aber Wittekind war listig und wußte die Franken zu täuschen. Diese wollten nicht gern die Hauptmacht der Sachsen angreifen, zumal wenn Wittekind dabei war, den sie sehr fürchteten. Sie konnten nun aber nicht erfahren, in welcher der beiden Burgen der Sachsenherzog mit der Hauptstreitmacht war. Wittekind ritt nämlich mit seinen besten Kriegern des Nachts auf Rossen, denen die Hufeisen verkehrt angeschlagen waren, zwischen den zwei Burgen hin und her. Infolgedessen griffen die Franken immer die falsche Burg an und wurden mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen.

Darüber gerieten die Franken in große Bekümmernis; denn dem großen Heere fehlte es bald an Nahrung, da ringsum alles verheert und wüste war. In dieser Not erfand ein Priester in Osnabrück eine List. In der Burg zu Schagen waren zwei Schwestern, Verwandte Wittekinds, die man wohl gewinnen konnte. Deshalb ließ man diesen beiden Frauen sagen, sie sollten in Osnabrück alle Tage bis an ihr Lebensende wohl verpflegt werden und es gut haben, wenn sie einmal offenbaren wollten, wann Wittekind nach der

andern Burg weggeritten wäre. Das schien den Frauen lockend und sie versprachen, es den Franken kund zu tun.

Eines Morgens in aller Frühe erblickten die Franken auf der Burg zu Schagen das verabredete Zeichen. Sie fingen nun sofort an, diese Burg mit aller Macht zu berennen und zu stürmen. Endlich gelang es ihren Anstrengungen, und als Wittekind sich nun der Burg näherte, um zu sehen, wie es um sie stände, erkannte er bald, daß die Feinde sie eingenommen hatten. Da wandte er sein Roß zur Flucht, Die Franken aber, die ihm aufgelauert hatten, um ihn zu fangen, verfolgten ihn nun und kamen ihm immer näher. Beinahe hätten sie ihn erwischt, denn Wittekinds Roß scheute vor einem Verhau, den die Feinde auf dem Wege gemacht hatten. Da rief er seinem Pferde die ermunternden Worte zu:

Hensken, spring aver,
Dann kriegs du'n Spint Haver,
Springs du nich aver,
Dann freten mi und di de Raven.

Da sprang das edle Tier mit einem gewaltigen Satze hinüber, und Wittekind war gerettet. Er aber sah, daß nun alles verloren und nicht mehr seines Bleibens im Sachsenlande war. Darum floh er weiter und begab sich zu Siegfried, dem Dänenkönig.

2. Die Roßhufquelle auf dem Wittekindsberge.

Auf dem linken Weserufer liegt der Wittekindsberg. Auf ihm, nicht ganz auf dem Gipfel, steht eine Kapelle, vor der ein Brünnlein aus einem Felsen entspringt.

Auf der Stelle, an der sich heute die Kapelle erhebt, hielten vorzeiten die beiden Helden Karl und Wittekind im Wortstreit über die Wahrheit ihrer verschiedenen Glaubenslehren beieinander. Als nun Wittekind von Karl ein Zeichen der Wahrheit seines Glaubens verlangte, siehe, da scharrte das Roß des Kaisers und schlug mit seinem Huf gegen den Felsen. Auf den Schlag entsprang dem Steine ein Strahl klaren Wassers und rieselte den Berg hinunter. Karl deutete dem heidnischen Widersacher das Zeichen, und Wittekind wurde

wirklich dermaßen von dem Wunder ergriffen, daß er dem Kaiser nicht länger widerstritt, sondern sich zum Christentum bekehrte.

Bald darauf hat der Sachsenheld die heilige Taufe willig angenommen und hat auch viele seiner ihm untergebenen Fürsten und Führer veranlaßt, daß sie sich taufen ließen. Karl der Große aber machte ihn zum Herzog von Sachsen, Engern und Westfalen und verwandelte das schwarze, springende Roß, das der Sachsenheld in seinem Schilde führte, in ein weißes.

3. Wittekinds Taufe.

Gegen Ende des Jahres 785 lag Karl der Große, nachdem er die Sachsenlande bis zur Elbe durchzogen hatte, in der Gegend, die man den Bardengau nannte. Wittekind aber, der am andern Ufer der Elbe in der Nähe des fränkischen Ufers umherstreifte, wurde von Sehnsucht ergriffen, einmal zu schauen, wie die Christen ihren Gott verehrten. Als das Weihnachtsfest herankam, hüllte sich Wittekind in Bettlerkleider und schlich sich beim ersten Morgengrauen ins fränkische Lager. Unerkannt schritt er durch die Reihen der Krieger, die sich zum Gottesdienste bereitmachten, und betrat die Kirche. Da wurden nicht Pferde und Rinder geopfert, sondern andächtig kniete Karl mit allen seinen Großen vor dem Altare, um das heilige Abendmahl zu empfangen. Weihrauchduft wallte empor, und die Gesänge der Priester verherrlichten die geweihte Nacht, wo die Herrlichkeit des Heilandes sich den Menschen geoffenbart hatte.

Da wurde Wittekind tief ergriffen von der Feierlichkeit des Gottesdienstes der Christen, seine Augen füllten sich mit Tränen, und stumm faltete er die Hände. Es war ihm, als ob das Christuskind auf dem Arme der Jungfrau Maria ihm winkte und spräche: „Komm her zu mir!“ In tiefer Ergriffenheit warf er sich vor dem Altare auf die Knie nieder, und als alle erstaunt und verwundert ihn umringten, sprach er: „Ich bin Wittekind, der Herzog der Sachsen! Gebt auch mir die Taufe, daß ich ein Christ werde wie ihr!“ Da um-

armte ihn Karl und lauter Jubel erscholl durch das Frankenheer. — Eine andere Sage erzählt: Einst ritt Wittekind oder König Weking, wie er auch in Westfalen genannt wird, über die Berghöhe, wo jetzt Bergkirchen liegt, und erwog bei sich, welcher Glaube wohl der rechte sei, der Götterdienst seiner Väter oder die neue Christenlehre der Franken. Er sprach dann bei sich selbst: „Ist dies der rechte, so möchte ich wohl ein Zeichen haben, wodurch ich gewiß würde.“ Auf einmal fing sein Roß an zu scharren, und siehe da! aus dem felsigen Boden sprudelte ein mächtiger Quell hervor. Da stieg der König von seinem Rosse und trank von dem klaren Wasser, und das Wunder bestimmte ihn, ein Christ zu werden. Noch heute zeigt man in Bergkirchen diese Quelle.

4. Wittekind als Christ.

Als Wieking nun Christ geworden und Friede war im Lande, da beschloß er, sich einen Königssitz zu erwählen, in dem er seine Freunde um sich versammeln könne. Rings um denselben wurde eine Stadt erbaut, von der das jetzige Enger nur ein geringer Überrest ist. Sie hatte sieben Tore; Westerenger aber war die Vorstadt. In der Umgebung der Burg bauten sich die Männer aus dem Gefolge an, die den König zu Pferde begleiteten und späterhin verpflichtet waren, einen berittenen Mann zum Kriege zu stellen.

Von diesen Gefährten Wittekinds sind die großen Sattelmeier aufgekommen, die noch jetzt die Umgegend von Enger auszeichnen. Es sind ihrer noch jetzt etwa vierzehn, sieben in der näheren Umgebung von Enger und sieben weiterhin nach Werther, Dornberg, Schildesche und Heepen zu. Jene sind Nordmeier, Ebmeier, Meier-Johann, Barmeier und Ringsmeier im Kirchspiel Enger, dann Meier zu Hücker und der Meier zu Hiddenhausen. Zu diesen werden gerechnet die Meier zu Rahden, zum Goddesberge, zum Hohberge, zu Ollerdissen, zu Südbrock, zu Südhorst und zum Wendschen Hofe. Wenn sie mit dem Könige ritten, war es Hiddenhausen, der den Zug begann, und Hücker, der ihn schloß. Außerdem hatte Ringsmeier über den Marstall die

Aufsicht. Ebmeier war Wildmeister und ordnete die Jagden an. Barmeier war das Haupt der Hirten, die die zahlreichen Sauherden des Königs weideten. Windmeier, ein geringerer Diener, so daß er nicht zu den Sattelmeiern gehörte, war Wittekinds Jäger, und bei ihm fanden sich die Windhunde des Königs.

Noch bis auf unsere Zeiten erfreuten sich diese Sattelmeier und besonders die um Enger her, mancher besonderen Vorrechte, womit ihr königlicher Herr sie begnadigt hatte. Sie waren frei von Zehnten und genossen bei feierlichen Aufzügen, namentlich bei ihrer und ihrer Frauen Leichenbestattung, besondere Ehren. Drei Tage nacheinander wurden sie und zu sonst ungewöhnlicher Zeit beläutet. Schon vom Sterbehause aus begleiteten die Geistlichen den Sarg, hinter dem ein gesatteltes Pferd hergeführt wurde. Der Sarg wurde in die Kirche getragen und auf dem Chore am Altare niedergesetzt, als wollte der Tote hier noch zuletzt von der Grabstätte seines Königs Abschied nehmen. Und erst nach dem Gottesdienste geschah dann auf dem Kirchhofe die Einsenkung.

5. Wittekind im Alter.

Als Wieking schon zu einem guten Alter gekommen war, da beschloß er einstmals, auf gar besondere Weise zu erproben, wer wohl in der Umgegend besondere Anhänglichkeit an ihn habe. Zweien Freunden offenbarte er sein Vorhaben, und nun wurde von diesen bekannt gemacht, daß der König gestorben sei. Auch das Leichenbegängnis ward angeordnet. Als aber zur angesagten Stunde die Menge der Leidtragenden sich auf der Burg versammelt hatte und um den aufgestellten verschlossenen Sarg hertrat, da trat plötzlich Wieking selbst wohlbehalten und fröhlich unter sie. Und alle die, die da umherstanden und zu seinem Leichenbegängnisse gekommen waren, machte er auf ewige Zeiten zehntfrei. Unterdessen kam noch einer aus der Nähe von Bünde nachgelaufen; auch der erhielt dieselbe Begünstigung; allein von dem Tage an nannte man ihn „Nalop“, und so heißt sein Hof noch heutzutage.



Auch diejenigen, welche unterwegs gewesen, z. B. Steinköhler zu Röddinghausen, und auf die Nachricht vom Leben des Königs umgekehrt waren, erhielten einige, wenn auch geringe Vorrechte. Steinköhler wurde zur Hälfte zehntfrei. Ja selbst Schürmann zu Westerenger, der nur die Schuhe angezogen hatte, um sich auf den Weg zu begeben, blieb nicht ganz unbedacht. Einer seiner Kämpe wurde zehntfrei.

Wittekind wollte auch seine Sachsen zu dem neuen Glauben bekehren und ließ daher viele Kapellen und Kirchen erbauen. Besonders wollte er seine Lieblingsorte Enger, Bünde und Vlotho durch schöne Gotteshäuser schmücken. Um die Baumeister anzutreiben, sprach er: „In der Kirche, die zuerst fertig ist, will ich begraben sein!“ Nun griff man an den drei Orten das Werk freudig an. Tag und Nacht wurde gebaut. Um zuerst fertig zu sein, hielt sich der Baumeister zu Enger genau an des Königs Wort. Er baute eine Kirche, aber ohne Turm, und so wurde er eine Stunde früher fertig als der Baumeister zu Bünde. In der Kirche zu Enger wurden darum auch später die Gebeine Wittekinds beigesetzt.

Als nun die Kirche in Enger fertig war, faßte man den Entschluß, den noch fehlenden Turm an die Kirche anzubauen und ihm weder an Höhe noch an stattlichen Verzierungen etwas fehlen zu lassen. Allein dieser Plan konnte nicht ausgeführt werden. Was man nämlich am Tage baute, fiel jedesmal in der Nacht wieder zusammen. Endlich bemerkte man einen Platz, der allein trocken war, während alles umher betaut dalag. Drei Morgen nacheinander gewahrte man diese Wundererscheinung, und nun wurde beschlossen, den Bau des Turmes, der doch einmal durchaus nicht an der Kirche stehen wollte, an dieser Stelle zu versuchen. Und siehe da, es gelang. Der Bau stieg anfangs ungehindert und rasch empor. Allein noch hatte er erst eine geringe Höhe erreicht, da zeigte sich das alte Unwesen von neuem. Alle Bemühungen, weiterzukommen, waren vergebens. Da mußte man endlich das Werk einstellen, und so ist es gekommen, daß der Turm zu Enger einige Schritte von der Kirche entfernt vereinzelt dasteht und daß er klein und unansehnlich geblieben ist.

Auch zu Schildesche baute Wittekind eine Kirche. Dort wohnte seine Schwester in einem Kloster. Um nun schnell hinüberzukommen, den Bau zu betreiben und die Schwester zu begrüßen, ließ er einen Fußpfad anlegen, der noch jetzt von Enger nach Schildesche führt und der „Hasenpfad" heißt. Diesen Weg ging der König so häufig, daß sich noch jetzt im Volksmunde der Reim erhalten hat:

Dat is de Hasenpad
Den König Wieking trad.

Seinen Namen aber hatte der Weg von einem Diener namens Hase, der gewöhnlich den König auf seinen Gängen begleitete.

6. Wittekind in der Babilonie.

Zwischen Lübbecke und Holzhausen, oberhalb des Dorfes Mehnen, liegt nahe an der Bergreihe ein Hügel, der die Babilonie genannt wird. Hier hatte einst König Weking eine mächtige Burg. Diese ist nun versunken, der alte König aber sitzt darinnen und harret, bis seine Zeit kommt. Es ist eine Tür vorhanden, die von außen in den Hügel und zu dem Palaste führt. Allein nur selten geschieht es, daß einer, ein besonders Begünstigter, sie erblickt.

Es mögen jetzt hundert Jahre sein, daß ein Mann aus Hille, namens Gerling, der auf der Waghorst Schäfer war, seine Herde an dem Mehner Berge weidete. Da sah er an dem Hügel der Babilonie drei fremde lilienartige Blumen und pflückte sie. Dennoch fand er des folgenden Tages gerade an derselben Stelle wieder drei solche Blumen. Er brach auch diese, und siehe, am andern Morgen waren abermals an derselben Stelle wieder drei gleiche Blumen aufgeblüht. Als er nun diese gleichfalls genommen und sich dann in der Schwüle des Mittags hingesetzt hatte, da erschien ihm eine schöne Jungfrau und fragte ihn, was er da habe, und machte ihn aufmerksam auf einen Eingang in den Hügel, den er sonst nie gesehen und der mit einer eisernen Tür verschlossen war. Sie hieß ihn nun mit den Blumen das Schloß berühren. Kaum hatte er das getan, so sprang das Tor auf und zeigte einen dunkeln Gang, an dessen Ende ein Licht schimmerte.

Die Jungfrau ging voran, der Schäfer folgte und gelangte durch das Dunkel in ein erleuchtetes Gemach. Gold und Silber und allerlei kostbares Gerät lag da auf einem Tische und an den Wänden umher. Unter dem Tische aber drohte ein schwarzer Hund. Doch als er die Blumen sah, ward er still und zog sich zurück. Im Hintergrunde aber saß ein alter Mann und ruhte, und das war König Weking.

Als der Schäfer das alles angesehen, sprach die Jungfrau zu ihm: „Nimm, was dir gefällt, nur vergiß das Beste nicht!" Da legte er die Blumen aus der Hand und erwählte sich von den Schätzen, was ihm das Beste schien und was er eben fassen konnte. Und nun eilte er, das unheimliche Gewölbe zu verlassen. Nochmals rief ihm die Jungfrau zu: „Vergiß doch das Beste nicht!" Er blieb stehen und blickte zurück und sah umher, was denn wohl das Beste sei, auch nahm er noch einiges, was besonders köstlich schien. An die Blumen dachte er aber leider nicht, sondern ließ sie auf dem Tische liegen. Und diese waren doch das Beste; denn sie hatten ihm ja den Eingang verschafft. Überzeugt, gewiß nicht das Beste vergessen zu haben, ging er mit Schätzen beladen durch die dunkle Höhle zurück. Eben trat er an das Tageslicht hervor, als das Eisentor mit solcher Gewalt hinter ihm zuschlug, daß ihm die Ferse arg zerschlagen ward.

Dieser Schäfer liegt in der Kirche zu Hille auf dem Chore unter einem großen Steine begraben. Er hat nach diesem Ereignisse noch viele Jahre in großem Wohlstande gelebt. Allein den Eingang hat er nie wieder erblickt, und seine Ferse ist nie wieder heil geworden, so daß man ihn bis an seinen Tod nie anders als mit einem niedergetretenen Schuh an diesem Fuße gesehen hat. Er hat auch manche Vermächtnisse hinterlassen, unter andern auch eins für die Kirche zu Hille. Die Nachkommen seiner Erben besitzen aber noch gegenwärtig den Aswenhof in Hille, der von ihm angekauft worden ist.

7. Wittekinds Begräbnis.

König Wieking soll auf der Babilonie gestorben sein. Von hier hat man ihn nach Enger getragen; das Land aber,

über das der Zug ging, wurde von selbiger Stunde an Wittekindsland genannt und für zehntfrei erklärt. Zu Enger wurde der Herzog in der Kirche beigesetzt. Die Kirchtür an der Westseite, durch die der Sarg hineingetragen wurde, ist sofort zugemauert und bis auf den heutigen Tag nicht wieder geöffnet worden. Der mittlere Teil der Kirche, wo die Leiche ausgestellt war, heißt noch immer der Leichdehl. Der Sarg wurde in einem kleinen Gewölbe am Chore beigesetzt, und zugleich wurde feierlich ausgesprochen, daß diese Gruft keine anderen Gebeine mehr in sich aufnehmen dürfe. Und so ward es unverbrüchlich gehalten.

8. Wittekinds silberne Wiege im Reineberge.

Der Reineberg liegt südöstlich dicht über dem Städtchen Lübbecke und ist einer der niedrigsten Gipfel in der Kette des Gebirges. Einst hat hier eine Burg gestanden. Jetzt sind aber auch ihre letzten Überreste verschwunden und nur ein verschütteter Brunnen und ein paar alte, weit schirmende Linden sind als letzte Erinnerung geblieben. Immer aber noch wallfahrtet die Umgegend gern hierher und wird belohnt durch die weite und herrliche Aussicht nach beiden Seiten. Nördlich erst die freundlichen Waldhöhen und die belebte lachende Flur, dann nach Osten das eintönige Moor, nach Westen der Stemmer Berg, der den Dümmersee verdeckt, und auf der Südseite das vom fernen Osning begrenzte, vielgestaltige, hügelreiche Angertal. Auch diese Burghöhe ist wahrscheinlich ein uralter Edelsitz gewesen und war wohl neben der Babilonie der zweite bedeutende Punkt in jener großen fürstlichen Besitzung der Vorzeit, welche gewiß schon von Heinrich dem Löwen zersplittert worden, und von der die vielen Rittergüter und Burgmannshöfe in und um Lübbecke die unverkennbaren Trümmer sind. So erklärt sich die in der Gegend sehr verbreitete Sage, daß im Reineberge in einem unterirdischen Gewölbe König Wittekinds silberne Wiege stehe. Oft ist der Eingang schon gesucht, allein bisher noch nicht gefunden worden.



9. Wittekinds Grab und Gedächtnis.

Als Wittekind gestorben war, fand er sein erstes Begräbnis zu Enger in dem Stift, das er selbst begründet und erbaut hatte. Doch ward seinem Gebein, wie ihm selbst im Leben, wenig Ruhe beschieden. Denn später wurde es von Enger in einem schlichten Kasten nach Herford gebracht, dann aber wieder nach Enger zurück. Hier wurde sein Gebein gleich dem eines Heiligen verehrt, auch sein Andenken in so hohen Ehren gehalten, wie kaum das eines anderen deutschen Fürsten und Helden aus so früher Zeit; denn vormals ließen alle Fürsten zu Sachsen mit Stolz ihren Namen bis zu Wittekind zurückführen, ebenso die alten Herzöge zu Bayern, zu Schwaben, die Kapetinger in Frankreich, die Herrscher Oldenburgs und Dänemarks, Savoyens und andere. Die wollten alle Wittekinder sein. Kaiser Karl IV. hat das Denkmal des Helden hoch geehrt und erneuern lassen. Es war darauf eine Schrift in Kreuzesform und des Helden Bild nach uralter Art mit perlengezierten Schuhen, Purpurtunika mit edelstein- und sternenbesäetem Überwurf, gar köstlich, und einem Hute, der einer Krone ähnlich sieht.

Die Hohen Steine.

Nicht weit von Rahden, beim Jägerkruge am Mühlendamme, findet man die sogenannten Hohen Steine. Das sind einige zwanzig Granitblöcke, die übereinandergelegt ein altheidnisches Hünenbett ausmachen. Außerdem findet man in der Nähe von Rahden im Felde am Wege auf einem Grabhügel den sogenannten Kreuzstein, in dem die Figur eines Kreuzes eingehauen, und neben einigen Buchstaben in gotischen Minuskeln die Jahreszahl 1536 zu lesen ist. Nach der mündlichen Überlieferung sollen hier zwei in verschiedenen Kriegsdiensten stehende Brüder, mit Namen von Klenke, als Feinde zusammengetroffen und auf der Stelle geblieben sein.

Die Sage von Petershagen.

In Petershagen hatten die Bischöfe von Minden ihre Residenz. Gerhard II., Bischof von Minden, Graf von Schaum-



burg, erweiterte und verschönerte das Dorf Heckeleve an der Weser, erhob es zu einem Flecken und gab ihm seinen jetzigen Namen. Im Jahre 781 zog Karl der Große mit einem Kriegsheere am linken Ufer der Weser herab und lagerte bei Hukulvi, dem späteren Heckeleve, dem jetzigen Petershagen. Er konnte indessen nicht weiter vordringen, weil die Niederungen in der Nähe des Stromes überschwemmt waren. Auf einer Anhöhe hinter dem bischöflichen Schlosse hatte man eine Vorrichtung in Art eines Ziehbrunnens getroffen, um die der Hexerei verdächtigen Weiber daran in das Wasser hinunterzulassen. Man nannte sie eine Hexenwippe. Wenn die dem Hexenbade Unterworfenen untergingen, so waren sie unschuldig, wenn sie oben schwammen, schuldig. Eine Frau, die auf diese Weise auch der Wasserprobe unterworfen wurde und oben schwamm, schimpfte auf den Teufel und sagte:

„Der Schelmteufel hat mich betrogen; er versprach mir, ein Eisenstäbchen unter die Mütze zu schieben, damit ich untersänke, aber siehe, es ist nur eine Nähnadel. Dafür will ich ihn nun aber wieder anführen und im Namen Jesu sterben!"

Auf dem Hoppenberg, wo jetzt eine Windmühle steht, soll früher ein Schloß, die Kettkenburg, gelegen haben und im sogenannten Staue, einem Erdloche unweit Gernheim, versunken sein.



An den Ufern der Lenne und der oberen Ruhr

Der Donnerbrunnen auf Hohensyburg.

Einer der ältesten sassischen Wohnsitze ist wohl Hohensyburg (Syberg) an der Ruhr. Die Spitze des Berges ist durch Ringwälle befestigt, die Kirche soll in karolingischer Zeit gegründet sein, obschon der älteste Hauptbau wohl erst aus dem zwölften, die Chorabrundung aus dem dreizehnten Jahrhundert sein mag. Merkwürdig ist der Kirchhof an dieser Kirche, der statt der sonst allgemein üblichen Grabkreuze nur Tafeln mit rundem Auffatze oder bei Ehepaaren Doppeltafeln mit zwei Abrundungen zeigt. Auf der Tafel steht zwischen einem Säulenpaar, das einen Rundbogen trägt, die Grabschrift.

Nahe der Kirche liegt die überwölbte Petersquelle, die ehedem der Donnerbrunnen genannt wurde. Sie hat vortreffliches Wasser, das früherhin weit durch das Land als heilkräftig galt. Alte Leute wissen noch, daß ehedem Fremde aus allen Richtungen nach diesem Brunnen kamen, sich in ihm wuschen und dann geheilt wieder in ihre Heimat zurückkehrten. Die Heilung scheint, da das Wasser keine mineralischen Bestandteile zeigt, durch die Wunderkraft des heiligen Petrus, früher durch die Kraft Donnars bewirkt worden zu sein.

Elfische Schmiede.

In der Mark findet man hoch auf den Bergen, besonders in den Gegenden, die von dem Lenneflusse bespült werden, große Haufen von Schlacken, wie sie aus den Hochöfen kommen, in denen Eisen verhüttet wird. Was das seltsamste dabei ist: nirgends findet sich auch die mindeste Spur, daß in der Nähe ein Gebäude gewesen wäre, in dem der Hochofen gestanden, oder wo die Schmiede gewohnt hätten. Deshalb halten die Landleute, die auf die Schlackenhaufen stoßen, sie auch mit Recht für die Spuren von elfischen Schmieden, die vor Zeiten auf den Höhen der märkischen Berge umherzogen und das Eisen aus den Kuppen hervorholten, bevor noch ein Mensch etwas von der Gewinnung des nützlichen Metalls verstand. Legt doch auch ein britischer Gelehrter, Gottfried von Monmouth, die Wohnung des zaubergewaltigen Schmieds Weland oder Wieland in diese Berggegend.

Der Goldberg bei Hagen.

Weiter hinauf im Goldberge bei Hagen hat man in alten Zeiten Gold und Silber gegraben, was eine Lehnsurkunde zwischen Erzbischof Adolf von Köln und Arnold von Altena von 1200 erhärtet.

In jener Zeit kam eines Tages ein armes unbekanntes Weib mit einem Säugling, einem wunderschönen Knaben, nach Hagen, und des Dorfes Vorsteher nahm sie freundlich auf, gewährte ihr eine Hütte und ließ sogar ihren Knaben, den er lieb gewann, mit seiner einzigen Tochter erziehen. Als der Sohn der fremden Frau nun groß und ein schmucker Bergmann geworden, und mit ihm seine Liebe zu des Vorstehers Kinde gewachsen war, da entschloß er sich endlich, um das Mädchen bei dem Vater zu werben; der aber versetzte, schnöde seine Armut höhnend, daß er seine Tochter nur durch einen kostbaren Schmuck aus Gold und Diamanten gewinnen könne. — Das war eine harte Antwort; denn woher sollte der Sohn der fremden armen Frau einen Goldschmuck bekommen? Hoffnungslos ging er an seine Arbeit und befuhr den Schacht

und führte das Fäustel — aber sein Arm wurde kraftlos, und sein junges Blut stockte in den düsteren Felsenkammern vor Traurigkeit. Eines Morgens nun, als er aus seiner Hütte schritt und an einem hohlen Baume vorbeikam, sah er einen Glanz daraus hervorleuchten; er schaute näher hin und — war es ein Traum? Da lag das kostbare Geschmeide von Gold, strotzend, von Diamanten blitzend, in dem hohlen Baum! — Er nimmt es und stürmt damit zum Vater seiner Geliebten — der wundert sich nicht minder, aber er hält sein Wort und verlobt ihm seine Tochter.

Nun war ein böser Mensch in Hagen, der Sohn eines reichen Försters. Der war des Bräutigams Nebenbuhler gewesen, und als sich das Gerücht von dem Goldschmucke verbreitete, da beteuerte er, das Kleinod sei sein, und brachte zwei Zeugen, die schwuren, daß der Bergmann ihn darum beraubt habe. Das Wahre an der Sache war, daß der junge Förster heimtückisch den Schmuck in den hohlen Baum am Wege gelegt hatte, um seinen Feind verderben zu können. Dieser wurde nun auch verurteilt. Er wird auf einen Scheiterhaufen gebunden, der Holzstoß angezündet, und bald hüllt ihn die Lohe und der Qualm ein, aus dem eine weiße Taube aufflattert und zum Himmel emporsteigt, bis sie den Augen entschwindet.

Darauf verhüllen schwarze Donnerwolken die Luft. Wutschäumend tritt die Mutter des Gemordeten aus ihrer Hütte hervor, einen Korb voll Mohnsamen auf ihrem Haupte, um das die wildaufgelösten Haare flattern. So schreitet sie durch den niedergießenden Regen eines furchtbaren Gewitters den Goldberg hinan, geht dreimal im Kreise um den Hügel und spricht dabei zu dreien Malen einen schrecklichen Fluch aus: „Verfluchtes Gold, das meinen Sohn gemordet, sei verwünscht in den Abgrund, so viel tausend Jahre als Mohnkörner auf meinem Haupte sind!" Und bei den letzten Worten stürzt sie den Korb und dann sich selbst in den Schacht hinab; aus dem fahren rote und blaue Flammen empor, die Erde erbebt, und Schacht und Stollen stürzen donnernd zusammen. Seitdem ist jede Spur von Gold daraus verschwunden.

Das Erdmännchen im Schleifkotten.

Ein sehr zerlumpt aussehendes Erdmännlein siedelte sich in einem Schleifkotten an und schliff daselbst Messer oder was gerade vorlag. Der Eigner des Kottens hatte es einst um Mitternacht belauert und sein Treiben entdeckt. Da ihn die lumpige Kleidung jammerte, so ließ er einen hübschen grauen Anzug machen, hing ihn in den Kotten und legte sich abermals zum Lauern auf den Balken. Um die zwölfte Stunde kam der Kleine, fand und bewunderte den Anzug. Als er sich darauf hineinkleidete und das Zeug trefflich passend gefunden hatte, tanzte er durch den Raum und rief: „Hm, soll der Junker schleifen?" Bald nachher ist er abgezogen und hat sich nie wieder sehen lassen.

Die weißen Jungfrauen von Harkorten.

In einer stürmischen Herbstnacht wanderte der Schäfer Blasberg mit seinem Sohne nach Spielbrink. Als sie in den Harkorter Wald kamen, blieb der Vater etwas zurück. Da stellten sich dem Knaben plötzlich zwei weißgekleidete Jungfrauen in den Weg und fragten ihn: „Wie spät ist es?" „Es wird wohl bald Mitternacht sein," antwortete das ängstliche Kind. Als die Frauen dann weiter gingen, wandte sich der Junge und rief: „Wartet doch, der Vater kommt gleich, da können wir ja zusammen gehen." Aber auf einmal sah er nichts mehr von den Jungfrauen, es war, als ob sie der Boden verschluckt hätte. Der Knabe erzählte zitternd dem Vater, was er gesehen hatte. Der brachte ihn schnell heim. Aber noch in der gleichen Nacht begann das Kind zu fiebern und war nach drei Tagen tot.

Nach: Paul Schulte-Haspe.

Vom Kloster Gevelsberg.

Es war kurze Zeit nach der Ermordung des Erzbischofs Engelbert durch den Isenburger. Da kam ein Schmied mit seinem Sohne um Mitternacht in die Nähe der Mordstelle. Eine halbbrennende Wachskerze ragte eine Elle hoch aus der



Erde hervor. Sie verrichteten ein Gebet und erzählten nachher dem Priester Berthold in Schwelm von dem, was sie gesehen hatten. Man wollte dann an jener Stelle ein Kloster mit einer Kirche bauen.

Als aber bald darauf ein Gichtkranker aus Schwelm an jene Stelle gebracht wurde, sah er Engelberts Gestalt in glänzenden Kleidern. Sie schritt den Umfang des Klosters ab, das dort entstehen sollte und das bald auch wirklich gebaut wurde.

Nach: Schloemann, Geschichte von Gevelsberg.

Hilgenpot.

In Nirgena stand vor vielen Jahren eine Kirche. Doch wurde in diesem Hause Gott nicht so gedient, wie es sein Wille ist. Darum ließ er den Bau in die Tiefe sinken. Über ihm aber entstand ein Teich. Wer um die Weihnachtszeit daran vorüberging, vernahm aus der Tiefe heiligen Glockenklang. Daher heißt das Gewässer noch heute „Hilgenpot".

Der Ritter von Dahl.

I.

„Wer stürmt und tobt an meinem Tor in stiller Mitternacht?" —
„Von Bollwerk ist's der Gert von Dahl! Herr Evert, aufgemacht!

Die Junker dein mit Roß und Mann sie zogen hin zum Rhein,
Du Alter, bist mit deinem Kind im alten Bau allein;

Mach' auf dem lust'gen Freiersmann das morsche Tor geschwind:
Gib mir, eh' ich sie nehmen komm', die holde Sigelind!" —

Die Jungfrau spricht: „So tut ihm auf! Wenn er die Pforten bricht,
Ist's Euer Tod, mein Vater traut — mich schützt Ihr dennoch nicht.

Ich bin bereit, mit ihm zu zieh'n, ob ich den wüsten Sinn
Zu bess'rer Tat ihm wenden mag: dem Lande wär's Gewinn!



Doch haltet Wacht, sobald daheim die Brüder sind vom Rhein:
Weht hoch am Turm ein weißes Tuch, ist's Not, mich zu
befrei'n!" —

Da tut der Greis das Burgtor auf, die Tochter an der Hand:
Er weiß, er gibt das beste Kind dem schlecht'sten Mann im Land.

Der spricht: „Sechs Frauen starben mir, — Ihr braucht Euch
nicht zu scheu'n,
Denn mit der siebten hab' ich Glück, drum, holdes Kind, schlagt ein!

Jetzt auf zu Roß! Komm' in den Arm nur dreist, du holde
Braut,
Am Altar steht der Burgpfaff schon zu Bollwerk, der uns
traut!" —

II.

„Nach süßer Nacht ein saurer Tag!" spricht Dahl, so muß es sein.
Dem Abt von Werden schickt man heut von Köln zehn Fuder
Wein;

Von Vittinghoff, der Schell genannt, der Schirp von Baldenei,
Der Landsberg und der Hugenpoth sind Schirmer der Abtei.

Die geben treulich das Geleit. Was kümmert das den Dahl!
Ich will den firmen Klosterwein anzapfen hier im Saal!

Mein Weiblein, nimm die Schlüssel all' zu Kammer und zu
Schrein,
Vertreib' die Zeit dir, kram' darin, wirst schon zufrieden sein.

Doch hier den Schlüssel laß in Ruh, vergiß nicht mein Gebot:
Laß, Weiblein, jene Türe zu — sie führt dich in den Tod!" —

Der Ritter jagt zum Stegereif, und einsam sitzt Siglind,
Das Herz ist schwer, das Aug' ist trüb, und Trän' auf Träne
rinnt.

Da eilt sie bald durch Küch' und Flur und durch Gemach und Saal:
Sie hat nicht Ruh, was sie auch fand, die reiche Frau von Dahl!

Wohl strotzt von Linnen, Seid' und Zier allwärts so Truh' als Fach,
Wohl waltet Pracht und Überfluß vom Keller bis zum Dach:

Von allen Schlüsseln sieht sie stets den einen nur allein
Und find't sich an verbot'ner Tür, glaubt sie ihr fern zu sein.

Es quält sie, was die Kammer birgt? Ihr kommt's nicht aus dem Sinn,
Sie fliehet jetzt in Todesangst und wieder zieht sie's hin.

Wohl denkt sie an den wilden Blick und an sein streng Verbot,
Und doch, sie kann nicht widerstehn, wär's auch ihr sichrer Tod.

Der Schlüssel hat das Schloß berührt, auf springt die Türe jach —
Ein ekler Leichenduft entquillt dem düstern Turmgemach;

Drin hänget vom Gewölb' herab in Ketten Weib an Weib,
Den Totenschädel deckt das Haar, das reiche Kleid den Leib.

Und über jedem Leichnam steht der Nam' und Sterbetag, —
Die Weiber sechs des Gert von Dahl die hängen im Gemach.

Die siebte sinkt, vor Schreck erstarrt, in Ohnmacht auf den Grund,
Die siebte liegt, vor Schreck erstarrt, in Ohnmacht manche Stund'.

Das Horn des Türmers weckt sie auf, der Hufschlag ruft sie wach,
Sie springt empor und stürzt zur Tür, will schließen das Gemach:

Wie sie sich müht, fest hält die Tür, gefüget in die Wand;
Und ob sie rüttelt totenbleich und reißt mit blut'ger Hand.

Auf bleibt, weit auf das Grabgewölb' und kündet ihre Tat.
Sie fliegt zur höchsten Wart' empor, eh' sich der Unhold naht.

Die Falltür schließt sie, türmt darauf so Steine wie Gerät,
Vom Lanzenschaft ihr weißes Tuch hoch in die Lüfte weht.

Ein Ritterhauf jagt schnell heran, herauf das Volmetal:
Die Retter sind's! — Doch treppan stürmt mit klirr'ndem Schritt der Dahl.



Und auf die Falltür wirft sie sich und stemmt was sie vermag:
Vergebens aller Widerstand — schon stürzt er auf das Dach.

Und fliehend hat er sie ereilt, mit eisenschwerer Hand
Hat er ihr golden Haar gefaßt, zerrt sie zum Zinnenrand.

Hohnlachend schwingt er sie empor, sie schwebt in freier Luft
Hoch überm Rand, tief unten gähnt die weite Todesgruft.

Da greift sie zu in Todesangst, greift seine Schulterwehr,
Und wie er ringt und stößt und drängt, sie läßt ihn nimmermehr.

Und wieder treppan stürmt's, das sind die Helfer allzumal,
Und eh' der Dahl sein Schwert entblößt, trifft ihn des Schwähers Stahl! —

Sein Leichnam flog vom Zinnenkranz zum Volmegrund hinab;
Sechs Frauen ward die Ruhestatt zusammt im späten Grab;

Schön Sigelind, die siebte, freit das Leben für den Tod:
Als holde Burgfrau schaltet sie noch lang auf Hugenpoth.

F. W. von Krane.

Die Schanhollen.

Im Hüll-Lock bei Börlinghausen unweit Meinerzhagen haben in alter Zeit die Schanhollen gewohnt. Sie sind den Leuten vielfach dienstbar gewesen und haben besonders den Bauern in Börlinghausen die Kühe gehütet; diese hat man dann gewöhnlich auf einem Kampe zusammengetrieben, hat ein Butterbrot auf den Heckenpfosten gelegt und dann gesehen, wie ein weißes Stöckchen rings um die Kühe gegangen ist und sie fortgetrieben hat. Sonst ist aber nichts zu sehen gewesen. Nachdem die Schanhollen so eine lange Zeit die Kühe den Börlinghauser Bauern gehütet, haben diese endlich beraten, was sie ihnen sonst wohl noch Liebes dafür tun möchten und beschlossen, ihnen ein Kleid dafür hinzulegen. Das haben sie denn auch getan. Da hat das Schanhölleken gerufen:



„Jck driw[1] nit ut[2]
min Jar is ut!'"

oder, wie es in Dalbert heißt:

„Jck sta nit op
ick driwe nit ëut[3]
minn Jar is ëut!"

Darauf ist es nicht wiedergekommen.

Gewöhnlich hat man die Schanhollen aus den kleinen Löchern bei Börlinghausen hervorkommen sehen.

Die Sage vom Kollberg.

Nahe bei Meinerzhagen liegt der Kollberg. Vor langen, langen Jahren sollen hier Silbergruben bestanden haben, die so ergiebig waren wie sonst keine in der weiten Welt. Die Bewohner wurden durch den Bergbau so reich, daß ihr Übermut keine Grenzen kannte. Sie wiegten ihre Kinder in silbernen Wiegen, die Mädchen spielten mit silbernen Kreiseln, und die Knaben ritten auf silbernen Schaukelpferden. Da kam eines Tages ein gewaltiger Rabe geflogen. Durch sein lautes und merkwürdiges Krächzen wurden die Leute auf ihn aufmerksam. Wenn sie sich seinetwegen versammelten, rief er von Zeit zu Zeit ganz vernehmlich:

„Jck schlute den Kollenberg tau,
Süß blitt kein Here bi de Kau!"

Von dieser Zeit ab wurde in dem Berge keine Silberader mehr gefunden, wie sehr die Bergleute auch graben und suchen mochten. Sie mußten ihre Arbeit einstellen und sich anderen Gewerben zuwenden. So nahm ihre Üppigkeit ein Ende.

Das Hünentor.

Ein armer Wanderer war vom Rheine hergekommen und wollte nach Limburg an der Lenne. Ein Stündchen hinter Schwelm, nicht weit von Vörde, fragte er nach dem nächsten Wege. Der Gefragte war ein Zwerg und gab zur Antwort:

[1] treibe. [2] aus. [3] aus.

„Der kürzeste Weg geht durch den Berg. Hier ist der Eingang! Doch damit du nicht irre gehst, so nimm diesen Fuchs mit dir. Du brauchst dich nur an seinem Schwanze festzuhalten, so bringt er dich sicher ans Ziel!" Unser Wandersmann befolgte den Rat und kam in die Klutert, eine Höhle mit vielen Gängen, die sich stundenweit ins Gebirge erstreckt. Nicht immer konnte er aufrecht gehen; manchmal mußte er auf allen Vieren kriechen; immer hielt er jedoch den Fuchsschwanz fest. So sah er endlich den Ausgang schimmern.

Da hörte er plötzlich ein sonderbares Geräusch. Vorsichtig streckte er seinen Kopf heraus. Wie erschrak er, als er dicht vor sich auf dem grünen Rasen einen gewaltigen Riesen sah, der sich im Schlafe geschüttelt hatte! Rasch versteckte er sich in den Felsspalten der Höhle, doch so, daß er den Riesen immer im Auge behielt. Der erwachte mit großem Geschnarche, richtete sich auf, — er war wohl sieben Ellen hoch! — reckte sich und stöhnte, daß die Felsen widerhallten. Dann schritt er zur nahen Quelle, füllte sein mächtiges Horn und nahm seinen Mittagstrunk. Endlich aber wendete er die Nase nach allen vier Winden. „Es muß ein Mensch in der Nähe sein", sprach er bei sich, doch so, daß der arme Wicht in der Höhle jedes Wort verstehen konnte; „wie gut sollte er mir schmecken, wenn ich ihn nur hätte! Hungrig bin ich ja doch noch, die drei Häschen, die ich heute erst gespeist, haben mich noch nicht satt gemacht!" Er fing an zu fluchen und stöberte zwischen allen Felsen umher; nur dachte er nicht daran, in die Höhle zu blicken. Denn daß da der Mensch zu finden sein könne, fiel ihm nicht ein. So entging ihm die Beute. Er wußte sich endlich vor Zorn und Wut nicht mehr zu lassen, riß Bäume aus mit ihren Wurzeln und wälzte sie den Berg hinab; auch mächtige Steinblöcke riß er los und schleuderte sie ins Tal.

Bis dahin hatte der arme Hans immer noch seinen Fuchs festgehalten. Als er aber das gräßliche Getöse vernahm, erschrak er so, daß er den Fuchsschwanz fahren ließ. Der Fuchs ließ sich's nicht zweimal sagen, daß er nun frei sein solle. Voller Freude sprang er aus der Höhle heraus und an dem Riesen vorbei in den Wald. Der lief mit großen Schritten

hinter ihm her und erhob sein Jagdgebrüll, das wie der Donner rollte. Aber es ward immer schwächer, je mehr sich der Riese von der Höhle entfernte, und unserem Reisenden kam die alte Munterkeit wieder. Er eilte aus seinem Verstecke hervor und lief spornstreichs hinunter nach Limburg, das vor ihm im Sonnenstrahl erglänzte. Aber es dauerte doch einige Zeit, bis er sein fröhliches Lied wieder anstimmen konnte.

Seit der Zeit wird die Öffnung der Höhle, vor der der Wandersmann den Riesen getroffen hat, das Hünentor genannt.

Der niesende Riese.

Bei Limburg an der Lenne liegt zwischen der Berghöhe des weißen Steins und der zerfallenen Burg Raffenberg die Hünenpforte. Hier ist der Eingang zu einer Höhle im Kalkfelsen oben an der Bergkuppe. Hinter der Pforte soll ehedem die Burg eines Hünen gestanden haben, der mit den Seinigen durch die Pforte mit der Außenwelt verkehrte. Diese Höhlenbewohner waren so stark, wie es jetzt keine Wesen mehr gibt, unter anderem klang es, wenn sie etwa nießen mußten, so gewaltig, daß man es bis Eilpe und Hagen, also meilenweit, hören konnte. Auf diese Sage bezieht sich noch heute in dieser Gegend eine scherzhafte Beteuerung unter den Landleuten: „So wahr als man den Hünen prusten (d. h. niesen) hört.“ Altertumsforscher haben an dieser Hünenpforte Spuren römischer Schriftzeichen entdecken wollen, scheinen aber durch Naturspiele irre geleitet zu sein. Indessen mag die Stätte wegen ihrer Seltsamkeit von den Ureinwohnern öfters Besuche erhalten und bei ihnen in Verehrung gestanden haben.

Der Raubritter Humpert.

Auf dem Raffenberge bei Hohenlimburg stand früher eine Burg. Von ihr ist nichts mehr vorhanden. Aber die Sage erzählt von Raubritter Humpert, der hier hauste. Er überfiel die Kaufleute, die das Lennetal durchzogen. Seinen Pferden

ließ er die Hufeisen verkehrt unterschlagen und täuschte dadurch seine Feinde. Eines Tages zogen diese vor die Burg und belagerten sie lange Zeit, aber ohne Erfolg. Schon wollten sie die Hoffnung aufgeben, den Ritter in ihre Gewalt zu bekommen. Da sprach ein altes Mütterchen: „Nehmt einen Esel, gebt ihm drei Tage kein Wasser und führt ihn auf den Berg. Wo er stehen bleibt und mit den Füßen scharrt, da liegt der Brunnen, aus dem Röhren das Wasser in die Burg leiten." Der Alten Rat bewährte sich. Bald war Humpert das Wasser entzogen. Da ließ er ankündigen, er wolle sich ergeben, wenn man seine Frau abziehen lasse mit dem, was sie in drei Malen aus dem Schlosse tragen könne. Diese Bitte ward ihm gewährt. Und siehe, die Gräfin, eine kräftige Frau, kam zum ersten Male mit dem Burgherrn auf ihren Schultern, zum andern mit dem Sohne, und zum dritten Male mit Gold und Geschmeiden so beladen, daß sie am Fuße des Berges zusammenstürzte.

Das Brunnengespenst zu Elsey.

Bei Reh vom Richtplatz schreitet sacht
Ein Mägdlein noch um Mitternacht.
Sie nimmt gen Elsey ihren Gang,
Die Heide und das Feld entlang.
Die Toten schreiten leise.

Ihr Kleid ist weiß, ihr Antlitz bleich.
„Du kommst wohl aus dem Totenreich,
Du bleiches Bild, steh' Rede mir,
Was treibt dich aus dem Grab herfür?"
Die Toten reden leise.

Zum Stiftplatz lenkt sie ihren Schritt
Und schwingt sich auf den Brunnentritt.
„Was schaffst du hier zur nächt'gen Stund',
Ist's Böses nicht, so gib es kund?"
Die Toten reden leise.

Nach Kett' und Krücke greift sie d'rauf,
Der Eimer sinkt und kommt herauf.
„Was suchst du auf des Eimers Grund,
Im Namen Gottes sprich jetzund!"
Die Toten reden leise.

Sie starrt hinab zum finst'ren Grund,
Sie starrt hinauf zum Himmelrund.
„So helf' dir Gott, im Brunnen ruht
Wohl gar dein eigen Fleisch und Blut!"
Die Toten reden leise.

Da kräht der Hahn, die Nacht ist um,
Das Mägdlein schleicht von dannen stumm.
Sie nimmt zum Richtplatz ihren Gang,
Das Feld und dann die Heid' entlang.
Die Toten schreiten leise.

Friedrich Kampmann.

Pater und Nonne am Burgberge zu Östrich.

Am Lenneufer, unweit des Dorfes Letmathe, liegen an der nach Iserlohn führenden Landstraße ein paar senkrecht aus dem Tale aufstehende Kalkfelsen nebeneinander, die man früher den Heierstein nannte und jetzt Pater und Nonne zu nennen pflegt. Beide Felsen werden an Höhe 150—160 Fuß über dem Flusse ragen. Da der Kalk von Farbe hell ist, heben sie sich um so bedeutsamer von dem Grün des Waldes ab, der die hinter ihnen liegende Höhe bekleidet. Über dieser prächtigen, der Menschengestalt nahekommenden Felsgruppe liegt auf der Höhe des Burgberges eine alte, ringförmige Umwallung. Am Fuße des Berges finden sich mehrere Höhlen, in denen eine Menge Knochen von Riesen und riesenhaften Tieren gefunden wurde.

Man erzählt sich, daß vor grauen Jahren ein Mönch in einem Kloster gelebt habe, der streitgewaltig gewesen sei und nichts habe wissen wollen von der strengen Ordnung, der sein Kloster unterworfen. Da sei er denn herausgebrochen aus



dem Zwinger, habe die geistlichen Drohungen seiner Brüder verlacht und sich mit anderen waidlichen Gesellen ein stattliches Ritterschloß auf dem Burgberge erbaut und darin herrlich aus dem Stegreife gelebt. Er habe dann auch in Liebe um eine Nonne geworben, die in einem Kloster gelebt habe, und diese sei ihm mit Freuden als sein ehelich Gemahl in die Burg gefolgt. Beide hätten der Sitte zum Trutze ihre klösterliche Tracht beibehalten, die aus langen, weißen Gewändern bestand. Lange Jahre hätten sie auf dem Burgberge in Freuden gehaust. Da sei einmal ein heiliger Bischof durch den Sprengel gezogen. Sie hätten ihm höhnisch den Weg verlegt und ihn sogar, als er ihnen ihr heidnisches Gebaren vorwarf, in die Lenne werfen lassen. Sterbend weissagte der Bischof den Untergang der Frevler; und wirklich, während sie noch unten am Ufer standen und der Worte, die der Sterbende sprach, lachten, zog das Wetter auf, unter dessen Schlägen das Schloß mit allem, was darinnen war, in den Boden versank. Die beiden Missetäter, Pater und Nonne, vom Blitze getroffen, wurden zum ewigen Andenken in Stein verwandelt und müssen nun stehen bis an den jüngsten Tag

Wittekinds Burg bei Iserlohn.

Nach Iserlohn, wo er eine Burg besaß, die noch viele Jahrhunderte hindurch Königsburg oder Kindsburg d. i. Wittekindsburg genannt wurde, kommt in gewissen Nächten von Sigiburg (Hohensyburg) her König Wittekind geritten. Im Königswege ist früher sein feuriger Zug oft gesehen worden. Auf der Burg weissagte vorzeiten ein heidnisches Orakel, zu dem man sich aus weiter Ferne um seine Sprüche wandte. In manchen Nächten aber begegnen sich im Norden der Stadt zwei Geisterwagen. Der von Hohensyburg setzt seinen Weg fort, der andere, von Soest kommend, verschwindet in dem Berge, der „die Seiler" heißt.

Die Sage kennt nur einen König Wittekind. Königswege sind frühe Heerwege. Über ihre Anlage und Pflege gab es in alter Zeit besondere Vorschriften. Das Schwelmer

Vestenbuch mißt ihnen eine Breite von reichlich 16 Fuß zu: „Eine rechte Königesstrate die sall men entrumen (breitmachen) so witt (weit), dat ein Ritter heme ride met sinem vullen Harnische und vöre eine Gelave (Lanze) vür sick twers (quer) up dem Perde, die sall sien 16 Voet lanck, unbesperret und unbekummert in dem Wege." Der Iserlohner Königsweg zeigt sich dagegen schon lange Zeit in viel bescheidener Gestalt. Eingeengt von Feldern und Hecken liegt er kaum bemerkbar und nur von wenigen in seiner alten Bedeutung erkannt im Norden vor den Toren der Stadt.

Der Riese Bremer.

Auf der Straße von Iserlohn nach Hemer liegt der Schleddenhof. Gegenüber in einem weiten Wiesentale erhebt sich ein seltsamer Bergkegel, der ganz das Aussehen einer kleinen Basaltkuppe hat, in der Tat aber aus Kalkstein besteht, wie er bei Iserlohn in großen Lagern vorkommt. Der Riese Bremer soll auf einer seiner Wanderungen, als er ein Steinchen in seinem Schuh gespürt, hier eine Weile gerastet und diesen Schuh ausgeklopft haben. Von dem Gestein im Schuh ist der Berg entstanden und führt daher den Namen Bremenstein. Der Riese ist wohl derselbe, der in der Voluspa Brimir, der Brandende genannt wird

Nördlich stand an dem Nidafelsen
Ein Saal aus Gold, für Sindris Geschlecht (die Zwerge),
Ein anderer stand auf Okolnir,
Des Riesen Biersaal, Brimir genannt.

Die Dueke-Moer.

Eine Stunde von Iserlohn liegt der Frönsperter Berg und an ihm eine Stelle, wo drei Pfade zusammentreffen. Dort stand sonst eine ehrwürdige Eiche, und der Ort heißt „an der Dueke-moer (auch wohl Duotke-moer)". Es soll daselbst gar nicht geheuer sein, und mancher will wunderliche Stimmen (so'n affünnerlik Gelute) vernommen haben. Wer nun des

Weges ziehen muß, der bricht ein Reis ab und legt es an der Dueke-Moer nieder. Das ist Brauch bis auf den heutigen Tag, und man findet dort in der Regel einen Haufen Reisig, der auf diese Weise hingekommen ist. Wer das Hinlegen unterlasse, glaubt man, müsse irre gehen, so gut sei er nicht, oder geschehe dieses nicht, so widerfahre ihm etwas Schlimmeres. Mancher legt vielleicht auch sein Reischen hin und denkt: Batt et nitt, et schatt ok nitt!

Vorzeiten wurden von Sundwig, Westig und Hemer aus Prozessionen hierher gehalten. Vielleicht stand vor der Reformation eine Kapelle oder ein Heiligenhäuschen unweit des heiligen Baumes. Man sieht wenigstens noch eine Stelle, wo wohl so etwas gestanden haben kann. Daher durfte Duekemoer (auch Durke-moer gesprochen) aus dem altsächsischen Diurlica modar entstanden sein und wenigstens in späterer Zeit die ehrwürdige Mutter Maria bezeichnet haben.

In uralten Zeiten, so geht die Sage, hat man an dieser Stelle einen tollen Götzendienst getrieben. Damit kein Unberufener hinkäme, wurde der Ort grauenhaft gemacht. Nach Hemer hin stand der Schreckenstein, nach Westig zu der Düwelspost.

Zauber und Gegenzauber in Hemer.

In Hemer war einmal ein reicher Bauer, der starb ohne Kinder und hinterließ sein ganzes Vermögen seiner Frau. Zu dieser kam eines Abends ein alter fremder Mann ins Haus und bat um Herberge für eine einzige Nacht, wenn er auch auf dem Laubboden schlafen sollte. Die Frau wollte ihn erst nicht aufnehmen, ließ sich aber dazu bewegen, als der Alte sagte: „Frau, ich bin zwar ein armer, unscheinbarer Mann, aber Ihr könnt doch nicht wissen, was ich nützen mag, wenn Ihr mich hier behaltet.“ In der Nacht, als alles im Hause schlief, lag der Alte noch wach auf der Hille (Heuboden). Da hörte er Tritte auf der Dehle, die ihm verdächtig vorkamen, kroch leise von seinem Laublager an die offene Tür des Raumes, wo er sich befand, und erblickte drei Kerle, „butt“-schwarz,

welche mit sonderbaren Lichtern in den Händen sich nach der Wohnstube hin bewegten. Der Alte wußte gleich, was hier vorging. Die schwarzen Gesellen mußten einen Raub ausführen wollen. Die Lichter, die sie trugen, waren Zehen von neugeborenen Kindern; wo die brennen, muß alles in tiefstem Schlafe verbleiben: ein Zauber, gegen den die Räuber selbst und der Alte durch einen Gegenzauber geschützt waren. Als die Schwarzen damit beschäftigt waren, Kisten und Kasten auszuleeren, stieg der Alte leise die Leiter hinunter, suchte die Diebe auf und murmelte einen Spruch, der sie sämtlich festmachte. Dann löschte er ihnen die Lichter aus und weckte die Hausfrau und das Gesinde. Man kam mit Licht. „Frau," sagte der Alte, „laßt doch die Kerle einmal gehörig waschen, damit man sehe, wie sie eigentlich im Gesicht gestaltet sind." Das geschah, und die Witwe traute ihren Augen nicht, als sie allmählich aus der rußigen Hülle ihre Herren Schwäger hervorgehen sah. „Guter Mann," sagte sie darauf zu dem Alten, „Ihr habt diese meine lieben Anverwandten festgemacht, Ihr werdet sie wieder lösen können. Tut das, ich bitte Euch! Sie werden's Euch danken und an diesem genug haben." Der Alte löste sie durch einen Spruch, und die Witwe hieß die Schwäger ihres Weges gehen; tief beschämt schlichen sie von dannen.

Das Heitmännchen.

Das Heitmännchen hat sich ehedem in der Wildnis bei Sundwig aufgehalten und hat seinen Namen erhalten, weil es immer „heit, heit!" gerufen; hat ihm das aber einer nachgerufen, so ist es ihm auf den Rücken geklettert, und er hat es eine weite Strecke tragen müssen.

Einmal hat einer aus Brockhausen Vorspann gegeben. Als er in der Nacht zurückkehrt, hört auf der Höhe im Walde einen juchen, der ruft fortwährend: „Ju, ju!" Da ruft er auch „Ju, ju!" und bald hört er das Rufen näher kommen und sieht ein blaues Flämmchen über den Bäumen hinhüpfen; wieder ruft's „Ju, ju!" und er ruft's nach. Da ist's

plötzlich bei ihm und sitzt auf dem Pferde, „dat de skum men jümmer seän raf quakkert" (Schaum und Schweiß hinablief). Das war das Heitmännchen, und er ist's eher nicht losgeworden, als bis er heimgekommen ist.

Manchmal ist es auch bei der Arbeit behilflich gewesen, und man hat oft, wenn man beim Schneiden der Früchte gewesen ist, nur „heit, heit!" zu rufen brauchen, dann ist's dagewesen und hat mitgeholfen. Wenn ihm aber einer ein Butterbrot an eine bestimmte Stelle gelegt hat, dann ist es gar dankbar gewesen und am andern Morgen hat eine Last Holz oder eine ähnliche Gabe dafür dagelegen.

Das Mädchen von Lünschede und die Schlange.

Zwischen Iserlohn und Altena ist im Gebirge eine schöne Fläche, das Lünscheid genannt, auf der ehedem das adelige Geschlecht derer von Lünschede, genannt von Altena, ein Schloß gehabt haben soll. Heute ist von seinen Überresten aber keine Spur mehr zu finden. An diesen Ort knüpft sich eine alte märchenhafte Volkssage:

Jn gans allen Ti'en wuende oppem Lünschede en Bu'er, dai hadde 'ne entsige Dochter un was blautarem. Diärümme sach hai tau iär: „Min Kint, du liß bi mi men Hunger un Kummer, ga un saük di bi gueden Lüen 'n Denst. Uese Hiärguot si met di!" Damet dä hai iär en Stücke Brot un en Krüksken Miälke in de Hant un genk noch en Entken Wiäges met bit op de Lünscheder Hai'e, dann karde hai üm.

Dat Miäken genk nu allene vüöran, bit se in'n ensamen Grunt quam. Dat sat se sik dal, üm en bietken te posen, te iäten un te drinken. Se hadde der noch nitt lange siäten, da quam 'ne fine Slange op se an un sach': „Dernken, gief mi en Lück met von dinem Bro'e un van dine Miälke!" — „Van Hiärten gärne!", sach' et Miäken, „wann du men satt derwan wärs un mi noch en bietken üöwer läß, dat iek et uthallen kann, bit iek bi Lüe kueme." — „O, iek bruke nitt viel!" antwarde de Slange un nibbelde an dem Bro'e un drank en Drüppel Miälke. Dann sach se: „Nu sin'k satt. Jek danke ok." „Och,"

sach'et Miäken, „es der wuot te danken! Me kann ja gar nitt saihen, dat du giäten un drunken hiäs." — „Sall iek dann maren wi'er kuemen? Et waer mi en groten Gefallen un iek brächte ok gärne ent van minen Döchterkes met", sach de Slange. — „Ja, men driste, wann't ok drai sint." — „Guet, guet, iek hemwe gerade drai Döchter, dä well iek dann alle metbrengen; awwer du maus ok din Wart hallen un hir bliwen." — „Verlatt di drop!" — Dat Miäken blef dai Nacht imme Dale. Se horde Wülwe in der Naegede hülen, men se wek nitt van der Sti'e. Et gaff en schrecklich Duenerwiär, awwer se hell ut; dann se hadde iär Wart derop giewen. Den anneren Dach in der selftigen Stunne quam de fine Slange wi'er. Se drauch nu oppem Koppe 'ne güllene Krone, dä was besatt met funkelden Stenen. Met iär quämen drai klaine Slangen, ok fin un met güllenen Kronen. Dat Miäken gaff 'ne alle te iäten van iärem Bro'e un te drinken von iärer Miälke; men dat Brot wor kum klenner un der Miälke kum wenniger. Na diäm dän sik de Slangen fröntlik bedanken, un de Alle sach: „Nu, guede Dernken, well wi di wuot giewen." Op dat krüepen se en füör en dem Miäken op de Slippe un schüdden iär de güllenen Kronen innen Vüördauk. As dat geschaihen was, sach de Alle: „Nu, Dernken, hiäs du un din Var wuat te liäwen, ga men na Hus un kuem tin te Jar um düese Tit wi'er hir hen un brenk ues Brot un Miälke!" — Dat dä'et Miäken siewen Jar ächteren un krech jedesmal so viel Kronen as de erste Raise. Jär Var was nu en riken Mann un buggede sik en prächtig Sluot.

Die Hünen auf dem Wixberge.

Auf dem Wixberge bei Altena und auf dem Garberge bei Sümmern wohnten vor Zeiten Hünen. Sie backten in einem Backofen zusammen und gaben sich, wenn es Zeit war, das Brot einzuschießen, ein Zeichen durch Schrappen am Backtroge. Einst traf es sich daß der Riese vom Garberge sich nachts am Schenkel kratzte. Der andere Hüne hörte dieses und glaubte, es sei das verabredete Zeichen. Er faßte also seine Brote und lief damit nach dem Garberge, fand aber dort seinen Spießgesellen noch tief im Schlafe.

In ganz alten Zeiten wohnte auch ein Riese in Oberhemer bei Iserlohn. Wenn dieser aus dem Uhlenhofsbrunnen trank, setzte er den einen Fuß ins Bockeloch und den anderen auf den Perick (zwei benachbarte Schluchten).

Die Kirchspielskirche in Iserlohn stammt noch aus dem Heidentume. In früheren Tagen sind auch Hünen hineingegangen. Sie hatte dazu eine gewaltig große Pforte, aus der man später ein Fenster gemacht hat.

Burg Altena.

An die Burg Altena knüpft sich ein großes und reiches Stück westfälischer Geschichte. Mehrere Jahrhunderte war sie die Residenz der Grafen von Altena, die, dem Geschlechte der fränkischen Grafen von dem Berge entstammend, hier eine zweite Befestigung erbauten, um ihre Besitzungen auf sächsischem Boden zu behaupten und zu erweitern. Die Sage erzählt über die Entstehung der Burg Altena:

Zwei Brüder aus edlem und berühmtem Römerstamme, nämlich aus der Familie der Ursiner, waren Kaiser Otto dem Dritten besonders lieb und wert. Diese beiden Brüder kamen mit dem Kaiser in diese Lande, und da sie durch die Fürsorge ihrer Eltern Geld in Überfluß hatten, kauften sie, auf die Macht und Gunst des Kaisers bauend, ein Land und eine Herrlichkeit, und da sie sich einen sicheren und festen Ort zur Wohnung gründen wollten, begannen sie einen gewissen, von den Bewohnern jenes Landes Wolfseck genannten Berg in unbebauter, waldreicher und gebirgiger Gegend und in öder Wildnis zu befestigen. Sie fingen zunächst damit an, den Gipfel dieses Berges von Bäumen zu entblößen und umwallten und befestigten den Berg selbst ringsum mit den rundumher gefällten Bäumen. Als man damit beschäftigt war, flog ein Haselhuhn, künftigen Glückes Vorbedeutung bietend, durch den Lärm der Arbeiter und Holzfäller aufgescheucht, Schutz suchend einem der Herren in den Busen. Der Herr hüllte es in die Kapuze des Mantels, den die Edlen der damaligen Zeit zu tragen gewohnt waren,

und sagte zu den Arbeitern: „Durch Gottes Gnade wird es hier am Gelingen nicht fehlen; haltet Euch unbesorgt an der Arbeit; unter Gottes Schutze wird der Bau glücklich vonstatten gehen!"

Als inzwischen der Graf von Arnsberg dies vernahm, dessen Grafschaft und Macht sich damals weit und breit erstreckte, da es keinen anderen Grafen in diesem Lande gab, so glaubte er, es geschehe ihm Unrecht und gereiche ihm zum Nachteil, daß jener Berg befestigt und von Fremden in Besitz genommen werde. Er schickte daher Boten an sie und forderte sie auf, von dem Bau abzustehen, da sie ihm allzunahe (al te nae) kämen. Hiervon gaben sie ihrer Burg den Namen und nannten sie Altena. Als aber der Graf von Arnsberg sie verjagen wollte und den Berg, auf dem sie eine feste Burg zu errichten begonnen hatten, zu belagern Anstalten machte, fand er, daß der Platz fest und uneinnehmbar war, und zog unverrichteter Sache ab.

Der heilige Einhart.

Oberhalb der Stadt Altena liegt auf dem Klusenberge Gemäuer, das von der Wohnung herrührt, in der vorzeiten der heilige Einhart lebte. Dieser Einsiedler mußte sein Trinkwasser täglich in seinem Kruge unten aus der Lenne holen. Da er nun alt und schwach wurde und nicht mehr so rüstig schreiten konnte, wie in früheren Tagen, glitt er einmal, als er die Kuppe seines Berges beinahe erreicht hatte, aus, fiel auf den Felsen und zerbrach seinen Krug. In dem ersten Schmerz über den vergeblichen Gang schaute er zum Himmel und rief unserm Herrgott zu: „Kannst du denn nichts tun für mich alten hinfälligen Mann, damit ich nicht stets hinunter an den Fluß zu wandern habe?" Kaum hatte der Einsiedler die Klage verlauten lassen, so wurde er durch das Rauschen eines Brünnleins entzückt, das dort hervorquoll, wo ihm der Krug zerbrochen und wo ihm das Wasser aus der Lenne auf den Felsen geflossen war. Der Heilige hatte von nun an einen kräftigen Trunk oben auf seiner Höhe und brauchte nicht mehr zur

Lenne niederzusteigen. Er blieb aber nicht der einzige Trinker, sondern die Bewohner der umliegenden Täler und Höhen versuchten das Wasser und fanden, daß es unleugbar die Kraft habe, Mensch und Vieh, die davon tranken, fruchtbar zu machen. Nach dem Tode des Heiligen kamen dann auch zahlreiche Pilgerzüge, um am Quell des heiligen Einhart zu beten und zu trinken, für sich und ihre Wirtschaft die ersprießliche Fruchtbarkeit zu erflehen. Erst mit der Kirchenspaltung ist die Andacht außer Übung gekommen, die nichtsdestoweniger sprichwörtlich blieb.

Der Ritter Diethelm vom Junkerenberg
oder
Wie Elverlingsen entstanden ist.

Um das Jahr 1300 war in unseren Bergen des Streites gar viel. Denn auf dem Schloß zu Altena saß der Graf Eberhard II., Graf von Altena und von der Mark. Das war ein tapferer und kriegerischer Held, des Hand war gegen jedermann und jedermanns Hand gegen ihn. Seine Zeitgenossen fürchteten ihn sehr, die einen ob seiner gewandten Rede, die anderen ob seines „preislichen Schwertes". Dabei war er hochgeachtet am kaiserlichen Hofe. Bei Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich war er stets ein gern gesehener Gast gewesen. Alle drei hatten ihm ihre besondere Gunst zugewandt, und Albrecht von Österreich hatte ihm die Reichshöfe Dortmund, Westhofen, Elmenhorst und Brackel als Anerkennung für treu geleistete Dienste geschenkt. Auch auf dem schlüpfrigen Boden des Hoflebens hatte er es verstanden, sich zu Ehren zu bringen, und „der kaiser enkunde mît truric gesîn, derwilb der grave bî ieme was", sagt ein Chronist. Nun aber saß er im eigenen Land, und während sein Droste, der treue Ritter Rutger von Altena, des Rechtes im Lande waltete, hatte er genug damit zu tun, den vielen Fehden obzuliegen, in denen damals in den Zeiten des Faustrechts große und kleine Herren ihre Zwistigkeiten austrugen.

Zu jener Zeit nun hatte der Graf auf der Spitze des Berges zwischen Husberg und Elverlingsen, der noch heute der Junkerenberg heißt, ein kleines befestigtes Schlößlein, wo er sich gern aufhielt. Nicht bloß weil er dort einen weiten Ausblick hatte über sein Land, sondern auch weil in der nächsten Umgegend des jagdbaren Wildes, der feisten Hirsche und der flüchtigen Rehe gar viele sich fanden. Namentlich aber waren die Junkherren, des Grafen Söhne, so lange sie noch nicht wehrhaft gemacht waren, dort sehr häufige Gäste, um unter der Leitung des wackeren Ritters Diethelm, der des Grafen Schloß- und Forstverwalter war, in Gemeinschaft mit den beiden nur wenig älteren Söhnen desselben, dem edlen Weidwerk und anderen ritterlichen Übungen obzuliegen. Der Ritter war ein tapferer Mann, des Grafen Freund und sein treuer Waffengefährte bei mancher gefährlichen Kriegsfahrt gewesen. Auch jetzt, da das Haupt ihm schon weiß geworden, behagte die friedliche Beschäftigung ihm nicht sehr. Sein Sinn stand noch immer nach fröhlichem Lanzenbrechen und kriegerischem Schwertergeklirr.

Darum hatte er auch keine Gelegenheit versäumt, um mit seinen wenigen Burgmannen den räuberischen Rittern auf den Werdohler Bergen Abbruch zu tun, und sie seinem Herrn, dem Grafen, zu unterwerfen. Kein Wunder, daß sie ihm sehr feind waren und ihn gern mit gesamter Hand aus dem Schlößlein gejagt hätten, wenn sie sich nicht vor seinem Schwert gefürchtet hätten und vor dem besonderen Schutze des Grafen, den er genoß.

Da traf es sich nun in der Zeit, daß der Graf von Altena in Fehde lag mit den Herren von Volmarstein und hart von ihnen bedrängt ward. Seine beiden Söhne aber waren derweile auf dem Junkerenberg bei dem Ritter Diethelm. Das hatten die unsanften Ritter von Werdohl kaum erkundschaftet, da vergaßen sie ihre eigene Fehde und beschlossen, zusammen das Schlößlein zu berennen und zu erstürmen. Einen doppelten Zweck hatten sie dabei im Auge. Einmal gedachten sie sich rächen zu können an Diethelm, der ihnen oft so arg mitgespielt und manche Beute abgejagt hatte. Zum andern

hofften sie die beiden jungen Herren, des Grafen Söhne, in ihre Gewalt zu bekommen. Die wollten sie dann dem bedrängten Vaterherzen nur unter der Bedingung zurückgeben, daß der Graf ihnen eidlich verspreche, er wolle sie auf ewige Zeiten freie Ritter sein lassen.

Da sie nun heranzogen und der Wächter im Turm die wehenden Fähnlein und die glänzende Rüstung sah, gab es keinen geringen Schrecken in dem kleinen Felsennest. Doch nicht als ob der Ritter Diethelm für sich gefürchtet hätte. Denn er war ein alter Mann und gern bereit, in der Verteidigung des Eigentums seines Grafen sein Leben zu lassen. Aber er war besorgt, weil des Grafen Söhne, auf denen die Hoffnung des Landes ruhte, bei ihm waren. Und obendrein war der älteste Junkherr gerade mit einem Knechte im Walde, einen Hirsch zu erjagen, den sie aufgespürt hatten. Wie leicht konnte er den feindlichen Rittern in die Hände fallen. Darum hieß Diethelm alsbald einen seiner Söhne aus der Burg gehen, daß er den jungen Grafen aufsuche und auf heimlichen Wegen gen Altena geleite, schärfte ihm auch ein, daß er mit seinem Leben bürgen müsse für des Grafen Leben: „Lieber zehnmal sterben, als seinen Herrn im Stich lassen.“ — Den jüngeren Junkherrn wagte Diethelm nicht mitzusenden; denn es war ein gefährlich Stück und die Ritter waren schon nahe. — Der Sohn Diethelms befahl auch alsbald seine Seele Gott und stürmte in den Wald, wo er gerade zur rechten Zeit kam, um den jungen Grafen herauszuhauen, den ein Fähnlein der feindlichen Knechte, das an der anderen Seite den Berg erstiegen, aufgespürt hatte. Es war ein heißes Kämpfen, aber endlich gelang es den dreien loszukommen und im dichten Wald heimliche Wege zu gewinnen, auf denen sie Altena erreichten.

Inzwischen waren die Ritter auf der Höhe vor der Burg angekommen, und fanden zu ihrem nicht geringen Ärger die Tore schon wohl verwahrt. Darum ließen sie den Herold blasen, und forderten den Ritter Diethelm auf, sich zu ergeben, da er gegen ihre Übermacht doch nicht obsiegen könne. Der aber antwortete: „Holt mich, wenn ihr könnt; aber vergeßt

nicht, daß unsere Mauern fest und unsere Schwerter scharf sind.“ Und bald danach flogen der scharfen Pfeile genug, und manch ein starker Speer herüber und hinüber. Gar mancher da draußen mußte den grünen Rasen mit seinem Blute färben, und auch drinnen in der Burg gab es viel Wehklagen. Denn auch die Belagerer hatten ihre Armbrust zu handhaben gelernt. Aber ihre Anstrengungen waren vergeblich. Die Mauern waren fest und die Männer darinnen waren mutig.

Da nun die Ritter sahen, daß sie den tapferen Diethelm nicht wie ein Wild vom Lager mit leichtem Jagdruf verscheuchen konnten, legten sie sich aufs Warten, stellten ihre Wachen aus und schlossen den eisernen Ring um die Burg, wohl wissend, daß da drinnen der Vorräte nicht zu viele sein könnten. Und Hunger und Durst können auch den tapfersten Streiter mürbe machen. Darin hatten sie auch recht geraten. Namentlich war nur wenig Wasser in der Burg. Denn der Quell, der zu Regenzeiten lustig darinnen sprudelte, war in der Dürre versiegt, und lange schon hatten die Burgleute mühsam das Wasser aus dem Fluß heraufholen müssen. So lagen sie denn vier ganze Tage vor der Burg, und die darinnen litten Qualen vor Durst. Auch das wenige an Wein, was sie besaßen, war am Abend des zweiten Tages schon verzehrt. Tiefe Mutlosigkeit bemächtigte sich der Knechte auf den Mauern. Indes auch den Belagerern wurde die Zeit über dem Warten lang; auch fürchteten sie, wenn sie nicht bald eilten, würde der Graf zurückkommen und ihnen dann das Bad gar übel segnen. Darum wurden sie im Rate einig, und warfen in der vierten Nacht brennende Pfeile in die Burg, die nur zu rasch zündeten. Da mußten denn wohl oder übel die Ritter und Knechte die Burg verlassen, wenn sie nicht verbrennen wollten. Das beschlossen sie auch; aber Diethelm wollte den jungen Grafen um jeden Preis retten. Darum ließ er an dem vorderen Tore großes Getöse machen, als wollte er ausfallen, und als die Belagerer sich dort sammelten, hieß er seine Knechte allesamt herausbrechen, daß sie versuchen sollten, ob sie sich durchschlagen könnten. Er selbst aber eilte schnell mit seinem

anderen Sohne und dem Junkherrn aus dem hinteren Tor und suchte den dunklen Wald zu gewinnen. Doch kaum hatten sie etliche Schritte getan, da fiel der Ritter von der Borghelle, der die Kriegslist durchschaut hatte, über sie her. Das gab ein Schwerterklingen und Funkensprühen! Aber die drei wehrten sich tapfer und der greise Diethelm streckte mit geschwindem Schlag manchen Knappen ins Gras. Aber seine Kräfte begannen zu schwinden. Schon rieselte ihm das Blut durch die Helmspangen und die Panzerringe. Da raffte er sich noch einmal zusammen, rief den beiden zu: „Mit Gott, in den Wald, und seht Euch nicht um“, und stürzte wie ein Löwe auf den Ritter, der nur noch zwei Knechte zur Seite hatte. Einer der Knechte fiel von Diethelms Hand, der andere aber mit dem Ritter hieben den wackeren Alten zusammen, daß sein Haupt klaffte und er tot umsank. Inzwischen aber hatten die beiden Flüchtlinge den Wald gewonnen und vergebens suchten Ritter und Knechte hinter ihnen her. Die Nacht nahm sie in ihren Schutz. Sie waren gerettet, — aber um einen edlen Preis.

Des folgenden Tages kam Graf Eberhard zurück von seiner Fehde mit den Volmarsteinern, allwo er manchen tapferen Degen hatte zurücklassen müssen, und vernahm unter Tränen bald der Freude, bald des Schmerzes den Bericht seiner Söhne und der beiden Söhne Diethelms. Sofort raffte er in grimmigem Zorn seine Krieger wieder zusammen, erstürmte die Burgen der heimtückischen Ritter, die sich des noch nicht versehen hatten, brannte sie aus und hieß seine Knechte sie schleifen, daß sie dem Erdboden gleich würden. Da er aber wieder heim kam, ließ er in feierlichem Prunk die Leiche des treuen Diethelm dicht an der Kirche in Altena beisetzen und hieß ihm einen Stein aufs Grab legen, auf dem der Ritter in voller Rüstung dargestellt wäre. Und darauf sollte geschrieben werden: „Dem getreuen Ritter Diethelm der dankbare Graf Eberhard.“ Lange soll der Stein noch zu sehen gewesen sein, bis ihn Sturm und Regen zerfressen haben.

Den beiden Söhnen Diethelms aber gab der Graf eine große Urkunde mit dem gräflichen Siegel daran, in der

geschrieben stand, daß er für sich und alle seine Erben auf ewige Zeiten ihnen und ihren Nachkommen zum Andenken an ihren treuen Vater den Junkerenberg und was dazu gehöre, nebst all dem Land unten im Tal, das die Lenne von Berg zu Berg umschließe, als „edelvry lehn" überweise. Dankbar nahmen die beiden Söhne Diethelms die Urkunde aus des Grafen Hand und zogen in ihre alte, aber nun neue, eigene Heimat. Daselbst begannen sie ihre friedliche Arbeit, rodeten den Wald, pflügten den Acker und bauten sich zwei steinerne Häuser unten im Tal auf ihrem edelvry lehn. Im Volksmund aber, der gern die verwickelten Worte sich mundgerecht macht, hieß bald danach die Besitzung Elverlingsen, d. i. edelvry lehn-hausen. Und noch heute wissen alte Leute zu erzählen von den zwei stattlichen Bauernhäusern, die ehemals auf Elverlingser Hovestaat standen.

Die Nachkommen des Grafen Eberhard aber haben seine Schenkung allezeit geachtet, und während sie rund umher ihre Domänenhöfe hatten, während Dresel, Husberg und Stortel, Eigentum der Grafen, auf allen Seiten die Besitzung einschlossen, ist Elverlingsen ein edelvry lehn geblieben bis in die neue Zeit.

Von der alten Burg auf dem Junkerenberg ist aber keine Spur mehr zu finden. Und wenn vielleicht hier und da auch noch ein alter Mauerstein liegen möchte, so haben die Jahrhunderte mit Sturm und Wetter und Moos und Rasen ihn doch so zugerichtet, daß man ihm nicht mehr ansieht, was er ehemals war. Das einzige, was heute noch an die Burg erinnert, ist der dunkle Fels, der selber steil wie eine Burgwand vom Berge sich abhebt, und auf dem ehemals die Fundamente der Burg geruht haben sollen. Möge der alte Fels, der im Wandel der Jahrhunderte und der Weltgeschicke allein noch geblieben ist, um die alte Sage vom treuen Diethelm zu bezeugen, dieser unserer Zeit voll rasch wechselnden Urteils und trüber Parteisucht mahnend zurufen: „Vergeßt es nicht! Mannestreu muß stehen wie Felsengrund!"

Nach: A. Daniel, Sagen und Geschichten von der mittleren Lenne. (Carl Braus, Schwerte).



Der Ritter von der Isenburg.

An drei Seiten zieht sich um das Dorf Dahle, im Norden erst zu ihrer ganzen schauerlichen Öde aufsteigend, die unwirtliche Höhe der Giebel. Auf dem kahlen Bergrücken wächst bloß Heidekraut und niedriges Buschwerk. Nur hier und da haben fleißige Hände dem rauhen Boden eine mäßig gedeihende Waldfläche abgetrotzt. Auf dem Gipfel des Gebirges braust der Sturm und zieht der Nebel. Ganz besonders schauerlich ist die Höhe im Winter, wenn der Schneesturm die nur wenig wahrnehmbaren Wege ganz verwischt hat. Da muß man schon ziemlich landeskundig sein, wenn man da droben sich nicht verirren soll. Manche erschütternde Geschichte erzählt man von Wanderern, die dort in die Irre geraten und entweder umgekommen, oder doch halb verhungert und ganz ermattet erst wieder aufgefunden sein sollen. Hier in der heulenden Bergwildnis haben auch ehemals die Wölfe ihr besonderes Standquartier gehabt. Noch heute erzählt man in Dahle, wie sie am sogenannten Knübotten sich so nahe an die wenigen Häuser wagten, daß kaum ein Wintertag verging, an dem sie nicht zu den Fenstern hineingesehen hätten, und wie dann die, zu der Zeit schon fleißigen und betriebsamen Bewohner, wenn sie von ihrer Arbeit aus den Springen bei Evingsen zurückkehrten, sie dadurch zu vertreiben verstanden, daß sie einen mit Holzkohlen halbgefüllten Sack rappeln ließen und auf kleinen Metalltrompeten etwas von der Musik dazu machten, die Steine erweichen, Menschen rasend machen kann. Ja, die landläufige Sage redet von einem gespenstigen dreibeinigen Wolfe, der noch immer bisweilen die hohe Giebel unsicher mache. Auch sonst noch wimmelt die Höhe von Geistern und Gespenstern, deren Begegnung nicht immer so lustig sich aufklärt, wie die Geschichte vom gespenstigen Esel.

Namentlich ist es Wuotan, der Liebling des uralten deutschen Volksaberglaubens, der fast in all den verschiedenen Gestalten, in denen er nach der Sage zu erscheinen pflegt, dort oben sein Wesen hat. Zur Zeit der Sonnenwende, in den Aprilschauern des Frühlings und im Herbststurme, der über



die kahle Höhe rauscht, zieht er dort als der wilde Jäger oder lagert sich auch mit seinem Heere im hohen Heidekraut. Im Zwielicht spukt er als der Mann ohne Kopf durch Wald und Heide und erschreckt den harmlosen Wanderer. Durch die Nacht saust er auf weißem Schimmel und beklagt sein trauriges Geschick. Nicht selten auch muß der königliche Gott seinen Schimmel entbehren und schreitet dann unter dem Namen „der schwarze Lubert" in der Gestalt eines großen, schwarzen Mannes mit einem Hute so groß wie eine Kornwanne stets über die Furche, und stößt mit Vorliebe einen trunkenen Gesellen in die tiefen Wagengeleise, oder jagt ängstliche Bergsteiger mit grinsendem Angesichte vor sich her, bis ihnen die Knie zusammenbrechen.

So ist denn noch heute die Giebel ein Ort des Schreckens, und den Wanderer, der es wagt, einsam im Schneesturm oder im sauerländischen Nebel, obendrein wenn der Abend dunkelt und die Nacht sich herniedersenkt, sie zu übersteigen, den sieht man mit ebenso unverhohlener Bewunderung an, wie anderwärts den Weltumsegler, der die große Fahrt gemacht hat und weder von den Menschenfressern verspeist, noch von den grausigen Meerestiefen verschlungen ist.

Vor Jahrhunderten war die Giebel auch noch aus einem anderen Grunde ein Ort des Schreckens. Hausten doch da droben auf der Gellenburg und auf der Isenburg zwei Raubritterfamilien, die ungerupft keinen harmlosen Pilger vorüberziehen ließen, geschweige denn ungeplündert die Züge von Kaufleuten aus dem Norden, deren Hauptverkehrsstraße nach Frankfurt a. M. damals über die rauhe Höhe führte. Bis ins sechzehnte und gar siebzehnte Jahrhundert hinein sollen sie, namentlich aber die Isenburger, ihr schändliches Räuberhandwerk ausgeübt haben.

Der böse Ritter, so geht die Sage, hielt auf seiner Isenburg einen großen Troß von Knechten, die er zu seinen Raubzügen gebrauchte, und eine Handelskarawane mußte schon von einer nicht unbedeutenden Eskorte begleitet sein, wenn sie der Brandschatzung entrinnen sollte. Und in dem Maße war er ein Anbeter des goldenen Kalbes, daß er auch die zarteren

Regungen seines Herzens dieser Leidenschaft dienstbar machte. Wo irgend in der Ferne eine reiche Erbin auf einen Gatten harrte, da fand er sich ein, und wußte ebenso durch seine reckenhafte Gestalt, wie durch seine süßen Schmeichelworte das empfindsame Herz dermaßen zu umgarnen, daß gar bald die Holde samt ihren Schätzen sich ihm ergab. Dann gab es einen kurzen Liebesfrühling, nach dessen raschem Verwelken er sich auf grausame Weise der armen Betrogenen entledigte. In seiner festen Burg, so singt ein Dahler Dichter:

Da legte er in Fesseln,
Die ihm gefolgt als Braut,
Bis schmachtend sie vergehet,
Die liebend ihm vertraut.

Und war sie dann vor Hunger und Kummer gestorben, dann zog der treulose Mörder wieder in hochzeitlichem Gewande aus, eine andere Schöne zu betören, bis auch sie nach kurzer Frist den Weg ihrer Vorgängerinnen wandern mußte.

So häufte er Frevel auf Frevel, und hatte es nur den verkehrt aufgeschlagenen Hufeisen seiner Rosse zu danken, daß sie lange, lange unentdeckt blieben. Endlich aber kamen auch seine Sünden ans Sonnenlicht. Denn das ist ja ein schöner Zug der Sage, daß in ihr stets das Volksgewissen zum Ausdruck kommt und die im unverbrüchlichen Glauben an eine sittliche Weltordnung wurzelnde Forderung in Erfüllung ergeht, daß alle Schuld sich rächen muß auf Erden.

Die heilige Feme hatte ihr Ohr den Klagen der Unterdrückten und Beraubten geliehen und ließ durch den Fronboten den stolzen Isenburger vor den Freistuhl laden. Der Ritter aber, im Vertrauen auf seine festen Mauern, trotzte dem heimlichen Gerichte, zerriß die schriftliche Ladung und ließ die dreimal fünfzehn Tage, welche dem Beklagten gegeben wurden, um die Beweistümer seiner Unschuld zu sammeln, unbekümmert verstreichen. Das „heimliche Ding" aber wurde zur festgesetzten Zeit am sechsundvierzigsten Tage abgehalten. Der Freigraf mit seinen Schöffen wartete nach Vorschrift bis die Sonne „auf dem Höchsten" stand, und rief dann feierlich nach allen vier Himmelsgegenden den Namen des Verklagten mit lauter Stimme. Aber, da keine Antwort erfolgte, auch

der Freigraf keine Veranlassung hatte, dem Angeklagten, der mit „habender Hand und blinkendem Schein" zwar nicht ergriffen, aber doch gesehen war, noch eine vierte Notfrist, einen Tag Kaiser Karls, zu bewilligen, so verwandelte sich das Vollgericht auf Antrag der Kläger in ein Stillgericht.

Da saß nun der Freigraf unter der alten Linde, umgeben von den Richtern, vor einem Tische, auf dem ein blitzendes Schwert und eine Flechte von Weidenzweigen lagen, und durch das Gebüsch strichen die Wachen, um unberufene Lauscher fernzuhalten. „Kommet her, die ihr klaget", rief er. Und die Kläger kamen, legten nebst sechs Schöffen als Eideshelfern zwei Finger der rechten Hand auf das blanke Schwert und beschwuren des Ritters Schuld. Da erhob sich würdevoll der Freigraf, sprach nach alter Sitte das Femurteil und machte damit den Ritter von der Isenburg „unwürdig, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedlos, unteilhaftig allen Rechtes" und überwies nach den Satzungen der heimlichen Acht seinen Hals dem Strick, seinen Leichnam den Tieren und den Vögeln der Luft und seine Seele Gott im Himmel, wenn der sie zu sich nehmen wolle.

Anderen Tages ward das Urteil der Feme, das den Ritter von Leib und Leben setzte, an die Pforte seines Schlosses angeschlagen. Dort riß er es zwar ab, aber als er bedachte, welch eine furchtbare Gewalt die heilige Feme hatte, und daß es schier unmöglich sei, den Händen der vielen tausend Wissenden, die an allen Orten ihr dienten, zu entrinnen, da entfiel ihm doch der Mut. Darum vergrub er alsbald den größten Teil seiner Schätze, unter denen sich wunderbarerweise eine goldene Wiege — richtiger eine Wiege voll Gold — befand, an verschiedenen Stellen in der Nähe seiner Burg und beschloß, heimlich sein festes Raubnest zu verlassen und in der Ferne, im sonnigen Süden, wohin der Arm der Feme damals nicht mehr reichte, eine neue Heimat sich zu gründen. Seine Schätze gedachte er dann durch vertraute Knechte allmählich nachbringen zu lassen. — Sein Abzug verzögerte sich aber, weil damals gerade die Nächte, die er zu seiner Flucht hätte benutzen müssen, mondhell waren. So mußte er denn

notgedrungen noch einige Tage auf seiner Burg verweilen. Zwar war er hier sicher, aber dem an Luft, Freiheit und Bewegung gewöhnten Manne war dieser unfreiwillige Hausarrest hinter den dumpfen Mauern wie eine Gefangenschaft hinter Kerkerriegeln. Darum wagte er nach zwei Tagen sich hinaus in den nahegelegenen Wald, um ein kurzes Stündlein dem edlen Weidwerk obzuliegen. Aber von diesem Jagdritt kam er nicht wieder zurück. Als man anderen Tages hinausging, ihn zu suchen, fand man ihn aufgeknüpft an einer Eiche und darunter stak der Dolch mit der Feme geheimnisvollen Zeichen. Er war gerichtet.

Kurze Zeit hernach wurde auch durch ein Aufgebot der Edlen, trotz der tapferen Verteidigung durch die treugebliebenen Knechte und die beiden hinterlassenen Töchter des Ritters das Raubnest erstürmt und niemand von seinen Insassen entrann dem Schwerte. Die Burg aber wurde fast völlig der Erde gleichgemacht, und selbst die Natur nahm an diesem Akte der Gerechtigkeit teil. Wo die stolzen Mauern und Türme gestanden, da bildete sich ein Sumpf, dessen grüne Oberfläche sich heute noch abhebt von dem dunklen Heidekraut, und in der Tiefe schreien unheimliche Unken es aus, daß ein Fluch auf dieser Stätte liegt.

Seit jener Zeit geht der letzte Ritter von der Isenburg gespenstig in seinem Burgbanne um. Von dem Walle aus, wo der heiligen Feme rächender Arm ihn traf, reitet er* auf fahlem Rosse um Mitternacht dorthin, wo einst seine stolze Burg sich erhob. Da sprengt er hin und wieder und jagt im Kreise umher, als wolle er den Sitz seiner Ahnen wieder aus der Erde stampfen. Endlich nach zwölfmaligem Umritt steigt er ab und beugt wie betend seine Knie an der Stelle, wo man ehemals seine Vorfahren begrub und wo noch heute eine gemauerte Gruft sich finden soll. Dabei hört man ihn laut klagen und weinen, eine verlorene Seele, die keine Hoffnung mehr hat. Wenn aber vom Kirchturme zu Dahle der Schlag der ersten Morgenstunde herübertönt, dann zerstäubt

* Der Wald heißt noch heute zur Erinnerung an den gespenstigen Reiter „Reuterschlade".

in Nebel ein Roß und er sinkt hinunter in die Tiefe, die Schätze zu bewachen, an denen sein Herz hing.

So treibt er's zu gewissen Zeiten Nacht für Nacht. Und viele wollen ihn gesehen haben. Zwar keinem hat er bis dahin ein Leid zugefügt. Denn nur der freche Frevler, der dem wohlverdienten Gerichte hienieden entging, setzt seine Untaten auch nach seinem Tode noch fort, während der Gerichtete bis zum jüngsten Tage ein stiller Büßer bleibt. Aber von der geheimnisvollen Sage Zauber umsponnen, schreitet nur mit Grausen der Wanderer an der Stelle vorüber, wo das Umgehen des gespenstigen Ritters das unerbittliche Walten der sittlichen Weltordnung verkündet.

Den Schätzen des Isenburgers haben seit alten Zeiten viele Dahler nachgegraben, und wenn sie auch weder Spange noch Becher, weder Silber noch Gold aus der Tiefe geholt haben, so lebt doch mancher ernste Mann noch immer der hoffnungsfreudigen Überzeugung, daß der Tag kommen werde, an dem man die versunkenen Schätze hebe.

Nach: A. Daniel, Sagen und Geschichten von der mittleren Lenne. (W. Crone jr., Lüdenscheid.)

Kleine Geschichten und Sagen aus den letzten Zeiten der Burg Pungelscheid, wie sie das Volk erzählt.

Der Droste Dietrich Stephan von Neuhoff, ein gelehrter und leutseliger Herr, hatte mit seiner Gemahlin Anna Elisabeth zehn Kinder. Einer seiner Söhne, Anton, verließ, als er herangewachsen war, die väterliche Burg, schlug die Soldatenlaufbahn ein und trat, nachdem er katholisch geworden, in die Dienste des kriegerischen Bischofs von Münster, Christoph Bernhard von Galen, und wurde hernach der Vater des vielbekannten und genannten Sommerkönigs von Korsika, Theodor von Neuhoff.

Ein anderer, Franz Bernhard, geboren 1664, wurde der Nachfolger seines Vaters in Amt und Besitz. Ihm wird von den Gutseingesessenen und Nachbarn nicht viel Gutes nachgerühmt. Er gehörte noch zu jener Art von Junkern, die



den Besitz des blauen Blutes als einen Ersatz für jede andere geistige und sittliche Tüchtigkeit, und als ein Vorrecht ansehen, jedem Bürgerlichen diese ihre geistige und sittliche Mangelhaftigkeit fühlbar zu beweisen. Er ritt und fuhr zu seiner Ergötzung mit Vorliebe den Bauern durchs Korn und durch die Gärten. Er begrüßte sie auch mit Peitschenhieben. Infolgedessen beschwerten sich endlich die lange geduldigen Bauern bei dem Könige Friedrich Wilhelm I., der denn auch dem stolzen Drosten nach der Volksüberlieferung die durch lakonische Kürze sich auszeichnende Warnung zukommen ließ: „Dröstefen, Dröstefen, hüte dich. Friedrich Wilhelm rex." Später mag sich der Mann gebessert haben. Wenigstens ist ihm bei seiner Beerdigung am 7. Oktober 1747 die Grabrede über den Text: Offenb. 2,10: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des ewigen Lebens geben", gehalten und ausdrücklich hervorgehoben, daß der ehrwürdige Greis sich freue, sein Freiherrnkrönlein mit der ewigen Krone vertauschen zu können.

Mehr aber noch als er, lebt seine zweite Gattin, Amalie geb. von der Mark aus dem Hause Villigst bei Schwerte, mit der er sich am 30. Mai 1723 verheiratete, in dem Munde des Volkes. Diese hat bis in ihr hohes Alter hinein auf Pungelscheid gelebt und war die letzte, die dort den Namen von Neuhoff führte. Denn der Mannesstamm derer von Neuhoff war erloschen, und als sie starb, ging die Besitzung in die Hände der Familie von Khaynach über.

Es ist aber, gerade wie bei ihrem Gatten, nichts Gutes, was der Volksmund der „alten Drostinne", wie man sie allgemein nannte, nacherzählt. Hat sie doch allen drei christlichen Konfessionen nacheinander angehört. Als sie heiratete, gehörte sie mit ihrem Gatten zur reformierten Kirche. Nach dem Tode desselben wurde sie lutherisch, hat auch ihren reformiert getauften und erzogenen Sohn Friedrich Wilhelm Heinrich Franz (geb. am 1. Juli 1735) beredet, bei seiner Verheiratung mit dem Freifräulein Dorothea Albertine Maria Auguste Sophie von Schnellenberg am 10. Januar 1758 sich von dem lutherischen Pastor in Werdohl trauen zu lassen. Später soll

sie zur katholischen Kirche übergetreten und katholisch gestorben sein. — Kein Wunder, daß das Volk, das solchen mehrfachen Konfessionswechsel nicht ohne Grund mit mißtrauischen Blicken ansieht, und ihn namentlich bei einer Frau gar nicht versteht, schon deshalb der „alten Drostinne" nicht grün war und sie zu jeder Gottlosigkeit geneigt glaubte. Trotzdem werden uns hin und wieder Züge aus ihrem Leben erzählt, die zum Zeugnis dafür dienen könnten, daß sie nicht zu der großen Zahl derer gehört haben müsse, die, weil sie hienieden um ihres Namens und ihres Geldes willen zu den Honoratioren zählen, für gewiß halten, daß man sie auch da drüben mit höflicher Verbeugung ins Honoratiorenstüblein des Himmels führen werde. Namentlich wird noch immer mit Vorliebe ein Wort aus ihrem Munde angeführt.

Als nämlich ihr jüngster Sohn Ernst Ehrenreich, geb. am 15. Januar 1739, etwa um das Jahr 1757 Kriegsdienste nehmen wollte, um, ehrgeizig und obenhinaus wie er war, zu steigen und zu gewinnen, da soll er beim Abschied von der Mutter gesagt haben: „Wenn ich wiederkomme, dann will ich das alte Pungelscheid umbauen, daß es viel herrlicher glänzt, als es je gewesen ist." Die Mutter aber soll ihm darauf nachgerufen haben: „Mein Sohn, des Menschen Herz schlägt seinen Weg an, aber Gott allein gibt, daß er fortgehe. Trachte am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird dir das neue Pungelscheid von selber zufallen."

Demungeachtet sagt das Volk ihr einstimmig nach, daß sie die schwarze Kunst getrieben, den bösen Blick gehabt und Menschen und Vieh behext habe. Und wenn eine ihrer Mägde ihren wunderlichen Launen sich nicht habe fügen wollen, dann sei sie bald danach auf irgendeine rätselhafte Art zu Schaden gekommen, habe von unsichtbarer Hand eine Tracht Prügel empfangen, oder habe gar ihre Unbotmäßigkeit mit dem Leben büßen müssen. Eine Sage, die allem Anschein nach darauf zurückzuführen sein wird, daß gerade zu ihrer Zeit zweimal kurz nacheinander, das eine Mal die Viehmagd, das andere Mal die Küchenmagd in Pungelscheid vom „Gebälk" herabstürzte und tot blieb.

Auch soll die „alte Drostinne" ihre Zaubermacht auf die Tiere ausgedehnt haben und nicht bloß imstande gewesen sein, sie in unglaublich kurzer Zeit zu zähmen, sondern auch abzurichten und zu erziehen, daß sie mit ihnen wie mit Menschen sich unterhalten, und wie Menschen sie zu allerlei Diensten gebrauchen konnte. — Es muß überhaupt die Drostenfamilie zu Pungelscheid zu allen Zeiten eine besondere Gabe zur Zähmung wilder Tiere besessen haben. So erzählt man, daß vor Zeiten einer der Drosten einen zahmen Hirsch hatte, der ihm überall folgte, auch mit ihm zur Kirche ging. Während der Predigt legte sich dann das Tier auf den Teppich vor dem Altare und wurde deshalb der Gemeinde von dem Prediger als ein lebendiger Beweis für das Seufzen der Kreatur nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes vorgestellt. —

Die „alte Drostinne" nun besaß u. a. einen Raben, der nicht bloß alles nachsprechen, sondern auch verstehen, und nicht bloß verstehen, sondern auch selbständig, was er gehört hatte, nacherzählen, ja Bestellungen machen konnte. Dieser berichtete ihr auch stets, wenn die Dienerschaft während ihrer Abwesenheit nach dem Sprüchlein getan hatte: Wenn die Katze nicht zu Hause ist, so tanzen die Mäuse auf dem Tische. Darum war der Rabe den Knechten und Mägden ein Dorn im Auge, und sie hätten ihn gerne aus dem Wege geschafft. Aber teils fürchteten sie sich zu sehr vor dem Zorn der Baronin, die durch ihre Zauberkünste den Täter sicher entdeckt haben würde, teils war der Rabe auch schlau genug, seinen Widersachern überall aus dem Wege zu gehen. Hatten sie ihm aber einmal doch eins ausgewischt, so konnten sie sich sicher darauf verlassen, daß er es der „Drostinne" wiedererzählte und daß die Strafe dann nicht ausblieb. Endlich verfiel eine der jungen Dirnen, der der Rabe schon manchen bösen Streich gespielt hatte, auf ein ebenso schändliches als unfehlbares Mittel sich des geschwätzigen Angebers zu entledigen. Sie braute nämlich aus siebenerlei Kräutern eine wunderbare aqua Tofana, durch die dem, der davon genoß, kein anderes Übel widerfuhr, als daß seine Zunge stumm würde. „Be-

dauerlicherweise", so fügt der Chronist, der die Erzählung berichtet, hinzu, „ist das Rezept verlorengegangen. Sonst hätte man damit manch lesterhafftiges Schandmaul stopfen können. Was in diesen geschwätzigen Zeiten hoch vonnöten wäre." Mit dem Mittel mengte die Dirne insgeheim die Lieblingsspeise des Raben, der auch gierig davon fraß. Und eines Tages, als die „alte Drostinne" von einer Ausfahrt wieder heimkehrte, siehe, da war ihr Liebling stumm. Wohl sperrte er den großen Schnabel weit auf, aber er brachte keinen Ton mehr heraus. Da ließ sie alsbald den Chirurgus von Altena holen. Aber der konnte dem Raben mit Säftchen und Latwergen so wenig als mit Messer und Pinzette beikommen, erklärte deshalb, daß der „Herr" Rabe wohl eine sehr starke Erkältung sich zugezogen haben werde, klassifizierte auch den casus mit vielen schwierigen lateinischen und griechischen Vokabeln, empfahl schließlich Bähungen mit Kamillentee und entfernte sich mit einer respektvollen Verbeugung. Indes der Rabe war stumm und blieb stumm und zog sich den Verlust dieser edelsten Gabe der Sprache, die ihn mit der Baronin auf du und du gestellt hatte, so sehr zu Herzen, daß er von Stunde an kränkelte und nach Verlauf von etlichen Wochen aus Gram starb. Die schlaue Dirne aber war nicht schlau genug ihrem Mitgesinde zu verschweigen, wem sie die Entfernung des lästigen Aufpassers zu verdanken hätten. So erfuhr es auch die Baronin, und die Magd mußte bald danach mit Schimpf und Schande die Burg verlassen.

Noch andere wunderbare Fähigkeiten besaß die „alte Drostinne". Sie konnte auch, so wird erzählt, an zwei Orten zugleich sein. So war sie eines Sonntagsmorgens zur Kirche nach Werdohl gefahren. Als aber die Magd kam, um ihr Zimmer aufzuräumen, saß die Gnädige an ihrem Schreibtische eifrig mit einem Briefe beschäftigt. Zitternd an allen Gliedern vor Furcht eilte die Magd hinweg und erzählte es den anderen. Aber keine wagte sich in das Zimmer. Als nun die Drostin hernach wieder heimkam und hörte, was passiert war, tat sie gar nicht verwundert, sondern ging hin, besah sich den frisch geschriebenen Brief und sagte: „Just so,

wie ich gewollt und gedacht." Zur Erklärung dieses wunderbaren Vorkommnisses fügt dann der alte Chronist hinzu: „Sintemalen die gnädige Frau Baronin einen gesunden Kirchenschlaf gehabt, ist derweile ihre Seele aus ihrem Munde geschlüpft, hat sich daheim in die Gewänder der Gnädigen gehüllt und geschrieben, wovon sie gerade träumte, daß sie es schreiben müsse. Ist alsdann wieder in ihre Behausung zurückgekehrt, dergestalt, daß sie rechtzeitig wieder eintraf, als der Prediger Amen sagte und die Gemeinde den Schlußvers sang. Es ist auch solches hernachmals eine große Freude für die Bewohner Pungelscheids gewesen, da sie nunmehr sicher waren, daß die gnädige Frau, die sie bei Lebzeiten genugsam gequelt, dieweile sie lebend schon als Geist umgegangen, nun nach dem Tode sie nicht mehr als Gespenst werde quelen dürfen."

Noch bei Lebzeiten der „alten Drostinne" ist aber das reiche Besitztum verkommen, und das große Vermögen verschwunden. Jener Sohn, Ernst Ehrenreich, der Liebling der Alten, der mit so großen Plänen hinwegritt, soll am meisten dazu beigetragen haben. Denn kurze Zeit nach seinem Weggange ist er, wie man sagte, in Düsseldorf in ein Duell verwickelt worden und hat seinen Gegner, einen abenteuernden Edelmann, erstochen. Die Familie desselben aber soll für ihr Stillschweigen so gewaltige Summen gefordert haben, daß zu ihrer Bezahlung mehr als einmal ein mit Gold beladener Esel von Pungelscheid nach Düsseldorf geschickt werden mußte.

So ist denn das große Vermögen, derer von Neuhoff wie Schnee zerschmolzen. Der „alten Drostinne" soll außer der stark verschuldeten Besitzung nur gerade soviel noch übrig geblieben sein, daß sie imstande war, ihre drei Töchter in ein adliges Damenstift einzukaufen. Das soll sie denn auch ohne Wissen und Willen derselben getan haben. Als aber der Tag kam, so wird erzählt, an dem die Töchter in das Stift eintreten sollten, und die Mutter ihnen notgedrungen erzählen mußte, was sie getan, da gab es eine gewaltige Szene in der Burg. Zwar die beiden älteren Schwestern fügten sich endlich, aber die jüngste, die ihr Herz bereits insgeheim an einen jungen

Kavalier verloren hatte, konnte sich in dies harte Los nicht finden. Darum ist sie auch nächtlicherweile aus der Burg entsprungen, im bloßen Hemde hinübergeflüchtet zu dem alten „Adolffen auf der Repeke“ und hat sich dort einige Zeit verborgen gehalten. Später hat sie ihren Kavalier, den Herrn Franz Dietrich von Khaynach, geheiratet und ist mit ihm nach Haus Delwig bei Lünen gezogen.

Das Schloß Pungelscheid aber ist mehr und mehr zerfallen, und im Jahre 1799 hat das Feuer die stark verblichenen Trümmer der alten Herrlichkeit in Asche gelegt. Nur ein halb zerfallener Turm war stehengeblieben. Dort wohnte noch eine Zeitlang ein ehemaliger Kammerdiener der „alten Drostinne“. Später haben die Frauen der Nachbarschaft in dem hohen Turmgemache die Wäsche getrocknet, bis eines Tages, als sie eben die Treppe hinuntergingen, ein Sieb von unsichtbarer Hand ihnen nachgeworfen wurde. — Seitdem aber wurde der unheimliche Turm ängstlich gemieden. Einige Zeit danach ist er in sich selber zusammengefallen, und die Ankäufer des Gutes haben seine Steine anderweitig verwandt.

Heute sind es nur armselige geringe Trümmerreste, die die Stelle kennzeichnen, an der der stolze Bau den Jahrhunderten getrotzt hatte, und selbst die alten Mären von der ehemaligen Herrlichkeit sind am Verschwinden.

Nach: A. Daniel, Sagen und Geschichten von der mittleren Lenne. (Carl Braus, Schwerte.)

Kattfillers[1] un Pannenklöppers.

Unner düön Namen sind in Westfalen de Attendöörner un de Ölper bekannt. So nennt se siäck unner siäck; of, ümme siäck do düörch 'n Kumpliment te maaken, wëit me[2] nit; owwer wann me hört, met wat füör'm Nohdruck de Ölper siähent[3]: „'t eß jo 'n Kattfiller!“ so süll me glöwen, se künnen siäck noch luter[4] nit tehoope stallen[5]. Et sie diemme nu, aß et well, iäck well hie bloß fort vertellen, wodüörch düöse Namen entstangen sind.

De Erzbischoff Gebhard Truchseß van Köln kam op siener Reformationstuur — wat uns ut der Geschichte bekannt eß —



[1] Katzenschinder, [2] weiß man, [3] sagen, [4] immer, [5] d. i. vertragen.

ook noh Attendoorn. (Hei wull noh Arnsberg.) T' Attendoorn wor grade groote Prozession. Diëlle faillen[1] van iarrer Relijon aw, sogar de Pastoer danzete met sienem Kuaake[2] op'm Kiärkhuaawe. Düöse Awgefallenen (dei siäck später te Iserlohn ansiedelten) muchten[3] siäck noh Bilstein op't Schluaat[4] flüchten un wurten bit dohin van den andern Attendöörnern verfolget un op'm Schluaate belagert. Bie düör Belagerung lait[5] siäck op'm Schluaate imme Toorenfinster[6] 'ne Katte sein[7]. De Attendöörner glofften, et wör der Truchseß in siener Schloopmütsche un schouten[8] se ganz kort, dat Dhierzien[9] schrëi ganz erbiarmlick, so dat de Belagerten raipen: „Kattfillers, Kattfillers!" Van diär Tiet an haitent[10] de Attendöörner noch luter „Kattfillers".

T' Olpe woren tau düör Tiet viëlle Hiämmers, appart Klopphiämmers un wurten t' Olpe meistens Pannen gemaaket, dohiaar haitent de Olper: „Pannenklöppers", Jetz floreerent t' Olpe viëll Kopper- un Plaatenwalzen.

Die Glocke zu Attendorn.

Zu Attendorn im kölnischen Sauerlande wohnte eine Witwe, die ihren Sohn nach Holland geschickt hatte, dort die Handlung zu erlernen. Der junge Mensch stellte sich in der Fremde so wohl an, daß er alljährlich seiner Mutter etwas von seinem Verdienste zum Unterhalte schicken konnte. Einmal sandte er ihr neben andern Dingen auch eine Platte von lauterem Golde, die aber schwarz angestrichen war. Die Alte erkannte darum ihren Wert nicht und stellte sie unter eine Bank, wo sie lange Zeit ruhig stehen blieb. Endlich kam ein Glockengießer nach Attendorn, der von den Bürgern beauftragt war, eine neue Glocke zu gießen. Wer etwas altes Metall oder Erz im Hause hatte, das er sonst nicht mehr gebrauchen konnte, der brachte es dem Glockengießer, und so wurde ihm denn auch die schwarze Platte der Witwe zum Guß übergeben.

Nun hatte der Glockengießer, als er eben einmal nach

---

[1] fielen, [2] Köchin, [3] mußten, [4] Schloß, [5] ließ, [6] Turmfenster, [7] sehen, [8] schossen, [9] Tierchen, [10] heißen.

Arnsberg verreisen mußte, in Attendorn einen Gesellen zurückgelassen, der die Form anfertigen und alle weiteren Anstalten treffen sollte, damit nach der Wiederkunft des Meisters der Guß sogleich beginnen könne. Aber dem Gesellen wurde die Zeit zu lang, auch wollte er selbst gern einmal eine Probe seiner Geschicklichkeit ablegen. Darum wartete er nicht die Rückkehr des Meisters ab, sondern führte den Guß allein zu Ende. Und siehe da, er brachte eine Glocke zustande, die nicht allein schön von Gestalt, sondern auch herrlich von Klang war, wie keine andere weit und breit. Alle Bürger freuten sich des schönen Geläutes, und als der Geselle nach Arnsberg ziehen wollte, um dem Meister selbst die Nachricht von der glücklichen Vollendung des Werkes zu überbringen, beschloß man, ihm die Glocke so lange nachzuläuten, als er es nur hören könne.

Aber kaum war er bis an die Brücke gekommen, die zwischen Attendorn und der Burg Schnellenberg über die Bigge führt, so kam ihm schon sein Meister entgegen, der sogleich wütend auf ihn lossprang und ihm mit den Worten: „Was hast du gemacht, du Bösewicht!" eine Kugel durch den Kopf schoß. Denen aber, die umherstanden, rief er zu: „Der Schelm hat die Glocke schlecht gegossen; ich erbiete mich, sie umzugießen!" Aber als er in der Stadt anlangte, wurde er wegen des Mordes ergriffen und ins Gefängnis geworfen. Die Richter fragten ihn, was ihn zu der schrecklichen Tat getrieben habe, da man doch mit der Arbeit des Gesellen vollkommen zufrieden gewesen wäre. Da bekannte er: „An dem Geläute merkte ich, daß viel Gold in der Masse sein muß, aus der die Glocke gegossen worden ist, und das würde ich nicht darin gelassen haben, wenn der Geselle meine Rückkehr abgewartet hätte. Darum zürnte ich ihm und habe ihm den Rest gegeben!"

Der Glockengießer wurde darauf hingerichtet; dem Gesellen aber ist auf der Brücke ein eisernes Kreuz zum ewigen Gedächtnis gesetzt worden.

Unterdessen konnte niemand ergründen, woher das viele Gold in die Glocke gekommen sein sollte, bis endlich der Sohn

der Witwe mit großem Reichtum beladen nach Hause zurückkehrte und nach der Platte fragte. Als sich nun die Sache aufklärte, trauerte er darüber, daß sein Gold zwei Menschen ums Leben gebracht habe; aber er begehrte es nicht wieder, weil Gott ihn anderwärts so reichlich gesegnet hatte.

Als später der Blitz in den Kirchturm zu Attendorn einschlug und zündete, wurde in der Hitze des Feuers auch die Glocke geschmolzen. Da hat man erst recht den Wert des Erzes erkannt; denn es war so ergiebig, daß man den Turm wieder aufbauen und ihn mit Blei decken konnte, wie er noch heute zu sehen ist.

Das Hillertsloch.

Im Ostersiepen bei Olpe sieht man eine Einsenkung, aus der ein Spring hervorbricht; man nennt sie das Hillertsluaok. Da hat vorzeiten das Schloß Hillerts, eines Edelmannes, gestanden. Dieser gottlose Mensch befiehlt eines heiligen Christmorgens seinen Knechten, die Ställe zu misten; die aber weigern sich dessen und gehen nach Rhode zur Kirche. Als der Gottesdienst beendigt ist, kehren sie heim, finden aber das Schloß ihres Herrn nicht wieder. Es war mit Mann und Maus verschwunden, und jene Einsenkung mit dem Springe bezeichnete die Stelle, wo es gestanden. Doch nicht alles hatte der Erdboden verschlungen. Die Kleidungsstücke und sonstigen Habseligkeiten des gottesfürchtigen Gesindes lagen zu Hauf am Springe, so daß der Stücke auch nicht eines fehlte. Seit jenen Tagen nun muß der Hillert in dieser Gegend spuken gehen.

Schmiede, die um Mitternacht gen Olpe zur Arbeit gingen, hörten den Junker, wie er hinter ihnen hergefahren kam, doch ihn selbst sahen sie nicht. Das Rasseln der Wagen und das Pferdegetrappel nahm erst dann ein Ende, als sie die St.-Rochi-Kapelle erreicht hatten. Andere, die sich in der Geisterstunde mit Holz aus dem Ostersiepen versehen wollten, sahen ein Tier auf sich zukommen, in dem sie bei hellstem Mondscheine deutlich einen Hund zu erkennen glaubten.



Sie meinten aber anfangs, das sei der Hund des Försters, und dieser selbst nicht weit. Was sie so für einen gewöhnlichen Hund ansahen, ward bald, wie es seitwärts näher kam, immer größer und größer, zuletzt allmählich so groß, daß man unter seinem Bauche hindurch ein gut Stück des Firmaments übersehen konnte.

Der Schloßberg bei Winterberg.

Nicht weit von Winterberg liegt der Schloßberg, auf dem sich in alter Zeit eine Ritterburg befand. Sie ist aber schon lange zerstört und nur die Gräben und ein paar Mauerstücke wissen noch aus jenen Tagen zu erzählen. Von dem malerischen Tale der Helle aus führte vorzeiten eine Tür in das Berginnere. Ein Mann aus Winterberg, der sich durch Unterbreiten eines roten Tuches unter ein Spechtsnest eine Springwurzel verschafft hatte, ist hier einmal in den Berg gegangen. Da ist er in ein großes Gewölbe gekommen, wo Gold und Silber in großen Haufen aufgespeichert lag. An einem Tische saß eine weiße Jungfrau, die zu ihm sagte, er möge von dem Gold und Silber nehmen, soviel er nur immer wolle. Das hat er gern getan. Als es ihn aber wohl genug dünkte und er hat wieder fortgehen wollen, hat das Mädchen ihm zugerufen: „Vergiß das Beste nicht!" Da hat der Mann geglaubt, er solle noch mehr Gold nehmen und hat in die Taschen hineingesteckt, soviel er eben tragen konnte. Die Jungfrau aber meinte die Springwurzel, die er beim Kommen auf den Tisch gelegt hatte. Kaum hat er deshalb einen Fuß aus der Tür in den Wald gesetzt, so ist diese plötzlich hinter ihm zugefallen und hat ihm die Ferse abgeklemmt.

Ein Kind aus dem nahen Küstelberg ist, als es acht Jahre alt war, einmal in den Schloßberg gegangen und erst als achtzehnjähriges Mädchen wieder herausgekommen.

Die Gründung der Stadt Brilon.

Vor vielen hundert Jahren ging einmal ein Kaiser im Sauerlande auf die Jagd. Ob es Kaiser Karl gewesen ist oder



ein anderer, — ich weiß es nicht. Es war aber damals in der Gegend noch nicht so licht und helle wie jetzt, und wer nicht gut Bescheid wußte, der konnte sich in den Wäldern leicht verlaufen. Und so ging es denn auch dem Kaiser. Er kam seinen Leuten ganz aus dem Gesichte und irrte lange umher, bis es so dunkel wurde, daß er keine Hand mehr vor Augen sehen konnte. Schon meinte er, er müsse im Walde über Nacht bleiben; — da sah er aus der Ferne ein Licht durch die Zweige schimmern. Voller Freude ging er darauf zu. Er traf einen Bauersmann, der einsam mitten zwischen den Wäldern wohnte, und fragte ihn, ob er ihn beherbergen wolle. „Von Herzen gern," erwiderte der Bauer, „doch müßt Ihr vorlieb nehmen mit dem, was ich habe!" Weil er nun an dem feinen Wams merkte, daß der Fremde ein vornehmer Herr sein müsse, so wollte er ihm doch auch das Beste auftischen, was Küche und Keller bieten konnten, und bereitete einen dicken Roggenbrei. Der Kaiser ließ es sich gut schmecken; denn er war hungrig geworden und legte sich darauf zu Bette.

Als er am Morgen aufwachte, hörte er, daß seine Ritter und Knappen unten vor der Türe schon nach ihm fragten. Auch dauerte es nicht lange, so trat der Bauer in das Gemach und fragte ihn voller Bestürzung: „Seid Ihr der Herr Kaiser, oder seid Ihr's nicht?" Mit lachender Miene nahm der Kaiser seinen Wirt bei der Hand, ging mit ihm hinunter zu seinen Leuten, und vor diesen allen redete er ihn also an: „Ich schulde dir Dank für die gute Aufnahme, die du mir gewährt hast. Zum Lohn für den Brei, der mich so trefflich erquickt hat, will ich dir so viel Land schenken, als du an einem Tage umreiten kannst!"

Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen. Er bedankte sich fein, sattelte darauf seinen Braunen, und während der Kaiser mit dem Gefolge wieder im Walde jagte, ritt er in einem weiten Kreise um sein Haus herum. In jeden großen Baum, den er auf seinem Wege antraf, schlug er eine Kerbe, und als nun alles sein Eigentum geworden war, nannte er den ganzen Platz Breilohn. Nach der Zeit bauten sich an diesem Orte noch andere an, denen er einen Teil seiner Felder

verkaufte, und so entstand nach und nach eine Stadt, die später Brilon genannt worden ist.

Eulenspiegel in Brilon.

Das Rathaus in Brilon, ein altes, großes Gebäude von massiven Formen, hielt sonst in dem unteren Stocke, zu dem man vom Markte her auf einer hohen, in Kleeblattsform gerundeten Treppe hinansteigt, zwei lange Hallen; bestimmt zu Ausstellungen der Tuchmacher, Fleischer, Pelzer, Löher und anderer Gewerbe. Sie wurden der Länge nach durch eine Reihe kolossaler, aus Ur-Eichen gehauener Pfeiler gesondert, die zugleich die Träger des oberen inneren Baues waren.

An der vorderen Steinfassade bildeten zwei große Bogen die Eingänge zu seinen Hallen. Die inneren Pfeiler waren durch starke Bohlen miteinander verbunden, die zugleich als Tisch für Obsthändler, Bäcker usw. dienten. Man mußte, um aus der einen Hallenseite in die andere zu kommen, entweder unter diesen Tischen herducken, oder zwischen dem dicken Steinpfeiler der Fassade und dem dahinterstehenden ersten Holzpfeiler durchgehen. Dieser offene Durchgang war aber sehr schmal und daher der Holzpfeiler vielen Anfechtungen, durch Verschleiß sowohl als auch durch Beschädigung ausgesetzt.

Das war allerdings ein Übelstand, aber gewissermaßen durch den Bau bedingt und nur dadurch zu ändern, daß man den Holzpfeiler vor Anfechtungen schützte. Wie das zu machen — darüber wurden gerade damals vielfache Beratungen im Stadtrate gepflogen, als Eulenspiegel auf seinen Reisen auch durch Brilon kam. Die Angelegenheit, die die ganze Stadt beschäftigte, kam bald zu seiner Kunde. Nachdem er sich die Sache angesehen, erbot er sich, dem Übel nicht nur gründlich, sondern auch ohne alle Kosten abzuhelfen, was besonders mit großer Bereitwilligkeit angenommen wurde.

Eulenspiegel löste die anscheinend schwierige Aufgabe sehr einfach dadurch, daß er in den Häusern alle unbrauchbaren alten Nägel mit glatten, runden Köpfen, Radnägel, Dielnägel, Schuhnägel usw. sammelte und mit diesen den Pfeiler von oben

bis unten so dicht bepanzerte, daß er nicht nur vor jeglichem Verschleiß, sondern auch vor jeder Beschädigung durch scharfes Geschirr für ewige Zeiten gesichert war.

Zur Dankbarkeit für diesen Dienst gab der Magistrat dem klugen Manne das Ehrenbürgerrecht der Stadt, von dem er jedoch wegen seiner Unstetigkeit keinen Gebrauch machen konnte. Dagegen blieb das Andenken an den guten Dienst, den er geleistet, in aller Herzen, so lange der Dienst selbst in dem Pfeiler allen vor Augen stand. Seitdem man aber die alten schönen Hallen, im nützlichen Sinne der Zeit, zu Schreibstuben für Gerichts- und Verwaltungsbehörden umgebaut hat, ist zu befürchten, daß auch das Andenken an Eulenspiegels Verdienst um unsere gute Vaterstadt allmählich erlischt, wenn es nicht etwa von Zeit zu Zeit durch Nachahmung seiner sprichwörtlichen Streiche in Ehren gehalten wird.

Die Zerstörung der Irmensäule.

Auf einem Berge an der Diemel, unweit des heutigen Niedermarsberg, lag zu den Zeiten Karls des Großen die alte Feste Eresburg. Dort soll in einem großen, eigens dazu erbauten Tempel die Irmensäule, ein Heiligtum unserer Vorfahren, gestanden haben.

Über die eigentliche Bestimmung dieser Säule ist man sich bis heute noch nicht klar geworden. Einige glauben, sie sei Armin, dem Befreier Deutschlands, zu Ehren errichtet worden; andere aber halten sie für ein Standbild des römischen Gottes Hermes oder Merkurius oder gar des Mars. Angeblich war es eine zierliche steinerne Säule, auf der die Gestalt eines Gewappneten stand in voller Rüstung, mit Schwert und fliegendem Banner. Auf seinem Helm erblickte man den kampflustigen Hahn, den Lieblingsvogel des Mars und auf dem Brustharnisch war ein Bär abgebildet. In der Linken hielt er eine Wage, das Sinnbild der Gerechtigkeit, und auch in dem Schilde fand sich dasselbe Zeichen, über einem schreitenden Löwen schwebend, dessen Hinterpfote auf Rosen trat. Viele Priester, Männer und Weiber, walteten in dem Tempel



ihres Amtes, diese mit Weissagen, jene mit dem Opferdienste betraut. Wenn ein Krieg kam, nahmen die Priester die Irmensäule mit in den Streit, und nach jedem Treffen opferten sie an ihrem Fuße die Gefangenen und straften, die sich feige gezeigt hatten. —

Nun herrschte zu jener Zeit auf der Halbinsel Jütland ein Statthalter namens Klodoald, ein Vetter des Dänenkönigs Goddrick. Viele Jahre lebte er als glücklicher Mann, geliebt von seinem Könige, seinen Untertanen und seiner Familie. Er besaß zwei Kinder, Klodoald, ein Knabe von zehn und Hildegardis, ein Mädchen von acht Jahren, die er über alles liebte. Da ward plötzlich durch einen räuberischen Einfall der Normannen all sein Glück zerstört. Zwar schlug er die Feinde mit tapferer Hand zurück, aber diese rächten sich dafür, indem sie dem Statthalter seine beiden Kinder mit List entführten. Der Vater war untröstlich über diesen herben Verlust. Er rüstete Schiffe und Heere aus, um seine Kinder zurückzugewinnen; er schickte Boten und Gesandte in die verschiedensten Länder, doch vergebens. Jahre schwanden dahin, ein Bote nach dem andern kehrte zurück, aber von den geraubten Kindern brachte niemand Kunde.

Die Zeit hatte wohl das Haar des unglücklichen Vaters gebleicht, doch seinen Gram vermochte sie nicht zu mindern. Selbst als ihm nach dem Raube seiner Erstgeborenen von seiner Gemahlin noch ein Söhnlein, Hyazinth, geschenkt ward, vergaß er seines Kummers nicht. Und als 14 Jahre nach jenem Ereignis der letzte seiner Boten vergebens heimkehrte, entschloß sich der Greis, selbst auszuziehen und die verlorenen Kinder zu suchen. Mit seinem Knaben Hyazinth begab er sich auf die Reise, durchstrich die Länder Europas von einem Ende zum andern und forschte überall nach den Geraubten. Doch fand er nirgends eine Spur. Wehmütig fügte er sich endlich in den Willen der Götter und beschloß, wiederum in die Heimat zurückzukehren.

Sein Heimweg führte ihn durch das Sachsenland, wo er auf kurze Zeit bei seinen Verwandten einkehrte, die in der Nähe der Eresburg wohnten. Bei einer Jagd, die ihm zu

Ehren veranstaltet ward, verirrte sich Klodoald, der die Spur eines Ebers hitzig verfolgte, in den heiligen Hain des Gottes Irmin, und ohne zu wissen, was er tat, tötete er des Gottes Lieblingstier. Als der Eber seinen Geist aushauchte, da brüllte er so fürchterlich, daß der ganze Wald erbebte. Zugleich zog ein heftiges Unwetter herauf: der Tag wurde zur Nacht, Blitz folgte auf Blitz, Donner auf Donner, Krach auf Krach. Menschenstimmen mischten sich darein, die schrien und wehklagten und riefen nach Rache ob des begangenen Frevels. Schwankend und zitternd stand Klodoald da, und als er seiner Missetat gewahr ward, fühlte er plötzlich, wie alle Kraft der Nerven und Muskeln seinem Körper entwich und seine Augen sich mit finsterer Nacht bedeckten.

Bald war der hilflose Greis von einer Schar rachedurstender Priester umringt. Sie zerrissen ihre Kleider und zerrauften ihr Haar, als sie den heiligen Eber in seinem Blute schwimmen sahen. Dann fluchten sie dem Frevler, der das getan, und ergriffen den entsetzt dastehenden Greis, um ihn an den Altar Irmins zu schleppen. Klodoald bat und flehte und berief sich auf seine Unwissenheit und Blindheit, sowie auf den Dänenkönig Goddrick und seine hohen sächsischen Verwandten. Da legte sich die Wut der Priester: sie traten ratschlagend zusammen und verkündeten nach einer Weile dem Greise seine Freiheit, wenn er — um den beleidigten Gott zu versöhnen — das opfern wolle, was ihm zuerst aus seinem Hause begegnen würde. Klodoald nahm die Bedingung an und machte sich, von den Priestern begleitet, auf den Heimweg. Der erste aber, der ihm zu Haus entgegenkam, war sein eigener Sohn Hyazinth, der sogleich von den Priestern ergriffen ward. Vergebens flehte der Greis, lieber ihn als den unschuldigen Knaben sterben zu lassen. Unter wilden Gesängen zogen die Priester mit dem Kinde fort, um es andern Tags am Fuße der Irmensäule zu schlachten.

Weinend und wehklagend irrte der Greis im Walde umher und forderte von den Göttern sein Kind zurück. Da begegneten ihm zwei fremde Ritter, die sein Jammer herbeigelockt hatte. Sie erkundigten sich nach der Ursache seines Elends und er-

klärten sich sogleich bereit, den Knaben zu befreien. Heimlich schlichen sie des Abends in den heiligen Hain und versteckten sich dort.

Früh am andern Morgen wird der unglückliche Hyazinth, mit Blumen bekränzt, zum blutigen Opferaltar geführt. Priester und Krieger begleiten ihn und singen Lieder zum Preise der Götter. Schon nahen sie dem Heiligtum, schon sieht der Knabe auf hoher Säule das Bild des Gottes mit Helm und Rüstung und wehender Fahne. Da stürzen plötzlich mit geschwungenen Schwertern zwei Ritter in den feierlichen Zug und fordern mit lauter Stimme die Freilassung des Knaben. Die Priester drängen sich um Hyazinth, und da die Ritter fürchten, er möchte erdrückt werden, so erbieten sie sich, für seine Befreiung mit den wilden Tieren des Gottes zu kämpfen. Die Bedingung wird angenommen und die Bären und Wölfe, die den Gott bewachen und die Schlachtopfer verzehren mußten, werden auf sie losgelassen; doch sie fallen sämtlich durch die Hände der Ritter. Nun schreien die Priester über neue Beleidigung des Gottes, und, statt den Knaben freizulassen, werden auch die beiden Ritter von den sächsischen Kriegern ergriffen und samt Hyazinth zum Altar geschleppt.

Da tritt hinter der heiligen Säule ernst und majestätisch die Oberpriesterin hervor, eine hohe Gestalt in lang herabwallendem, weißem Gewande. Mit ruhigem Blick überschaut sie den empörten Haufen, und still wird's im Heiligtum des Gottes. Der erste Priester naht sich ihr mit scheuer Ehrerbietung und spricht: „Heilige Jungfrau, wir bringen dir drei Opfer, dem beleidigten Gott zur Sühne. Befiehl, daß sie geschlachtet werden, damit ihr Blut den Göttern angenehm sein und unsern Waffen Sieg verleihen möge!"

Lange weilen die Blicke der Jungfrau auf den unglücklichen Schlachtopfern, anfangs kalt und ruhig; auf einmal aber verfärben sich ihre Wangen, und, den Blick gen Himmel erhoben, spricht sie mit erregter Stimme: „Zurück, der Opferplatz ist entheiligt worden durch freches Kampfgetümmel! Heute darf den Göttern kein Blut fließen. Wenn der Mond

in nächster Nacht seinen höchsten Stand erreicht hat, werde ich den Willen der Götter erforschen und morgen ihn Euch verkünden. Entfernt Euch jetzt, damit der Hain von den heutigen Greueln gereinigt werde!"

Schon weicht die Menge ehrfurchtsvoll dem Befehl der heiligen Jungfrau. Da spricht der Oberpriester, dem ihr Erbleichen nicht entgangen ist: „Jungfrau, es sind schon größere Greuel hier verübt worden, und doch floß den Göttern Blut, und es war ihnen angenehm." — „Verwegener," ruft die Priesterin mit zorniger Stimme, „mögen die Götter ein Zeichen geben, um ihren Willen zu verkünden!"

Kaum hatte die zürnende Jungfrau diese Worte gesprochen, da erhebt sich fernes, dumpfes Getöse. In angstvollem Harren steht der ganze Kreis, der das von der Priesterin herabbeschworene Zeichen der Götter herannahen glaubt. „Flieht, flieht!" rufen auf einmal tausend herandringende Stimmen, und die Nähe des Altars füllt sich mit kriegerischen Gestalten. „Unsere Brüder sind geschlagen; Karl, der Frankenkönig, naht; fort mit den Heiligtümern vor seinen entweihenden Händen!" Blasse Furcht packt die Priester; sie raffen zusammen, was sie greifen können, und flüchten damit in die nahe Feste Eresburg. Auch die Gefangenen werden mit fortgeschleppt und in das Burgverlies geworfen.

Bald überschwemmen die Krieger Karls den heiligen Wald bei der Irmensäule. Siegreich hatten sie den Widerstand der Sachsen an der Diemel überwunden und waren dem fliehenden Feinde gefolgt. Als sie nun das Götzenbild auf hoher Säule vor sich erblickten, da erwachte wilder Groll in den Frankenscharen. „Herunter mit den Götzen!" rief König Karl, und tausend Hände waren schnell bereit, seinen Befehl zu vollziehen. Zerschmettert stürzte der Gott von seinem Gestell, krachend flog der Altar auseinander. Und siehe, in demselben Augenblick öffnete sich mit fröhlichem Gemurmel ein reicher Quell und sprudelte sein klares Wasser dem erstaunten Karl entgegen. Es war der Bullerborn, den die Priester durch eine Vorrichtung im Altar der Irmensäule aufgehalten hatten, um dem Volke den Zorn der Götter



vorzuspiegeln. Der fromme Karl aber glaubte ein Wunder zu sehen; er fiel auf die Knie und dankte Gott, während das durstige Heer sich an der köstlichen Himmelsgabe labte.

Da wankte mühsam ein blinder Greis herbei und rief mit jammernder Stimme: „O, gebt mir mein Kind wieder!" Karl ließ ihn vor sich kommen und, als er die Schicksale des unglücklichen Greises vernahm, schwur er, ihm zu helfen. Karl belagerte nun die Eresburg, in die sich die sächsischen Priester und Heerführer geworfen hatten. Nachdem er die Festung erobert hatte, mußten die Sachsen sich unterwerfen und das Christentum annehmen. Bei der Öffnung der Gefängnisse kam auch Hyazinth samt den beiden Rittern zum Vorschein, und als vierte Gefangene befand sich bei ihnen die Oberpriesterin. Sie hatte in dem einen Ritter ihren Bruder erkannt und war, da man ihren Plan zur Rettung der drei entdeckt hatte, ihnen beigesellt worden.

Als nun der blinde Greis voller Freude seinen Knaben Hyazinth ans Herz drückte und den Göttern laut dankte, daß sie, nachdem sie ihm die beiden Erstgeborenen genommen, ihm doch wenigstens den Jüngsten wiedergeschenkt hätten, da trat die Oberpriesterin hervor und fragte ihn, ob seine verlorenen Kinder nicht Klodoald und Hildegardis geheißen und ob er nicht der Statthalter von Jütland sei. „Wohl bin ich der! Und wohl hießen meine Kinder so!" antwortete der Greis von Verwunderung ergriffen. Da warf sich die Jungfrau samt dem älteren Bruder vor dem blinden Greise nieder, und indem sie seine Knie umschlangen und seine Hände küßten, entdeckten sie ihm, daß sie die geraubten Kinder seien. Dann erzählten sie, wie sie von den Normannen verkauft seien, Klodoald an einen Schäfer in Afrika, der ihn mit seinem Sohne Faustinus auferzogen und beide in allen ritterlichen Künsten habe unterweisen lassen; darauf seien sie vereint auf Abenteuer ausgezogen, um Klodoalds Eltern aufzusuchen. Hildegardis aber sei von den Normannen an die Sachsen verkauft und von diesen zum Dienste der Götter bei der Irmensäule geweiht worden; vergebens habe sie seit Jahren auf Rettung gesonnen, wie sie wieder in ihre Heimat zurückkehren möchte.

Der Greis war über die Maßen verwundert und erkannte, daß hier eine höhere Hand gewirkt habe. Bereitwillig ließ er sich von König Karl in der christlichen Lehre unterrichten und bat, ihn und all die Seinen taufen zu lassen. Gern ward ihm dieser Wunsch gewährt. Und siehe, als ein frommer fränkischer Priester den Statthalter und seine Kinder mit dem heiligen Wasser einsegnete, da entschwand plötzlich das Dunkel, das auf den Augen des Greises gelegen hatte. Er sah wieder das reine Himmelslicht, und doppelt heiß flossen die Dankgebete der Glücklichen. Lange lebte er noch in Freuden vereint mit seinen Kindern, zu denen auch bald, mit Hildegardis verbunden, der Ritter Faustinus gehörte. —

Der Tempel, darinnen Hildegardis einst als Oberpriesterin gewaltet, war von Karl dem Großen zerstört, die Säule aber — der Sage nach — von dannen geführt und bei Corvey an der Weser in der Erde verscharrt worden. Schon von Karl dem Großen war diese Gegend zur Gründung eines Klosters ausersehen, doch erst unter seinem Sohne Ludwig dem Frommen ward der Plan vollführt. Dabei fand man auch die Überreste der Irmensäule, die auf Befehl Kaiser Ludwigs nach dem neu gegründeten Stift Hildesheim gebracht werden sollten, damit sie den Leuten aus den Augen kämen. Doch als man das Bild heimlich bei der Nacht fortschaffen wollte, war es nirgends mehr zu finden, und nur die Säule war noch vorhanden. Diese wurde auf einen Wagen geladen und gen Hildesheim gefahren. Am andern Morgen sahen die Sachsen, die trotz der empfangenen Taufe noch dem heidnischen Aberglauben ihrer Väter frönten, daß die Säule Irmins abhanden gekommen war. Da rotteten sie sich zusammen und folgten der Spur des Wagens, um die Säule wieder in ihren Besitz zu bringen. Bei einem Orte im Hildesheimschen, der noch heute danach Irmenseul heißt, trafen sie auf die Corveyischen. Es entspann sich ein heftiger Streit um die Säule, wobei auf beiden Seiten acht Mann fielen. Doch behielten die Corveyischen zuletzt den Sieg und entkamen glücklich mit der Säule nach Hildesheim. Dort ward sie sorgfältig verwahrt und später, mit der Figur der Gottesmutter und mit



einem Lichterkranz verziert, vor den hohen Chor des Domes gesetzt; hier ist sie noch heute zu sehen. Sie ist etwa 11 Fuß hoch und besteht aus marmorartigem Kalksinter. Selbst zur heißesten Sommerzeit fühlt sie sich kalt und feucht an, und wenn man mit einem Messer dagegenschlägt, so gibt sie einen hellen Schall.

Zum Andenken an die Zerstörung der Irmensäule ward bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts noch alljährlich am Sonnabend vor Lätare auf dem kleinen Domhofe zu Hildesheim ein aus Holz gefertigtes Bildnis, das auf eine hölzerne Säule gestellt wurde, von den Domschülern mit Steinen und Stöcken herabgeworfen und danach wieder aufgesetzt, „gleichwie auch die Sachsen ihren niedergeworfenen Götzen oftmals wieder auf- und angerichtet haben, bis endlich alles in Stücken geworfen oder weggeschleppt worden". Als aber bei diesem alten Brauch der Unfug überhandnahm, wurde er 1743 vom Domkapitel abgeschafft.

Die Velmeder Höhle.

Nahe bei Velmede liegt eine Höhle, die von der Sage als die Wohnung der römischen Wahrsagerin Velleda bezeichnet wird.

Es ist eine geräumige, aus einem Bogen geschlagene Halle, so weit und kirchenähnlich, daß sie früher jährlich eine Prozession umfaßte, und christliche Gebete durch die Klüfte irrten, wo einst vielleicht unsere wodansgläubigen Väter unter dem feuchten Gewölbe sich fester in ihre Bärenhaut wickelnd, nach dem Felsspalte starrten, aus dem die mächtige Drude hervortreten mußte. Im Hintergrunde des Gewölbes senkt sich ein schwarzer Schlund fast senkrecht hinab, und hier mag Velleda, schaudernd vorgebeugt, den Stimmen ihrer Götter gelauscht haben. Drunten flüstert und zischt es. Man hört den Stein, den man in den heiligen Schlund wirft, hier, dort, zehn-, zwanzigmal anfahren und dann in die Gewässer plätschern, die unten aus zahllosen Ritzen zusammenrieseln und ihre heimlichen Wege unter der Erde ziehen. Ein mutiger Fabrikherr hat es vor Jahren unternommen, trotz der drohenden

Wassertiefe und der schreckenden Zacken des Schachtes hinabzufahren, und wir wissen nun, daß man unten durch eine Seitenkluft in eine Halle gelangt, weit größer und prächtiger als die obere, hochgewölbt, märchenhaft, mit Säulen, Kandelabern und grotesken Gestalten aus feuchtglänzendem Tropfstein. Ob dem Frevler zürnend die Midgardsschlange und das Wolfsungetüm Fenris erschienen, hat er nicht entdeckt; aber seine Beschreibung läßt unsere Phantasie ahnen, daß, wie in ihren Pyramiden die zu Holz gedorrten Pharaone, hier die alten Asgardgötter zu Stein erstarrt, den tiefen Fall ihrer Größe in den leise tropfenden Steintränen beweinen.

Kloster Fröndenberg.

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts stand auf dem Berge Haslei an der Ruhr ein alter, großer Lindenbaum, unter dem das Volk an den Festtagen des Jahres Spiele und Tänze aufführte. Bertoldus, ein Mönch des Klosters Scheda, erblickte, so oft er nachts die Straße gezogen kam, an dieser Stätte einen seltsamen, himmlischen Lichtschein. Einer inneren Stimme folgend, nahm er sich deshalb vor, alles weltliche Festtreiben von diesem Orte zu verbannen und ebenda zur Ehre Gottes und der Jungfrau Maria ein Kloster zu erbauen. Der Propst zu Scheda, dem er sein Vorhaben mitteilte, riet ihm anfänglich ab, gab aber doch endlich seine Einwilligung. Nun reiste Bertoldus zu seiner Schwester, einer ehrwürdigen Klosterfrau zu Ahlen, und erbat sich von ihr das Bild der heiligen Mutter Maria, das ihr Vater vor vielen Jahren aus dem gelobten Lande mitgebracht hatte und das aus dem Holze des Kreuzes Christi geschnitzt war. Die Schwester widerstrebte anfangs seinen Bitten, bis eine göttliche Offenbarung sie hieß, dem Begehren des Bruders zu willfahren. Bertoldus zog nun weiter. Überall, wohin er mit dem Bilde kam, wurde es voll Ehrfurcht betrachtet und alle frommen Menschen spendeten reiche Gaben für seine fromme Stiftung. Als er aber im Herbst desselben Jahres auf einem schmalen Stege über die Ruhr nach Menden gehen wollte, entfiel ihm das Bild und wurde vom Strome



fortgetrieben. Da flehte Bertoldus in heißem Gebete zu Gott: er möge ihm sein Heiligtum zurückgeben. Und siehe, da schwamm das Bild stromaufwärts, ihm entgegen, so daß er es greifen und wieder aufnehmen konnte. Bertoldus setzte nun mit frommem Danke im Herzen seinen Weg nach Menden fort. Hier schlug er an der Landstraße ein Zelt auf, in der Hoffnung, daß die Vorübergehenden durch das liebliche Angesicht des Bildes würden bewogen werden, seinem Vorhaben reichlich beizusteuern. Und hierin hatte er sich nicht getäuscht. Der Provisor der Kirche zu Menden aber, der die Sache sah, fürchtete, die Einkünfte der Kirche zu Menden möchten durch die Sammlungen des Bertoldus verringert werden. Er schimpfte nicht nur sehr heftig auf diesen und beschuldigte ihn, daß er die gesammelten Almosen verbrächte, sondern er stieß frevelhafter Weise sogar das Zelt mit dem Marienbilde um. Sofort traf ihn Gottes strafende Hand. Der Fuß, mit dem er das Zelt berührt hatte, verdorrte, und er heilte erst wieder, als Bertoldus die Fürbitte der heiligen Jungfrau Maria anrief. In dem Wiedergenesenen aber fand Bertoldus nun einen treuen Helfer. Aus den reichlichen Gaben baute er am Fuße des Berges Haslei eine kleine Kapelle, darin er das Bild der heiligen Jungfrau verehrte.

Die andern Geistlichen von Scheda verlachten ihn zwar und versuchten seine Andacht zu stören und die kleine Kapelle zu verwüsten. Als sie aber sahen, daß ihr Vorhaben nichts fruchtete, störten sie seinen Frieden nicht länger. Ehe Bertoldus aber sein Ziel erreicht hatte, starb er.

Menricus, ein Bruder des Bertoldus, war Geistlicher zu Lübeck. Als Bertoldus nun gestorben war, sprach Gott im Traume zu Menricus: „Menricus, begib dich sofort nach Westfalen, in dein Vaterland zurück, allwo du durch meinen Beistand das Werk, das dein Bruder begonnen hat, zu Ende führen wirst.“ Zuerst glaubte er an eine Täuschung. Nachdem er die Stimme Gottes aber zweimal vernommen hatte, machte er sich auf die Reise. Er kam dorthin, wo sein Bruder das Muttergottesbild aufgestellt hatte. Als er es nun sah, gereute ihn fast sein Entschluß und er wollte schon

wieder umkehren. Da redete ihn aber das Bild also an: „Menricus, sei nur guten Mutes, ich will mit dir sein und mit allen, die diesen Ort hochachten.“ Nun trat er näher zu dem Bilde und die andächtige Betrachtung erfüllte ihn mit solcher Freude, daß er lieber in einem armseligen Hüttlein hier als in seiner reichen Präbende in Lübeck sein mochte. Er verehrte das Bild so sehr, daß er es stets mit sich führte und es schenkte ihm immer gnädige Hilfe in seinen Angelegenheiten. Nach einigen Jahren konnte er auf dem Berge, an dessen Fuße bisher das Bild gestanden hatte, eine Kapelle zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria, des Erzengels Michael und aller heiligen Engel erbauen. Er ließ auch den Leichnam seines Bruders Berthold, der bisher zu Scheda gestanden, dorthin bringen und hatte einen großen Zulauf von Menschen.

Die benachbarten Geistlichen, besonders die von Scheda, suchten seine Bemühungen zu stören und den Erzbischof von Köln, Heinrich von Molenark (1225—1234), dahin zu bringen, dem Menricus in seinem Vorhaben Einhalt zu tun. Als nun der Erzbischof in Begleitung der Grafen Gottfried II. von Arnsberg, Adolf von Altena, der Herren von Ardey und anderer Ritter sich an den Berg Haslei begab, fanden sie Menricus gerade, als er sein Gebet verrichtete. Da ließ sich auf einmal eine helle Wolke vom Himmel herunter, und in ihrer Mitte erblickten alle Anwesenden ein schönes, goldenes Kreuz. Die Ausdehnung dieser Wolke zeigte an, wieviel Platz für das zu erbauende Kloster nötig sei. Sogleich schenkten nun die Herren, denen die umliegenden Ländereien gehörten, dem Menricus nicht nur den Platz für das Kloster, sondern sie leisteten ihm auch zur Vollführung des Werkes allen Beistand. Graf Adolf von Altena ließ auf seine Kosten die Kirche bauen und Kaiser Friedrich schenkte dem Menricus, sobald er von der Sache vernommen hatte, einen Brief über die immerwährenden Freiheiten des Klosters. Der Erzbischof aber schickte aus dem Kloster Hofen eine Abtissin und 12 Klosterjungfrauen des Zisterzienserordens.

Anfangs ging es den Klosterbewohnerinnen sehr schlecht und Menricus mußte oft in der weiteren Umgebung die Hilfe

frommer Wohltäter suchen. Als er einstmals in einer Zeit der Not nach Soest kam, trat in der Kirche des heiligen Patroklus eine Frau zu ihm, die ihn fragte, ob er von dem neu angelegten Kloster Fröndenberg komme. Menricus antwortete ihr: „Von einem neu angelegten Kloster komme ich, und weil du es Fröndenberg genannt hast, soll es auch so heißen.“ Da sprach die Frau weiter: „Und eben dahin ziehe ich, weil künftig die, so diesen Ort besuchen, aus Feinden zu Freunden Gottes werden sollen!“ Da streckte sie die Hand aus und überreichte dem Menricus das Geld, dessen er zur Bezahlung der Gläubiger bedurfte. Als sie sich aber entfernt hatte, erkannte Menricus, daß die heilige Jungfrau selbst ihm zu Hilfe gekommen war. So begünstigte die Gottesmutter das Kloster bis zum Tode des Menricus und blieb auch fortan seine helfende Patronin.

Mit der Zeit wurde aus dem Kloster ein adliges Damenstift. Die vorletzte Äbtissin, Marianne von Fürstenberg, starb 1788. Die letzte war ein Fräulein von Boenen.

Sagen aus dem Flußgebiet der Hönne.

1. Der Zwerg von Volkringhausen und das Hirtenmädchen.

Zwischen Binolen und Volkringhausen liegt eine Höhle. Dort wohnte vor Zeiten ein Zwerg, dem ein Hirtenkind aus Volkringhausen gar wohl gefiel. — Das Mädchen fand einst am Berggehänge ein zierliches Hämmerchen. Da es glaubte, das müsse einem Zwerge gehören, legte es das Werkzeug in den Eingang der Höhle. Wie das Mädchen sich umwendet, steht plötzlich der Zwerg vor ihm, der es aus dem Gebüsche still beobachtet hatte. Er bedankte sich bei der ehrlichen Finderin und schenkte ihr ein Paar Schuhe mit silbernen Spangen. Das Mägdlein war so überrascht, daß es ganz vergaß, dem Männlein zu danken. Und als es sich darauf besann, war der Zwerg verschwunden.

Da wand es einen Strauß von Immergrün, von Engelsüß und Tausendschön, legte ihn vor der Höhle nieder und trieb dann die Herde heim.



Am andern Morgen, als die Hirtin oben auf dem Felsen saß, wo sie ihre Herde am besten überschauen konnte und wo sie gern ihre frohen Lieder sang, stand, wie aus Wolken gefallen, wieder das Zwerglein vor ihr, reichte ihr einen silbernen Halsreifen und sprach: „Du bist ein gutes Kind. Bringe mir in jedem Sommer einen Strauß, wie du es gestern getan, und ich will es dir lohnen. Den frischen Blumenstrauß aber lege unter den Rosendorn, der dort am Felsen steht."

Das Hirtenkind erfüllte nun alljährlich den bescheidenen Wunsch des Zwerges, pflückte Immergrün und Engelsüß am Felsenhang und Tausendschön im Tale, trug auch den Strauß zur rechten Stelle hin und erhielt allemal reichen Lohn.

Nach sieben Jahren aber, als das Mädchen zur blühenden Jungfrau herangewachsen war, bat sie den Zwerg mit vielen Ungestüm, er möge sie einmal in das Reich der Zwerge führen und ihr zeigen, wo seine Wohnung sei. Das hat den guten Zwerg gar sehr bekümmert, und er warnte sie eindringlich und sprach: „Kind, laß ab von deinem Begehren, oder es wird dein Unglück sein!"

Sie aber bestand auf ihrem Willen; denn die Schätze hatten ihr das Herz betört. Da nahm der Zwerg ein Eibenreis, steckte es ihr ins Haar, daß sie die Heimat nicht vergäße, hauchte ihr auch auf die Augen, damit ihr das unterirdische Licht nicht schade, und ging dann voran in den Berg. Das Mädchen schaute sich noch einmal um, ließ ihre Herde im Tale und folgte ihm.

Als die Hirtin durch eine Pforte aus leuchtendem Bergkristall geschritten war, stand sie ganz im Zauber der Unterwelt. Ihre Sinne waren verwirrt von all der Pracht und Herrlichkeit. Sprachlos folgte sie ihrem Führer und wanderte weiter und immer weiter. Und sie sah auch den König der Zwerge in Gold und Purpur auf dem Throne sitzen. Wie sie zuletzt an einen kleinen See kam, in welchem sich tausend farbige Lichter widerspiegelten, erblickte sie im Wasser ihr eigenes Bild. Und als sie das Eibenreis im Haar sah, gedachte sie der Mutter daheim und der trauten Gespielinnen und der Wiese

im Tal. Und sie wünschte sich fort aus der Unterwelt, daß sie wieder unter Menschen wäre.

Und sie wurde zurückgeführt und sah bald wieder das Sonnenlicht und stand an der Berglehne, dort, wo sonst der Rosendorn grünte. Aber der Dorn stand nicht mehr am Felsen, und die Bäumchen, die sonst am Berge wuchsen, waren in haushohe Stämme mit ausgedehnten Kronen verwandelt, und von der Herde war kein einziges Tier mehr zu finden.

Da stand das Hirtenkind wie im Traume und glaubte, es befinde sich an fremdem Orte. Es eilte in das Tal und suchte seiner Mutter Haus. Das Heimatdorf lag im stillen Frieden der Abendsonne, aber an der Stelle, wo sonst die Mutter wohnte, fand sich zerfallenes Gemäuer, und Brombeerranken legten sich darüber. Nur der alte Birnbaum, mit der breiten Bank aus Stein darunter, war unverändert. Wie das Mädchen nun auf der Bank saß, die Hände rang und klagte, kamen die Nachbarn herbei und fragten, was sein Begehren sei; denn sie war allen fremd und unbekannt.

Als sie aber ihren Namen nannte und erzählte, sie sei am Morgen in den Berg gestiegen und nun, nach wenigen Stunden, habe sich alles so verändert, trat eine alte Frau hervor, schloß das Mädchen unter Tränen in die Arme und sprach: „Kind, Kind, was ist mit dir geschehen? Vor vielen Jahren bist du verschwunden und alles Suchen war umsonst. — Deine Mutter ist gestorben, und als nach Jahren euer Haus in Rauch und Flammen aufging, sind Bruder und Schwester in die weite Welt gezogen, und keiner weiß, wohin.“ Da wollte dem Mägdlein die Brust zerspringen, und es starb vor Herzeleid.

2. Burg Klusenstein.

Kaum eine andere Stätte des Hönnetals ist durch ihre Lage und den romantischen Zauber ihrer Umgebung so für die Sage geschaffen wie der Klusenstein. Der gigantische, efeuumsponnene Felsen mit der geheimnisvollen Höhle, hoch oben die Überreste der altersgrauen Feste, die keck wie ein Adlerhorst herunterschaut und zwischen bemoostem Felsgetrümmer tief im Grunde der schäumende Mühlbach! Flüstern

nicht die eilenden Wellen, singen nicht die Vögel auf den Zweigen, rauschen nicht die grünen Buchenwipfel dem sinnenden Wanderer Märchen und schaurig-süße Sagen zu? Gaukelt ihm nicht dieses Märchenparadies bunte Bilder längst entschwundener Tage vor? Sieht er nicht dort oben an der Brüstung des Schlosses das Edelfräulein stehen, den Lieblingsfalken auf der Hand? Lauert drüben in der Felskluft nicht der Lindwurm, dem frommen Waller auf jähem Pfade den Weg zu sperren, wenn auf steiler Höhe das Glöckchen tönt? Ziehen nicht Ritter und Edelknechte in blinkender Rüstung an ihm vorüber, die zum frohen Waffenspiele eilen? Tragen nicht die linden Sommerlüfte den verhallenden Ton eines fernen Hifthorns herüber? Und, horch! Tönt nicht Herdengeläut und froher Hirtengesang das Tal herauf? Und die Trümmer der alten Waldburg selbst rufen sie nicht im Chor:

„Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der in dem Schlosse gehauset!" —

Zur Zeit, als noch der hohe Bergfried von Klusenstein über die Zinnen und Türmchen der Burg weit in die Ferne schaute, wohnte auf dem alten Rittersitze der Ritter Eberhard. Wälder und Felder ringsumher waren sein Eigentum. Frau Mathilde, die ihm einst nach siegreichem Turniere den Dank gereicht, teilte mit ihm das stille Glück, das unter seinem Dache wohnte.

Da rief der greise Barbarossa seine Getreuen zum Kampfe gegen die Sarazenen auf. Auch Eberhard nahm das Kreuz, um Blut und Leben dem Dienste Gottes zu weihen.

Bald nach dem Tode seines kaiserlichen Führers geriet unser Ritter in die Gefangenschaft der Ungläubigen. Monde und Jahre entflohen, ohne daß die Burgfrau ein Lebenszeichen von ihrem Gatten erhielt.

Ritter Bruno, ein Ränkeschmied, der vor Jahren vergebens um Mathildens Hand geworben hatte, hoffte im stillen, daß sein einstiger Rivale im Morgenlande den Tod gefunden habe und sann auf Mittel, das Herz und die Güter der Burgherrin zu gewinnen.

Da trat ihm eines Tages Henke, ein Diener Eberhards, unter die Augen. Der Diener aber war auf der Fahrt zum



heiligen Lande wegen Untreue von seinem Herrn entlassen. „Woher kommst du?“ forschte der Ritter Kuno. „Vom Hellespont, Herr Ritter, wo mich mein Herr zurückließ, weil ich am Fieber erkrankte.“ „Du standest zwar selten treu zur Wahrheit, Henke, aber wenn du gehorchen und schweigen kannst, so will ich dich aufnehmen und dir Brot geben dein Leben lang.“ Er verabredete dann mit dem treulosen Knecht im geheimen, wie sie es anfangen wollten, um die Frau Mathilde in die Irre zu führen. Henke mußte sich monatelang bei einem Köhler verborgen halten. Diese Zeit benutzte Ritter Bruno, um Vorkehrungen für seine Pläne zu treffen. Er ließ von geschickter Hand ein Schwert anfertigen, das dem Schlachtschwerte Eberhards täuschend ähnlich sah. Ebenso mußte ihm der Goldschmied den Trauring Eberhards genau nachbilden.

Darauf zog er dem Henke andere Kleider an und schickte ihn mit Schwert und Ring zum Klusenstein. Dort sollte er den Auftrag ausrichten, Ritter Eberhard habe im Morgenlande den Tod gefunden und sende diese Andenken seiner Gattin zurück.

Schon einige Zeit vor Henkes Ankunft auf Klusenstein erhielt Frau Mathilde von ihrem Jäger die Nachricht, er habe im Walde jenseits der Ruhr den Henke gesehen, es sei ganz gewiß, und er lasse sich das von niemandem ausreden.

Eben saß die bekümmerte Burgherrin mit ihren beiden Sprossen am Kamin und gedachte in Liebe und Treue des fernen Gatten, als man den Diener Henke zu ihr führte. Wie sie seine Worte vernahm und das prächtige Schlachtschwert erblickte, ergriff sie der Schrecken und sie war nahe daran, umzusinken. Das Ahnenschwert des Grafen kannte sie genau, und sie hatte es ihm um die Schulter gehängt, als er zum heiligen Kampfe auszog. Doch griff sie zuerst nach dem Ringe, drückte ihn unter Tränen an die Brust und küßte ihn. Dann trat sie zitternd ans Fenster, die Echtheit des Ringes zu prüfen.

Am Waldessaume zu Bäingsen (unfern Klusenstein) stand zu jener Zeit eine schmucke Waldkapelle, deren Turm bis auf unsere Tage Sturm und Wetter getrotzt hat. Dieses Kirchlein hatte Eberhards Vater erbauen lassen und es zu seiner letzten Ruhestätte bestimmt. Dem jungen Paar war der Ort besonders

heilig. Vor dem Gotteshause, wo unter alten Linden ein hohes Kreuzbild Gottes stand, hatten sie sich ewige Treue versprochen und drinnen am Altare später feierlich den Bund fürs Leben geschlossen. Ritter Eberhard hatte daher auf die Innenseite der Trauringe ein Kreuz mit einem Lindenzweig einschneiden lassen. Frau Mathilde suchte nach diesem Erkennungszeichen, ohne es zu finden. Der Schwertgriff Eberhards war mit einem Stern feuerroter Opale besetzt. Soweit sich die Burgfrau erinnerte, hatte in dieser Verzierung stets ein Steinchen gefehlt. An Henkes Schwert war diese Lücke nicht zu finden. Die Herrin schöpfte Verdacht und sprach: „Ich danke euch für eure Mühe, aber der Ritter lebt und ich werde ihn wiedersehen." Und die Harfe am Lehnstuhl tönte wie von Geisterhand berührt plötzlich hell und laut, und der Hänfling im Bauer sang sein frohes Lied. — Als aber Henke die Burg verließ, rief ihm der Papagei des Torwächters nach: „Raus, raus, Spitzbube, raus!"

Ritter Bruno aber ließ von dieser Zeit an kein Mittel unversucht, um die Neigung der schönen Frau zu gewinnen. Doch Mathilde stand fest in Gottvertrauen und treuer Liebe.

Als der Ritter sich in seiner Hoffnung getäuscht sah, brach er mit Kriegsknechten und Söldnern auf, um durch Gewalt das zu erzwingen, was List und Lüge nicht erreicht hatten.

Der Türmer von Klusenstein verkündete das Nahen des Feindes. Da äußerte die Burgherrin den Wunsch, das Schloß zu verlassen. Von Klusenstein führte zu der Zeit ein geheimer, unterirdischer Gang nach Bredenol. Von treuen Dienern begleitet, verließ Mathilde mit ihren Kindern auf diesem Wege das Schloß und entfloh zu ihrer Schwester, die an der Lippe wohnte.

Nachdem es Bruno mit vieler Mühe gelungen war, die Feste zu stürmen, erwählte er sie zu seinem dauernden Wohnsitze. Er kümmerte sich wenig um das Unrecht, das er der Geflohenen und ihren Kindern zugefügt hatte. —

Unter den Kriegsknechten Eberhards befand sich der treue Hartwig. Schon einmal hatte er seinem Herrn das Leben errettet. Bei der Stadt Akkon aber wurde er in einem heftigen

Kampfe von ihm getrennt. Alle Nachforschungen nach seinem Herrn blieben erfolglos. Wie nun unter den Anführern des Kreuzzuges Uneinigkeit entstand, und das deutsche Heer bald darauf heimkehrte, beschloß Hartwig, das heilige Land nicht eher zu verlassen, bis er über das Schicksal Eberhards sichere Auskunft erhalten hätte. Als fahrender Spielmann verkleidet, zog er von Ort zu Ort und fand den Ritter endlich in der Gefangenschaft eines Seldschuckenfürsten. Hartwigs Klugheit und Ausdauer machte seinen Leiden ein Ende und verschaffte ihm die langersehnte Freiheit. Nun kehrte Eberhard mit dem treuen Diener in die Heimat zurück.

So sehr sich der Ritter freute, nach den unzähligen Leiden und Entbehrungen endlich wieder mit Weib und Kind vereint zu sein, so sehr erregte ihn auch der Frevel Brunos. Von Freunden und Verwandten unterstützt, zog er bald gegen den frechen Räuber zu Felde und nahm nach siegreichem Kampfe das Erbe seiner Väter wieder in Besitz. Ritter Bruno aber wurde von den erzürnten Kriegsknechten Eberhards ergriffen und über die Ringmauer der Burg in den Abgrund geschleudert.

3. Wie das Felsenmeer entstand*.

Zwischen dem Hönne- und Ösetal liegt ein zerklüftetes Waldgebirge. In alten Zeiten hatten Zwerge dort ihre Stammburg errichtet, und die kleinen, klugen Männlein fühlten sich wohl hier im Lande. Von ihrem unterirdischen Schlosse huschten und schlüpften sie auf geheimen Wegen durch Spalten und Klüfte und trugen die Schätze der Berge heim: Gold und Silber, Eisen und Kupfer und Edelgestein, wie es noch kein Menschenauge geschaut. Und ihre klugen Hände schufen daraus Waffen, Hausrat und Bildwerk und auch Krönlein für die Königskinder. — Wenn es still war im Tale, und hoch oben die goldenen Sternlein glänzten, traten sie an versteckter Stelle aus dem Berge, einer nach dem andern, eine lange,

* Über die Entstehung des Felsenmeeres, das zu den Sehenswürdigkeiten Westfalens gehört, herrschte lange Zeit Unklarheit. Nach neueren Untersuchungen entstand es durch den Einsturz einer ausgedehnten Höhle. Die Heinrichshöhle lieferte zu dieser Lösung den Schlüssel.



lange Reihe, hielten Ringeltanz, jauchzten und sangen und trieben ihr frohes Spiel. Nahte sich Gefahr, husch! waren sie verschwunden; und die Bäume wiegten die Wipfel und die Bäche rauschten — aber kein Männlein war mehr zu sehen. Das war eine selige Zeit! Und wie gut die Wichte waren gegen Arme und Verlassene, gegen Hirten und Jäger, gegen Knaben und Mägdlein, das weiß jedermann.

Eines Morgens früh ging der Riese Wuppert durch den Sundwiger Wald, um sein Roß zu suchen, das ihm entlaufen oder gestohlen war. Da sah er auf dem Moose ein gülden Krönlein liegen. Und die Edelsteine darin leuchteten und blitzten wie die Sonne. Das Krönlein aber gehörte dem Kinde des Zwergkönigs Alberich. Und wie dieses eben aus dem Berge kam, um sein verlorenes Krönlein zu holen, erblickte es den stachelbärtigen Riesen und erschrak und floh.

Der Riese Wuppert eilte zu der Stelle, wo das Königskind in den Berg verschwunden war. Dort entdeckte er zwischen bemoosten Felsen einen Spalt. Dieser war aber so enge, daß der Riese nicht hindurch konnte. Er stampfte mit dem Fuße, daß die Sporen klirrten, fluchte und wetterte und schrie in den Berg: „Du Krötenvolk, ihr Diebe, bringt mir Schätze her, oder es soll euch allen schlimm ergehen. Ich bin der Riese Wuppert."

Die Zwerge hörten sein Toben, und da sie sich sicher wußten in ihrer Felsenburg, so kicherten sie und lachten und warfen ihm durch den Höhlenspalt ein Steckenpferd mit Sattel, Zaum und Zügel dahin und sangen dazu:

„Reite, reite, Riese,
Über Berg und Wiese;
Reite bis zum Wülpensand,
Reite bis zum Mohrenland,
Reit dies Rößlein Liese!"

Das erzürnte den Riesen sehr. Er wandte sich, nahm das Krönlein und zog von dannen. Und nach drei Tagen kam er zu dem Riesenkönig und erzählte von den reichen Zwergen, und er zeigte das blanke Krönlein. Da brach der Riesenkönig auf mit 100 Mann, der Riese Wuppert zeigte den Weg.

Zwerglein, Zwerglein, hütet euch. Der Riesenkönig ist mächtig und seine Streiter sind stark und wild. — Horch, da kommen sie, und der Berg erzittert unter ihren Füßen!

Als dem Zwergenkönig die Ankunft der Riesen gemeldet wurde, sprach er zu seinem Völklein: „Auf Kinder, rührt euch! Hier oben weht kein guter Wind." Die große, weite Wölbung bildete aber nur das obere Stockwerk von der Stammburg der Zwerge. Da wurde es munter in der ausgedehnten Höhle; die Zwerglein regten sich und schafften alles, was an Hab und Gut dort oben war, tief unten in Alberichs Zauberschloß, das kein Riese erreichen kann. Und den Zugang zum oberen Raume verschütteten und verbauten sie.

Nach langer, harter Arbeit drangen die Riesen mit viel Hallo in den Berg. Beim Fackelschein suchten und spähten, krochen und rannten sie; aber das Nest war leer und kein Schatz zu finden. Der Riese Wuppert aber sprach: „Die Knirpse haben ihr Gut verscharrt und sind entflohen. Wir werden schon den rechten Winkel finden." Da brachen sie Pforten und Wände ein, zerstörten Kammer und Halle und suchten nach Gold und Silber.

Als der Tumult am größten ist und bis zu Alberichs Ohr dringt, spricht dieser einen schlimmen Zauberspruch. Und was geschieht? Der Gipfel des Berges wird heftig erschüttert, die Felsenwände stürzen unter Blitz und Donner krachend zusammen und begraben unter sich den Riesen und all sein Volk.

Als das Unwetter sich verzogen hatte, sah man auf dem Berge oben eine große Felsenwirrnis. Die Waldbäume flüsterten sich geheime Worte zu, die Quellen sprangen erschrocken ins Tal und die Wolken hoch am Himmel schauten verwundert herab. — Weil das groteske Trümmerfeld erstarrten wilden Wogen glich, so hießen es die Menschen später das Felsenmeer. An einigen Stellen, besonders an der Riesenmauer, findet man dort noch heute unter Gestein und Schutt die versteinerten Knochen der erschlagenen Riesen.

Schau dir im „Paradiese" den gewaltigen flachen Stein an, der dort wagerecht über Gesteinstrümmern lagert! Es

ist der Grabstein, der die Gebeine des Riesen Wuppert deckt. Obenauf siehst du sein Bild, lebensgroß aus Stein gehauen.

Ihr fragt, ob König Alberich noch immer dort im Berge wohnt. Ich weiß es nicht. Ein alter Bergmann aus Sundwig erzählt, er habe ihn einst bei mondheller Nacht auf einer Klippe im Felsenmeer sitzen sehen mit Krönlein, Zepter und Mantel. Als der Knappe den Hut zog, warf ihm das Königlein ein Goldstück hinein und grüßte freundlich wieder.

4. Der Werwolf und der Bauer.

Ein Bauer von Sümmern hatte den Mendener Kornmarkt besucht und weil er eine Handvoll Gold eingenommen hatte, saß er lange im Wirtshaus und fuhr erst spät abends zum Tor hinaus. Wie er eine Strecke gefahren ist, sieht er etwas Feuriges auf dem Wege liegen, und als er näher kommt, erkennt er den Werwolf. Die Pferde bäumten sich hoch empor. Der Bauer aber fürchtete sich nicht, sprang von dem Wagen, nahm seine lange Peitsche und schlug damit auf den Werwolf los. Da setzte der Werwolf über den Graben am Wege und verschwand. In demselben Augenblick aber warf sich mit Geräusch eine zentnerschwere, unsichtbare Last auf den leeren Wagen. Die Pferde waren nicht imstande, den Wagen voranzuziehen. Der Landmann faßte die Pferde beim Zaum, streichelte und klopfte sie mit Freundlichkeit, um sie anzuspornen. So oft auch die Pferde anzogen, so konnten sie doch den Wagen keinen Schritt von der Stelle bewegen. Den Bauern überlief es eiskalt. Er spannte aus, ließ den Wagen bis zum andern Morgen stehen und eilte nach Hause. Dicht vor Sümmern sah er, wie der Werwolf noch einmal über den Weg sprang und dann hinter einer Hecke verschwand.

Der Jäger von Haus Sümmern verlachte und verspottete alle, die vom Werwolf erzählten. Gar oft war er bei Nacht und Nebel durch Wald und Heide gewandert, aber der Werwolf ließ sich nicht erblicken.

Einst, als er bei stürmischer Nacht die Stadt Menden verließ, rief ihm der Torwächter nach: „Seid auf der Hut, alter Freund, daß Euch der Werwolf keinen Schabernack spielt!“—

„Vor meiner Flinte hält kein Werwolf stand", erwiderte der furchtlose Jäger und zog wohlgemut in die Nacht hinaus.

Als er an einem Weidekamp vorüberging, sah er Pferde und Füllen darin umherlaufen und dachte bei sich: „Wäre ein Hasenherz an meiner Stelle, so würde morgen ein neues Märchen vom Werwolf erzählt."

Bald erreichte er ein Wäldchen. Da kam es ihm vor, als höre er Rufen und Hundegebell. Er blieb einen Augenblick stehen, um zu horchen. Wie er nun still stand und hinter sich sah, erblickte er in geringer Entfernung auf dem Boden zwei Feuerflammen. Er schritt, wie er es in solchen Fällen stets zu tun pflegte, sofort darauf zu. Als er näher kam, stand vor ihm der Werwolf, genau so, wie ihn die Leute oft geschildert hatten. Schnell griff der Jäger nach seiner Flinte. Die Jagdgewehre jener Zeit waren aber noch nicht so zweckmäßig und vollkommen, wie wir sie heute haben. Es wollte dem Jäger trotz aller Mühe nicht gelingen, die Lunte in Brand zu setzen, und die Flinte ging nicht los. Da drehte er das Gewehr um und schlug so heftig auf den Werwolf los, das der Kolben zerbrach. In demselben Augenblicke war kein Werwolf mehr zu sehen und der Jäger sprach: „Mit dir will ich schon fertig werden; du sollst doch die Schockschwerenot bekommen!"

Als er nun den Heimweg weiter verfolgen will, fühlt er, wie ihn jemand beim Genick faßt und sich ihm auf die Schultern hängt. Er will die Last abwerfen, aber es gelingt nicht, er will sie ergreifen, aber seine Arme und Hände sind gelähmt. Da schleppt er sich eine Strecke fort, und wie der Mond einen Augenblick hervortritt, sieht er zwei schwarze Pferdefüße über seine Brust herabhängen. Ob er ging oder stand — das schwarze Füllen hing auf seinem Rücken. — Nun fiel dem unerschrockenen Jäger ein, daß auf einem Brachfelde in der Nähe der Schäfer von Haus Sümmern die Hürden aufgeschlagen hatte. Der Schäfer aber war ein Riese und kannte noch dazu allerlei Zaubersprüche. Dorthin lenkte er seine Schritte. Schon hörte er die Schafe blöken, schon sah er in dunklen Umrissen die Schäferhütte, da stand er auf einmal

vor einem Wassergraben. Den Graben zu überspringen war unmöglich. Er wollte rufen, aber die Stimme versagte.

Nun trug der Jäger mutig und unbezwungen seinen Peiniger weiter. Nahe vor dem Dorfe stand eine altersgraue Eiche und darunter ein bemoostes, hohes Steinkreuz. Als der Jäger unter die Eiche trat, atmete er erleichtert auf: Er war plötzlich seiner Last ledig und der Werwolf war verschwunden. Erst beim Morgengrauen kam der Jäger heim.

Als der Herr von Sümmern den Vorfall hörte, ließ er einen berühmten Zauberer kommen. Dieser verstand es, den Werwolf in eine Falle zu locken, worin er arg gepeinigt wurde.

Da ist der Werwolf von dort gewichen und seit dieser Zeit kann jeder Wanderer ungefährdet seine Straße ziehen.

Friedrich Glunz.

Der Werwolf in Ergste.

Der Werwolf ist ein böser Zauberer, der sich in einen Wolf und allerlei grimmige Tiergestalten verwandeln und dann, ohne daß man ihm etwas anhaben, Menschen und Vieh Schaden tun kann. Er muß sich aber, wenn ein unschuldiges Kind ein Stück Stahl über ihn hinwirft und es eher wieder aufgreift, als der Werwolf, in seiner wahren Menschengestalt zeigen; greift aber der Werwolf es zuerst, so ist das Kind verloren, denn jener wird wütend und zerreißt es.

Es sind schon wohl dreihundert Jahre her, als ein solcher Werwolf in dem Dorfe Ergste lebte. Er hatte mit dem Teufel einen Bund gemacht, konnte sich in allerlei Gestalten verwandeln und verübte allerlei boshafte und gefährliche Streiche. Besonders liebte er es, sich in einen Wolf zu verwandeln und in dieser Gestalt Schafe, Kühe und anderes Vieh aus Ställen und Weiden zu rauben. Jedermann fürchtete ihn, aber niemand konnte ihm etwas anhaben, denn die Macht des Satans beschützte ihn. Einstmals aber, als er in den Stall eines Bauern gedrungen war, um Schafe zu stehlen, warfen die beiden Knaben des Bauern, der eine eine Schere, der

andere ein Messer kreuzweise über ihn und fingen es geschwind wieder auf, ehe der Werwolf dazu kommen konnte. Jetzt mußte er seine natürliche Gestalt annehmen und sich gefangen geben. Er wurde nach Limburg an das peinliche Halsgericht gebracht und hier, um zu sehen, ob er ein Zauberer sei oder nicht, unterm Ögersteine in die Lenne geworfen. Wenn er oben blieb, so war er ein Zauberer, wenn er aber zu Grunde gehen konnte, so war er gut. Lange schwamm er oben und es war ihm nicht möglich, unterzutauchen, und schon wollten Richter und Volk ihn als bösen Zauberer verurteilen. Da wandte der Werwolf in seiner Herzensangst sich an seinen Bundesgenossen, den Teufel, und flehte ihn um Hilfe an. Der verließ ihn auch nicht und verwandelte alsbald eine Nähnadel, die der Zauberer bei sich trug, in ein schweres Beil, so daß er zu Grunde ging. Er wurde jetzt für unschuldig erkannt, aus dem Wasser gezogen und freigegeben. — Er trieb darauf sein Wesen nach wie vor. Nachmals aber, als er in einen tiefen Schlaf gefallen war, überfielen ihn die Bauern plötzlich und legten Feuer an seinen Leib. Als er erwachte, wollte er sich zwar schnell verwandeln, allein es war zu spät, und er mußte elendlich verbrennen. Seine Asche vergruben sie seitab vom Kirchhofe, wo er noch jede Nacht spuken geht und jammert und winselt wie jemand, der verbrennen wird.

Das verwünschte Schloß bei Schwerte.

Zwischen Schwerte und Wandhofen, wo jetzt die Wandhofer Heide ist, hat vorzeiten ein großes, prächtiges Schloß gestanden, von dessen früherer Geschichte aber nichts mehr bekannt ist. Nur das weiß man noch, daß der letzte Besitzer in Pracht und Üppigkeit lebte und daß er, um seinen Begierden und Wünschen ganz dienen zu können, einen Bund mit dem Bösen schloß. Nachdem dieser eine lange Zeit ihm gedient, sind einstens beide uneins geworden, worauf der Teufel den Ritter hat holen wollen. Weil aber dessen Zeit noch nicht um gewesen, hat der Teufel in dem Augenblicke, als er das Schloß unsichtbar gemacht, um es mitsamt seinen Be

wohnern in die Hölle zu stoßen, seine Macht darüber verloren. Darum hat er es nicht bis in die Hölle bringen können, vielmehr ist es auf seiner alten Stelle geblieben und nur nicht wieder sichtbar geworden. Alle hundert Jahre aber kommt es in der Vollmondsnacht zum Vorscheine. Zuletzt hat es ein angesehener Mann von Wandhofen gesehen. Diesen führte vor mehreren Jahren, als er von Schwerte nach Wandhofen zurückkehren wollte, sein Weg über die Wandhofer Heide, auf der er gegen zwölf Uhr nachts ankam, als gerade Vollmond war. Auf einmal verschwand der Weg, auf dem er ging, und er sah sich in eine fremde Gegend versetzt, die er noch nie geschaut hatte. Vor sich erblickte er ein großes, schönes, hellerleuchtetes Schloß, aus dem ihm lauter Jubel und die schönste Musik entgegenschallte. Er blieb verwundert eine Zeitlang stehen. Als ihm aber die Geschichte des verwünschten Schlosses einfiel, eilte er erschrocken von dannen. Doch den Weg konnte er nicht wieder finden, und wohl zwei Stunden lang lief er voll Angst in der Irre umher, bis er zuletzt in der Ferne dreschen hörte. Darauf ging er zu, und er erreichte glücklich das Dorf Wandhofen. Am andern Morgen ging er mit vielen Leuten auf die Heide zurück, aber sie fanden nichts. Nur an einer Stelle, die etwas hügelig war, kam ihnen starker Schwefelgeruch entgegen.

Der Mann mit dem Grenzsteine.

In der Schwerter Feldmark hat vor langen Jahren ein Mann einen falschen Grenzstein gesetzt, und einen langwierigen Prozeß darüber geführt, den er aber gewonnen, weil er falsche Zeugen bestochen hatte. Zur Strafe dafür muß er nun jede Nacht den Grenzstein auf seinen Schultern tragen und damit in der Schwerter Feldmark umhergehen. Viele Leute haben ihn schon so gesehen. Der Grenzstein glühte, und alle Augenblicke fiel er damit nieder, aber von sich werfen konnte er ihn nicht, und weil das Feuer des Steins ihn brannte, sprang er wieder auf und eilte weiter, wobei er ächzte und ausrief: „Wo soll ich mit dem Grenzsteine hin?“

Der Teufel als Onkel.

Ein Bote, der zwischen Schwerte und Hamm ging, gab einst vor mehr als dreihundert Jahren all sein Geld einem Wirte in Verwahrung. Dieser aber nahm es weg, legte dem Boten an Zinnzeug so viel in den Sack, als das Geld gewogen hatte, und klagte ihn noch dazu des Diebstahls an dem Zinne an. Der Bote wurde darauf zum Tode verurteilt. Als er nun am Tage vor der Hinrichtung in seinem Gefängnisse saß, klopfte der Böse an und versprach ihn zu befreien, wenn er sich ihm verschreiben wolle. Aber der Bote wollte lieber unschuldig sterben, als das tun. Da sprach der Teufel: „Ich sehe, daß du ein ehrlicher Gesell bist, und ich will dich befreien, auch ohne daß du dich mir zu eigen geben sollst, bekomme ich doch den andern!" Er sagte ihm auch, wie er ihm helfen wolle, und belehrte ihn, was er zu tun habe.

Am andern Tage wurde der Bote zum Galgen geführt. Er stand schon mitten auf der Leiter, da drehte er sich um und sah von weitem einen Reiter in einem scharlachroten Mantel ankommen. „Mein Onkel kommt da," sagte der Bote, wie ihm vorgeschrieben war, „lasset mich ein paar Worte mit ihm sprechen!" Dies wurde ihm erlaubt, und er sprach leise mit dem roten Reiter, der jedoch nicht sein Onkel, sondern der Teufel war. Auf einmal rief dieser laut: „Mein Vetter ist unschuldig, und der Wirt hat meinen Vetter bestohlen!" Der Wirt aber schrie: „Das sind Lügen, der Bote hat mich bestohlen!" Da trat der Satan vor ihn hin und fragte: „Soll dich der Teufel holen, wenn du lügst?" Und als der Wirt keck mit ja antwortete, packte ihn der Rotmantel flugs beim Kragen und nahm ihn mit sich davon durch die Lüfte. Da erkannten alle, daß der Bote unschuldig war. Er wurde freigesprochen, auch erhielt er sein Geld wieder, das man noch im Hause des Wirtes fand.

Von der Lippe zur Haar.

Die Gründung von Lippstadt.

Bernhard, Edler Herr zu Lippe, der treu zu Heinrich dem Löwen gehalten hatte, folgte dem Rufe des Kaisers, Friedrich Barbarossa, sich an seinem Hofe zu stellen. Auf einem weiten Anger hatte man sich gelagert; denn der enge Raum der Stadt Würzburg konnte die Scharen der Erschienenen nicht fassen. Der Kaiser saß auf einer Erhöhung. Nach jahrelanger Abwesenheit in Italien, wo er um die Macht und den Glanz des Deutschen Reichs nicht unglücklich gekämpft hatte, war er wieder auf deutschem Boden und sein erstes Werk die Versöhnung der deutschen Fürsten untereinander. In Frieden und Eintracht scharten sie sich um ihn. Zunächst bei ihm saßen geistliche Fürsten, weiter abwärts die weltlichen. Die Menge des gemeinen Volkes hatte sich auf dem Boden gelagert. Schon hatten die Geschäfte begonnen, da kommt als der letzten Einer Herr Bernhard mit seinen Gefährten, hoch zu Roß in prächtigen Gewändern. Aller Blicke richten sich auf ihn, selbst der Kaiser erkundigt sich nach ihm und befiehlt ihm dann, sich zu setzen. Bernhard und sein Gefolge breiten ihre Mäntel auf den Boden und setzen sich darauf. Abends als die Versammlung beendet ist, befiehlt Bernhard einen Gefährten, die Mäntel liegen zu lassen. Das Volk macht darauf aufmerksam, daß man die Mäntel vergäße; er antwortete darauf im Scherz: in seiner Heimat pflege ein edler Mann seinen Sitz nicht mit fortzutragen. Lautes Gelächter belohnte den Scherz; auch der Kaiser konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Am folgenden Tage stellte sich Bernhard und die Seinen noch reicher gekleidet wieder ein. Da weist ihm der Kaiser seinen Platz unter den Großen des Reiches an und bezeigt sich ihm beim Abschiede so gnädig, daß Bernhard die Gelegenheit zu benutzen wagt und dem Kaiser vorstellt, wie es ihm wohl nicht an Besitzungen fehle, aber wehrlos seien sie dem Feinde preisgegeben, der Kaiser wolle ihm erlauben, auf seinem Gebiete eine Stadt zu erbauen. Der Kaiser bewilligte ihm sein Gesuch auf das huldvollste. Die erste Sorge Bernhards, als er mit seinen Getreuen die Rosse

heimwärts lenkte, war nun, einen geeigneten Platz auszusuchen, auf dem die neu zu gründende Stadt stehen sollte. Er wählte dazu eine hohe und trockene Stelle auf dem rechten Ufer der Lippe, wo ein fruchtbarer Strich Landes ihm gehörte. Zugleich konnte die neue Stadt hier an seine Burg, die später die alte Burg im Munde des Lippstädter Volkes hieß, anlehnen. Hier ließ er die Plätze bestimmen, auf denen Kirchen sich erheben, Klöster stehen, Häuser erbaut werden und Straßen sich erstrecken sollten. Vor allem wurde der bestimmte Raum mit tiefen Gräben umzogen, die dadurch gewonnene Erde zu Wällen aufgehäuft, und auf diesen wurden, in Ermangelung von Steinen, Palisaden eingerammt. Später traten an Stelle der hölzernen Umzäunung feste Mauern. Nur die Tore erbaute man gleich von Stein und versah sie mit Fallgattern; so entstand Lippstadt, wahrscheinlich im Jahre 1168.

Die heilige Ida.

Die Kirche zu Herzfeld an der Lippe, dem Flecken Hovestadt gegenüber, ist sicherlich eine der ältesten im ganzen Lande. Über ihre Gründung wird folgendes erzählt:

Als zur Zeit Karls des Großen das Sachsenvolk zum Christentum bekehrt worden war, wohnte der mächtige Graf Egbert, ein Neffe des Herzogs Wittekind, auf seiner Burg an der Lippe. Er war ein treuer Anhänger des Frankenkönigs und beherrschte in dessen Namen ein weites Gebiet. Als Karl einst in den Krieg ziehen wollte, berief er den tapfern Egbert an seinen Hof. Während jedoch die andern Ritter dem Feinde entgegeneilten, wurde der sächsische Graf von einer schweren Krankheit befallen, die sein Leben bedrohte. Aber in dem Hause eines vornehmen Franken, der aus dem Geschlechte Pipins stammte und des Kaisers Vetter war, fand er eine gastliche Aufnahme. Ida, die Tochter seines edlen Wirtes, war des kranken Egbert treue Wärterin. In ihrer sorgsamen Pflege und unter Gottes Beistand genas er wieder. Nun gedachte er in die Gaue des Sachsenlandes

zurückzukehren. Zugleich aber führte er mit des Kaisers Einwilligung die fränkische Grafentochter, der er in dankbarer Liebe ergeben war, als seine Gattin heim, und sie folgte ihm in seine Heimat auf die Egbertsburg an der Lippe.

Noch war das Heidentum im Sachsenlande nicht völlig ausgerottet; an Kirchen und Lehrern des Christentums war noch großer Mangel. Nun hatte die Gräfin Ida einstmals einen merkwürdigen Traum. Sie sah einen Engel in blendendweißem Gewande und vernahm aus dessen Munde das Gebot: „Du sollst Gott, deinem Herrn, einen Tempel erbauen, in dem du ihm dienen und nach deinem Tode mit deinem Gemahl ruhen sollst bis zum jüngsten Tage!" Alsbald nahm sie sich vor, des Engels Befehl auszuführen, und Graf Egbert bestärkte sie in ihrem Vorsatze. Sie legten sogleich Hand ans Werk. An einem wohlgelegenen Orte auf dem rechten Ufer der Lippe wurde der finstere Wald gelichtet und sodann der Grund zu dem Gotteshause gelegt. Der Bau nahm unter der Aufsicht des gräflichen Paares einen raschen Fortgang. Die Steine, deren die Arbeiter bedurften, mußten freilich aus weiter Ferne herbeigeschafft werden. Aber die Gräfin Ida hatte einen Hirsch gezähmt, der dabei treue Dienste leistete. Tag für Tag lief er durch das Wasser hinüber auf das linke Ufer des Flusses, ließ sich Steine auf seinen Rücken laden und trug sie den Werkleuten zu, ohne jemals einen zu verlieren. So wurde die Kirche glücklich vollendet und zum Dienste Gottes geweiht. Rings um sie her bauten sich die Untertanen Egberts an, und es entstand ein Dorf, das dem treuen Hirsche zu Ehren Hirschfeld genannt wurde, das aber jetzt Herzfeld heißt.

Viele Jahre waren verflossen; da riß der Tod den Grafen Egbert von der Seite seiner Gattin und seiner fünf Kinder. In der Kirche zu Herzfeld fand er seine Ruhestätte. Ida aber beschloß, den geliebten Gemahl auch im Tode nicht zu verlassen. Nachdem sie ihre Kinder wohl versorgt hatte, ließ sie sich an dem Chore der Kirche einen Anbau machen, aus dem sie zu dem Altare hinüberblicken konnte. Hier wollte sie den Rest ihrer Tage in Einsamkeit verleben. Sie trauerte um

den Hingeschiedenen und sehnte sich nach der Stunde, da es Gott gefallen möge, sie wieder mit ihm zu vereinigen. Noch bei Lebzeiten verschaffte sie sich einen Sarg aus Marmor, der sie stets an ihren Tod erinnern sollte. Diesen Sarg ließ sie täglich zweimal mit Brot füllen, und aus der ganzen Umgegend kamen die Armen, sich ein Almosen zu holen. So schwanden ihr unter Gebet und frommen Übungen die Jahre ihres Alters hin, bis ihre letzte Stunde kam und ihres Herzens Sehnsucht erfüllt wurde. Man begrub sie in dem Marmorsarge an der Seite ihres Gemahls. Das ganze Volk aber trauerte um ihren Verlust, wie die Kinder um die hingeschiedene Mutter. Immer weiter verbreitete sich der Ruf ihrer Frömmigkeit; ja, nachmals ist sie sogar unter die Heiligen der katholischen Kirche aufgenommen worden. Über ihrem Grabe erhebt sich ein Denkstein mit ihrem in Holz kunstreich ausgeschnitzten Bilde, zu dessen Füßen der Hirsch gelagert ist.

Der Totentanz.

Der Türmer schaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage!
Der Mond, der hat alles in Helle gebracht;
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen, schleppenden Hemden.

Da reckt nun, es will sich ergötzen sogleich,
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und so jung, und so alt und so reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
Sie schütteln sich alle, da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

Nun hebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Gebärden da gibt es vertrackte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.

Das kommt nun dem Türmer so lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk, der Versucher ins Ohr:
Geh! hole dir einen der Laken.

Getan, wie gedacht! und er flüchtet sich schnell
Nun hinter geheiligte Türen.
Der Mond und noch immer er scheint so hell
Zum Tanz, den sie schauderlich führen.
Doch endlich verlieret sich dieser und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher
Und husch ist es unter dem Rasen.

Nur einer der trippelt und stolpert zuletzt
Und tappet und grapst't an den Grüften;
Doch hat kein Geselle so schwer ihn verletzt';
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Turmtür, sie schlägt ihn zurück,
Geziert und gesegnet dem Türmer zum Glück;
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muß er haben, da rastet er nicht,
Da gilt auch kein langes Besinnen,
Den gotischen Zierrat ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun ist's um den Armen, den Türmer getan!
Es ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Türmer erbleichet, der Türmer erbebt,
Gern gäb' er ihm wieder das Laken.
Da häkelt — jetzt hat er am längsten gelebt —
Den Zipfel ein eiserner Zacken.
Schon trübet der Mond sich verschwindenden Scheins,
Die Glocke sie donnert ein mächtiges Eins
Und unten zerschellt das Gerippe.

Johann Wolfgang von Goethe.

In dem Soester Manuskripte: „Susatum vetus et novum compilatum anno 1696 per Alb. Gothofr. Clute officialem" findet sich, bei Beschreibung der Petri- oder der alten Kirche (§ 12) folgendes: „Nocturnae exubiae in turri ejusdem aguntur, quarum vigil singulis horis cornu inflat; refert

Ulenbergius, vigilem istum quandoque e turri prospicientem vidisse spectrum e tumulo emergens vestem suam mortualem super sepulcrum deponere et abiisse; cumque id aliquoties vidisset vigil, temerarie nimis descendit et vestem sustulit. Redux spectrum vestem suam non inveniens ad turrim velox pergit; vigil facti poenitens in templo ad tabernaculum confugit vestem [reliquens in turre. Spectrum quod eum persequebatur ob loci reverentiam parsit et vigil ex post didicit cautius mercari." („Auf dem Turm derselben wird zur Nacht Wache gehalten, und der Wächter stößt allstündlich in das Horn; Ulemberg (geb. 1549, gest. 1617) berichtet, daß dieser Wächter, als er einmal ausschaute von dem Turme, ein Gespenst wahrnahm, welches aus dem Grabhügel hervorkam und sein Sterbekleid über den Leichenstein warf und davonging; als aber jener solches einige Male wahrgenommen hatte, stieg er voll Unbedacht hernieder und nahm das Kleid fort. Das Gespenst kam wieder und da es sein Kleid nicht vorfand, machte es sich alsbald auf nach dem Turme hin; aber den Wächter reuete, was er getan, floh in die Kirche an den Altar und ließ das Gewand hinter sich auf dem Turme. Das Gespenst verfolgte ihn, schonte ihn aber aus Scheu vor der Heiligkeit des Ortes, und der Wächter lernte von da ab, fremdes Gut mit mehr Fürsicht erstehen.")

Die Abweichungen der Ballade sind poetisch begründet durch Wirkung und Rundung. Wenn Goethe das Soester Manuskript nicht einsah, dann würde daraus folgen, daß die Sage weiter verbreitet sein muß.

Ritter Themo, der Würfelspieler zu Soest.

Vor vielen hundert Jahren lebte in der Stadt Soest, die damals noch berühmt, volkreich und mächtig war, ein Ritter namens Themo. Der war ein harter, ungerechter Mann und dem Würfelspiel leidenschaftlich ergeben. Umsonst flehten ihn sein sanftes Weib und seine wohlgeartete Tochter an, er möge doch ein anderer Mensch werden und nicht den Fluch seiner Mitbürger auf sein Haupt und Schande über seine Familie bringen. Er verlachte ihre Bitten und Warnungen, ja, er mißhandelte sie sogar. Tag für Tag lag er in allen Schenken und Bierhäusern der Stadt. Dort hielt er seine Ernte; denn er gewann immer. Er war ein Falschspieler, und die Würfel, die er beständig bei sich führte, waren so künstlich gefertigt, daß sie fast stets zu seinen Gunsten fielen. So trieb er es lange Jahre. Zwar ward er von den Weibern und Kindern, Eltern und Geschwistern derjenigen, die er um alles gebracht hatte, verwünscht bis zum Abgrund der Hölle, allein

dies störte ihn alles nicht, er ward von Tag zu Tag reicher.

Nun traf es sich aber, daß ein sehr reicher Patriziersohn aus dem Geschlecht der Herren von Kerkhörde seine Augen auf seine Tochter warf und von ihr erhört wurde. Er begab sich also zu ihrem Vater und hielt um sie an. Der alte Themo nahm seinen Antrag auch scheinbar mit großer Befriedigung auf, allein er meinte, es sei doch besser, wenn sich die jungen Leute erst etwas besser kennen lernten, und darum möchten sie bis zur Hochzeit noch ein volles Jahr warten.

Von da an kam nun der junge Mann täglich in das Haus seiner Braut, ohne zu ahnen, welchen bösen Plan der alte Themo mit ihm vorhatte. Dieser hatte nämlich beschlossen, die Schönheit seiner Tochter als Lockvogel für reiche Freier zu benutzen, und der junge Patrizer sollte das erste Opfer sein. So war ein halbes Jahr verflossen, da kam Kerkhörde einmal, fand aber seine Braut nicht zu Hause, und da er sie erwarten wollte, schlug ihm der Ritter vor, sich die Zeit mit einem Spielchen zu vertreiben. Zwar haßte der junge Mann das Spielen, wußte auch, daß sein zukünftiger Schwiegervater ein Falschspieler war, allein er wagte doch nicht, ihm eine abschlägige Antwort zu geben. Er willigte also ein, doch machte er sich aus, daß es nur um ganz niedrigen Einsatz gehen sollte. Natürlich ging jener darauf ein, allein er wußte es so einzurichten, daß der junge Mann immer gewann.

Nun vergingen einige Wochen, ehe der Alte seinen künftigen Schwiegersohn wieder zum Spiele aufforderte. Allein endlich war wieder einmal das Mädchen mit ihrer Mutter außer dem Hause, und wieder bot er ihm ein Spielchen an, aber diesmal zu einem höheren Einsatze. Kerkhörde wagte nicht, ihm seine Bitte abzuschlagen, und sie spielten wieder; jetzt aber gewann er von dem Alten noch mehr als das erstemal. Dadurch bekam er denn nach und nach Lust zu diesem entsetzlichsten aller Laster. So kam es, daß er jeden Abend, wenn er von seiner Braut Abschied nahm, statt nach Hause zu gehen, in das Gemach seines zukünftigen Schwiegervaters schlich und mit diesem bis zur Morgenröte beim Spiele saß. Jetzt aber, da dieser seines Opfers gewiß war, ließ er Kerk-

hörde nicht mehr gewinnen. Mit jedem Tage nahm er ihm größere Summen ab, und drei Tage vor dem festgesetzten Hochzeitstage verspielte jener Haus und Hof an ihn, so daß ihm buchstäblich nichts mehr übrig blieb.

Am andern Morgen aber ließ er den unglücklichen Jüngling zu sich rufen und erklärte ihm mit dürren Worten, er könne seine einzige Tochter unmöglich einem bettelarmen Manne geben, er möge sich also nach einer anderen Braut umsehen. Verzweifelnd stellte ihm dieser vor, daß ja sein ganzes Vermögen in seinen Beutel geflossen sei, allein der alte Themo ließ sich nicht rühren, sondern wies ihm einfach die Tür. Da stieß der Unglückliche einen schweren Fluch aus und vermaß sich hoch und teuer, morgen werde er nicht mehr unter den Lebenden sein, sein Blut aber solle über seinen Verführer kommen und dieser bei lebendigem Leibe zur Hölle fahren. Darauf eilte er zu seiner Braut, gestand ihr unter heißen Tränen seinen Leichtsinn, küßte sie zum letztenmal und eilte davon. Wenige Tage später aber spülten die Wellen der Lippe unweit Lippstadt seinen Leichnam ans Ufer.

Als dies seine unglückliche Braut erfuhr, trat sie noch einmal vor ihren Vater, erklärte ihm, daß sie von jetzt an keines irdischen Mannes Braut mehr sein werde, sondern sich einen himmlischen Bräutigam wählen und ins Kloster gehen wolle; sie flehte ihren Vater aber an, er möge seine Sünden bereuen und von seinem gottlosen Treiben ablassen, vielleicht daß Gott ihm gnädig sein werde. Der Ritter aber ließ sie mit bösen Worten an und verspottete sie bitter ob ihres Entschlusses und erklärte, um das Heil seiner Seele werde er sich selbst kümmern, spielen wolle und müsse er, bis er in die Grube fahre; wer ihm komme, um mit ihm zu spielen, sei ihm recht, und wenn's der böse Feind selbst sei.

Kaum hatte Themo diese Worte gesprochen und seine Tochter ihn verlassen, da trat ein langer hagerer Mann in einem feuerfarbenen Mantel zur Tür herein und antwortete auf Themos Frage, was er wolle, kurz: „Mit dir spielen!“ Dann schlug er seinen weiten Mantel auseinander und zeigte

ihm ein gewichtiges Säcklein, das er auf den Tisch ausleerte. Zwar war Themo erst über den schauerlichen Ton des Fremden etwas bestürzt, als er aber das viele glänzende Gold sah, vergaß er alle Furcht und konnte es nicht erwarten, es in seinen Besitz zu bringen. Er holte also schnell seine Würfel herbei und nahm dem Fremden gegenüber Platz. Bald rollten diese hin und her und wie gewöhnlich glücklich für ihren Besitzer.

So spielten sie denn bis zum Abend und das Gold des Fremden wanderte fast gänzlich auf die Seite Themos. Schon frohlockte dieser laut, da sprach der Fremde mit ernstem Tone: „Warten wir das Ende ab!"

Als die Glocke neun schlug, wandte sich auf einmal das Glück; Themos falsche Würfel schienen ihre Kraft verloren zu haben, und der Fremde fing an zu gewinnen. Darüber geriet der alte Spieler so in Wut, daß er den Kopf verlor und immer hitziger und unvorsichtiger spielte, so daß er um die zehnte Stunde nicht bloß seinen bisherigen Gewinn, sondern auch noch viel eigenes Geld dazu verloren hatte. Gleichwohl wollte er nicht aufhören, denn er dachte, das Glück werde sich doch wieder zu seinen Gunsten erklären. Er schleppte also einen schweren Geldsack nach dem andern herbei und verdoppelte die Einsätze; allein alles war umsonst, kein Wurf gelang ihm mehr, und als die Glocke der nahen Domkirche die zwölfte Stunde rief, da hatte der letzte Wurf sein Haus und Hof zum Eigentum des Fremden gemacht.

Nun fragte jener mit kaltem Hohne: „Wollt Ihr noch weiter spielen, Ritter Themo?" „Ich nenne nichts mehr mein, um was soll ich spielen?" war die Antwort. — „Um Eure Seele," versetzte der Fremde. „Ich setze dagegen all mein Geld und alles, was ich von Euch gewonnen habe."

Da starrte ihn Themo zitternd an, sein Haar sträubte sich, und er wußte, daß sein Mitspieler der Satan war. Gleichwohl hoffte er, daß ihm das Glück wieder lächeln könne. Er griff also in Verzweiflung nach den Würfeln, schüttelte sie in der Hand und warf, und siehe, es fielen drei Sechsen. Nun sah er den Fremden triumphierend an und rief: „Nun wirf

mehr, wenn du kannst!" Dieser verzog das Gesicht spöttisch, nahm die Würfel und warf drei Sieben. Themo sah es und taumelte mit einem gräßlichen Fluche zur Erde, der Schaum trat ihm vor den Mund, seine Augen verdrehten sich, und seine Glieder zuckten krampfhaft. Der Unbekannte aber, aus dessen Zügen jetzt die ganze Hölle leuchtete, beugte sich über ihn, packte ihn mit gewaltiger Kraft, schlug die langen Nägel in Themos Fleisch, und dann fuhr er mit ihm, den er wie ein Wickelkind in den langen Armen hielt, durch die Decke des Saales oben zum Dache hinaus und durch alle Lüfte davon. Die Ziegel des zerschmetterten Daches fand man am andern Tage mit Hirn und Blut bespritzt, Themos Leichnam aber ward nirgends gefunden.

Themos Weib starb bald darauf vor Gram, und nicht lange Zeit später folgte ihr ihre Tochter, die, wie sie gelobt, ins Kloster gegangen war. Die guten Soester aber, denen es klar war, daß der Fremde niemand anders als der böse Feind gewesen sein könne, nahmen sich das Ende des alten Spielers sehr zu Herzen, und noch lange Zeit nachher fand man keine Spieler mehr in der Stadt.

Die Mutter Gottes in Soest.

In der guten Stadt Soest war einmal ein Bürgermeister, der hieß van Schüren. Er war ein sehr alter Mann und schon so schwach und gebrechlich, daß er kaum mehr gehen konnte. Diesem ist einmal im Schlafe eine Stimme vorgekommen, die also geredet hat: „Steh auf und nimm unserer Lieben Frauen Bild von der Wiesen und trag es zu den Schwestern im Paradiese*, daß man mir dort Messen und feierliche Gesänge singe. Und darnach trag das Bild wieder nach Soest in unserer Lieben Frauen Münster von der Wiesen und stell es dort an seine gewöhnliche Stelle!" Bald nachher ist dem alten Bürgermeister dieselbe Stimme zum zweiten Male vorgekommen, worüber er sich sehr erschreckt hat. Er hat also seinen Beichtvater um Rat gefragt, wie er sich mit diesen

* Ehemaliges Nonnenkloster in der Nähe von Soest.

Dingen verhalten sollte. Der sagte ihm, er sollte sich, ehe er zu Bett ginge, dreimal mit Weihwasser segnen, wäre es dann etwas Gutes, so würde er sich wohl weiter melden. Als er dies genau befolgt und sich darauf schlafen gelegt, kam es zum dritten Male und weckte ihn hastig aus dem Schlafe. Als er die Augen aufschlug, fand er's vor sich so hell wie Sonnenschein und sah das Bild unserer Lieben Frau deutlich vor sich stehen. Es redete ihn an: „Hatte ich dir nicht gesagt, du solltest mein Bild aus dem Münster von der Wiesen nehmen und es zu den frommen Schwestern im Paradiese tragen, damit mir dort eine Messe gesungen würde, und dann solltest du das Bild wieder zurücktragen nach Soest in die Kirche von der Wiesen auf seine alte Stelle?" Er antwortete: „Ich armer, gebrechlicher Mensch, wie soll ich das heilige Bild tragen, wie in finsterer Nacht den Weg finden?" „Du sollst", erwiderte die Stimme, „das Bild nehmen und aus Sankt Walburgis Pforten mit ihm gehen. Da wirst du einen weißen Hund finden, der dir den Weg zeigen soll." — Als er nun mit dem Bilde vor das Tor an die Steinbrüche kam, fand er dort einen ihm ganz unbekannten, mit Dornen dicht verwachsenen Weg. Wohl grauete es ihm, die wilde Straße zu wandern, doch nahm er sich ein Herz und folgte dem weißen Hunde ganz den Weg zu Ende, ohne daß ihm irgend ein Leid geschehen wäre. Als er vor das Paradies kam, verließ ihn der Hund, worüber er sehr traurig ward; denn er wußte nicht, wer ihn nun auf dem Heimwege vor Unfall schützen würde. Als nun die Messen und die Loblieder gesungen und beendigt waren, fand der Bürgermeister den Hund wieder vor dem Paradiese, an dem Orte, wo jetzt das Heiligenhäuschen steht. Das Tier leitete ihn sofort bis wieder an St. Walburgis Pforten, wo er es gefunden hatte. Dort sprach die Stimme: „Eine solche Prozession soll alle Jahre einmal geschehen, den nächsten Sonntag nach unserer Lieben Frauen Geburt."

Als dieser Bürgermeister nun bald nachher starb, hatte man der Sache wenig acht, so daß die Prozession nach und noch ganz unterblieb. Da erhob sich aber in Soest eine große Pest, bis man wieder anfing, die Prozession auf eine würdige Art

zu begehen. Darauf hielt die Seuche sogleich inne. Und so ist es fortan geblieben, bis endlich das Bild, als die Lutherischen nach Soest kamen, nach Werl gebracht wurde, wo es noch heute zu sehen ist.

Der Schatz von Soest.

Bei Soest liegt in einem verfallenen Gewölbe ein Schatz, wahrscheinlich von Wittekind herstammend, der von einem großen, schwarzen Hunde bewacht wird. Der Hund liegt auf der Eisentruhe, die den Schatz birgt, und neben der Truhe sitzt eine Jungfrau, die zugleich mit dem Schatze erlöst werden soll. Wenn ein Edelmann naht und mit feurigem Schlüssel die Truhe erschließt, ist das Erlösungswerk vollbracht. So viele Abenteurer sich aber auch bis heute ermannten und zu dem Versuche aufmachten, sie wurden alle von dem zottigen Ungeheuer verscheucht, das ihnen in vernehmbaren Tönen nachbrüllte. Niemand kann den Schatz heben, der Weibermilch getrunken hat. Vor geraumer Zeit hütete ein Mädchen seine Ziegen vor den alten Trümmern, und da einige Tiere der Herde in das Gemäuer geklettert waren, versuchte das Mädchen ihnen nachzudringen. Es gelang ihm vollkommen. In dem Mauerumfange trat, zu seiner Befremdung, ihm eine hohe und schöne Jungfrau entgegen und fragte, was es hier suche? Das Mädchen erwiderte, daß es den Ziegen nachgeklettert sei und sie aus dem Gemäuer zurückholen wolle. Die Jungfrau erlaubte ihm, die Ziegen zurückzutreiben, und hielt ihm dann freundlich ein Körbchen mit Kirschen dar, forderte es auf, einige davon zu nehmen. Das Mädchen machte von dieser Erlaubnis Gebrauch, griff in das Körbchen und nahm bescheiden eine Hand voll. Die Jungfrau gebot ihm darauf, sich zu entfernen, nie wiederzukommen und auf dem Rückwege sich nicht umzuschauen. Das Mädchen verneigte sich tief und tat wie ihm geheißen. Es kam ohne sonderliche Anstrengung, die verlorenen Ziegen vor sich treibend, auf der Weide bei seiner Herde an. Dort wollte es die geschenkten

Kirschen genauer betrachten, bemerkte aber zu seiner Verwunderung, daß es statt des saftigen Obstes sieben glänzende Goldstücke in der Hand hatte.

Die Schlacht am Birkenbaum.

Auf der Grenze zwischen dem Herzogtum Westfalen und der Grafschaft Mark, dicht an dem alten Hellweg stand bis zum Jahre 1815 ein Jahrhunderte alter knorriger Stamm, der den Mittelpunkt einer der ältesten und merkwürdigsten Sagen bildet, die wir in deutschen Landen kennen, nämlich von der Schlacht am Birkenbaum. Schon der Mainzer Chronist Eberhard Windecke berichtet vom Jahre 1431, man habe „zu westvoln in den lüften geharneste Lut riten" sehen, über hundert Jahre später erzählt der Chronist von Lünen voller Entsetzen ein ähnliches „up Nie Jahrsavent" geschautes Gesicht, wo man erblickte „wie dat Unna in einen lechten vüre standt und brennte averst unverbrandt". 1701 erschien dann zu Köln am Rhein in lateinischer Sprache eine Prophezeiung von einem „durch Gesichte erleuchteten" Verkünder über den Kampf des Südens mit dem Norden in der Nähe von Budberg. „Drei Tage werden sie kämpfen; bedeckt mit Wunden werden sie sich noch gegenseitig zerfleischen und bis an die Knöchel im Blute waten. Die bärtigen Völker des Siebengestirns werden endlich siegen und ihre Feinde werden fliehen, am Ufer des Flusses sich niedersetzen und mit äußerster Verzweiflung kämpfen, dort aber wird jener (der bärtigen Völker des Nordens) Macht vernichtet, ihre Kraft gebrochen, so daß kaum einige übrig bleiben, um diese unerhörte Niederlage zu verkünden". Soweit der ungenannte Prophet. Die Volksüberlieferung hat die große Zukunftsschlacht am Birkenbaum bis in die kleinsten Einzelheiten ausgemalt: „Die Schlüsselblumen", heißt es, „blühen in jenem Jahre sehr früh, und die Kühe gehen schon im April bis an die Knie im Grase. Die ersten Soldaten, die kommen, tragen Kirschenblüten auf den Hüten. Der Roggen wird vor der Schlacht am Birkenbaum erst eingefahren, der Hafer aber nicht. Die Soldatenpferde fressen von den Hafer-

garben im Felde. Wenn die Büdericher auf Krautweih aus dem Hochamt kommen, steht rings um die Kirche alles voll von Soldaten. Bei Stockum werden die Leute gerade am Wege arbeiten, wenn die Völker, die vom Rheine nach der Haar ziehen, daher kommen, und es werden so viele Weißröcke sein, daß sie eilig fliehen müssen. Die Bürger des Städtchens Grevenstein werden fliehen, ein Mädchen mit rotem Rocke, das zuletzt über den Bach läuft, wird erschossen. Die Bewohner des Hellwegs müssen sich über die Ruhr flüchten; wer nur einen Fuß im Fluß hat, wird gerettet. „Der große Fürst von Mittag", der Lenker der Schlacht, trägt ein weißes Kleid mit goldenem Kreuz auf der Brust und reitet einen Schimmel. Sein rechter Fuß ist lahm. Die Schlacht aber wird drei Tage dauern und so blutig sein, daß in Werl drei Fuß hoch das Blut stehen wird. Das Land wird leer von Menschen, das Vieh sehr selten sein; wer noch eine Kuh hat, bindet sie an eine goldene Kette.

Der Mann mit dem eisernen Halsbande.

Zwischen Hamm und Lippstadt, im Kirchspiel Uentrop, stand das Schloß Horne, auf dem im 15. Jahrhundert die Herren von Haren hausten. Goddert von Haren war ein reicher, mächtiger Ritter und hatte viele Helfer, so daß er es sogar wagen durfte, den Bischof von Münster zu befehden. Den merkwürdigsten Krieg aber führte er gegen Lambrecht von Oer, Herrn zu Kakesbeck im Stifte Münster. Letzterer hatte mit Hermann von Aschenberg um den Ankauf eines Gutes verhandelt und den Prozeß gewonnen. Goddert von Haren aber, der des Aschenbergs Tochter geheiratet, begann den Rechtshandel mit Lambert von Oer aufs neue. Er sandte dem Kakesbecker einen Fehdebrief und zog gegen ihn, führte ihm Viehherden und Leute davon und tat großen Schaden mit Raub und Zerstörung. Herr Lambrecht von Oer und sein Bruder Bernhard vermochten dem Raufbolde Haren nicht zu widerstehen, sie flüchteten zum Bischofe von Münster und baten ihn um Schutz. Doch Goddert von Haren schlug

auch des Bischofs Reisige aus dem Felde. Da verband sich der Bischof mit dem Herzoge von Cleve, Godderts Landesherrn, und dem Erzbischofe von Köln, dem Handel ein Ende zu machen. Weil nun Goddert gegen diese mächtigen Herren nicht ankämpfen konnte, so wollte er doch dem Feinde noch eins versetzen.

Er hatte von einem kunstreichen Schmiede zu Nürnberg ein wundersames, eisernes Halsband fertigen lassen. Dies war achteckig, einen Zoll dick, eine Hand breit und von so hartem Stahle, daß die besten Feilen darüber hinwegglitten. Es war innen hohl, und dort waren mit Zacken versehene Stahlfedern so angebracht, daß das Band, wenn es zusammengedrückt wurde, nicht mehr geöffnet zu werden vermochte. Diese Enden, worin die Federn steckten, und das Gelenke des Bandes waren alsowohl gefügt, daß man keine Ritze entdecken konnte, wenn es geschlossen war, und daß es alsdann ein gegossener Ring zu sein schien. Dazu war die Oberfläche der inneren Seite mit kurzen, eisernen Stacheln versehen, und der Reif kaum so weit, daß er den Hals eines Mannes umfaßte.

Mit diesem Halsbande lauerte Herr Goddert von Haren seinem Widersacher auf, als dieser nach Lüdinghausen in die Christnacht fahren wollte. Das Geleite wurde versprengt und Lambert von Oer aus dem Wagen gerissen. Unter Mißhandlungen und Spottreden legte ihm Goddert das Halsband an mit dem Bemerken, daß er nun nach Padberg reiten dürfe, um den Schlüssel zu dieser Fessel zu finden, die einem so knechtischen Manne gezieme. Den Namen Padberg aber nannte er ihm zum Spott, weil er ihm dort in neulicher Fehde den Helmkragen zerschmettert hatte, und nur die Schnelligkeit des Rosses ihn vor Gefangenschaft gerettet hatte.

Als Goddert seinen Feind also eingeschnürt hatte, schor er ihm eine Glatze, setzte ihn dann wieder in den Wagen und ritt behend davon.

Dem von Oer aber war übel zu Mute. Die Stacheln des Halsbandes quälten ihn, und jemehr er die feindliche Bescherung untersuchte, desto lauter wurde sein Jammer.

Statt zur Christnacht fuhr er zum Waffenschmied, aber der gab ihm schlechten Trost. Er ritt in der Gegend herum nach allen Werkstätten. Niemand vermochte ihn von dem Geschmeide zu befreien, und da mußte er es mitnehmen nach Kaksbeck. Als ihn dort seine Frau einreiten sah und bekümmert ihn fragte, wo er so lange geblieben, da rief er: „Der alte Wolf hat auch einmal ein Halseisen gefangen und bringt die Beute nach Hause."

Der zackige Reifen trotzte der Kunst aller Schmiedemeister, die im Lande umher befragt wurden. Man bemerkte weder Schloß noch Fuge, und die Feilen glitten darüber hin wie ein Kienspan. Herr Lambert wurde von vielen Neugierigen begafft und je länger, desto unwilliger trug er den Halsschmuck. Der Spott seiner Feinde tat ihm noch weher wie die Stacheln, die ihm bei jedem Atemzuge bemerkbar wurden. Fast drei Jahre war seine Kehle also eingeschnürt, und der Tod war ihm lieber, als dies länger zu tragen. Da fand sich ein Schmied zu Münster, Thiele Schwoll auf der Hörster Straße, mit Namen, der hatte den bösen Reifen aufs beste untersucht und vermeinte, daß ein starker Schlag den überharten Stahl unfehlbar sprengen würde, wenn Herr Lambert seinen Hals wagen wollte. Der Langgequälte unterzog sich dem Versuche. Nachdem er gleich einem Sterbenden sein zeitliches und ewiges Heil geordnet, legte er sein Haupt auf den Amboß, der Schmied tat mit schwerem Hammer einen kräftigen Schlag, und Gott fügte es zum Heile. Das Halsband zersprang in zwei Stücke, und Lambert von Oer wurde von schmählicher Fessel befreit, ohne Schaden zu leiden.

Vor noch nicht vielen Jahren aber waren beide Stücke des Halsbandes auf dem Rittersitze Kaksberg zu sehen.

Doch Goddert von Haren war ein viel hartnäckiger Quäler als das eherne Stachelband. Er fuhr fort, gegen die Brüder Lambert und Bernhard von Oer Partei zu nehmen, zu wegelagern, zu rauben und zu brennen. Dem Ritter Jobst von Mecheln zu Landfurt tat er großen Schaden und lag mit seinem Schwager Kaspar Walraben zum Grünberg in Fehde. Dieser hatte Godderts Schwester Margarete im Jahre 1481

geehelicht und große Mitgift erhalten. Diese mißgönnte ihm Goddert, forderte sie aber vergeblich zurück. Darauf zog er mit großem Gewalthaufen vor Friedhof und brannte dies Schloß seines Schwagers in den Grund. Dann kam er vor Grünberg und begann ein gleiches zu tun. Dort aber schrieen Margareta von Grünberg, seine Schwester, und seine Mutter, eine geborene von Hochberg, die im Hause waren, ihn um Schonung an. Aus dem Fenster der Burg zeigte die Mutter ihm ihre Brüste und rief, er solle bedenken, daß er diese gesogen, und solle nicht also wüten gegen sie mit Feuer und Schwert! Doch Goddert forderte sie auf, aus der Burg herauszugehen, so würde ihr bei der Zerstörung nichts widerfahren, aber das Schloß müsse brennen ohne Gnade. — Also schaltete Goddert von Haren lange Zeit im Lande, und alles rief um Acht und Bann über den Räuber und Friedbrecher, jedoch niemand war, der ihm sein Handwerk legte. Alle seine Feinde unterlagen und waren gezwungen, ihnen nachteilige Sühne mit ihm zu suchen. In ziemlich hohem Alter starb er im Jahre 1534 und wurde in der Kirche zu Hamm begraben.

Der eiserne Stuhl an der krausen Linde bei Hamm.

Unter den Landleuten bei Hamm geht die Sage, daß auf der Hohenburg, einer künstlichen Erdaufschüttung bei Heringen, vor uralten Zeiten ein Ritter gewohnt habe, der, als es ihm dort nicht mehr gefallen habe, nach der krausen Linde, einem großen, alten Baume gezogen sei, der an der Einmündung der Ahse in die Lippe noch heutigen Tages steht. Dort soll nun der Ritter gehaust und sich besonders darin gefallen haben, daß er gerne auf einem hohen eisernen Stuhle in der Lippe gesessen hat. Altertumsforscher suchen an dieser Stelle, wo in der Nähe vor der Gründung Hamms das märkische Schloß Nienbrügge gelegen, die römische Festung Aliso, die dort, von Wasser umgeben, sehr fest und dabei zweckmäßig angelegt war, weil die Lippe bis hierher schiffbar ist.

Die beiden heiligen Ewalde.

Noch vor der Zeit, in der Winfried sein Bekehrungswerk anfing, war Willibrord, ein Angelsachse, über das Meer gekommen, um den Sachsen und Friesen das Evangelium zu verkünden. Zwölf Gefährten zogen mit ihm. Unter ihnen war Suitbertus, der Apostel des Bergischen Landes, der in Kaiserswerth wirkte und lehrte; aber auch die beiden Ewalde gehörten zu diesen Streitern Christi. Willibrord selbst gründete in Utrecht ein Kloster und setzte von hier aus sein Bekehrungswerk fort, nachdem Pipin von Heristal, Haushofmeister der Frankenkönige, den mächtigen friesischen Herzog Radbod unterworfen hatte.

Alle diese Glaubensboten hatten einen schweren Stand. Denn die Sachsen sprachen untereinander: „Lasset uns den Männern nicht trauen, die uns den Gott der Franken bringen wollen; er macht uns zu ihren Knechten!“ Ähnliches redeten die Friesen, die da frei sein wollten, so lange die Winde aus den Wolken wehen und die Welt stehen und das Meer brausen wird.

Die beiden Ewalde hatten sich vorgenommen, ins Herz des Westfalenlandes einzudringen. Einer der beiden Brüder wurde wegen seiner hellen Haare der weiße Ewald genannt; der andere hieß der schwarze. Fromm und glaubensfreudig waren beide, aber der schwarze war am meisten im Evangelium bewandert. Sie kamen nach Köln und wurden von den Franken freundlich willkommen geheißen. Nun wohnte in der Gegend am Ardey, nicht weit von Dortmund, ein Kriegshauptmann der Sachsen, der ein Freund der Franken war. Zu ihm sollten die beiden gehen, dort würden sie gute Aufnahme finden. Da fuhren sie den Rhein hinunter bis dahin, wo die Ruhr in den Strom fällt. Hier stiegen sie aus und wanderten nun landeinwärts, dem Hellwege zu. So kamen sie zu einer heißen Sommerszeit in einen Flecken, genannt Laer, gelegen im Stifte Münster, nicht weit von Burgsteinfurt, verrichteten hier ihre Gebete und segneten und belehrten das Volk. Als nun die Sonnenhitze



sehr groß, und die Gegend wasserleer war, die durstigen Heiden aber vergebens ihre Götter um Wasser anflehten, da traten die frommen Brüder mit dem Bilde des gekreuzigten Heilandes in der Hand auf einen Felsen, beteten und segneten ihn, und siehe, da sprang aus dem harten Steine eine frische, klare Wasserquelle unter ihren Fußstapfen hervor und labte das ganze Volk. Erstaunend erkannte nun der Drost des Landes die Kraft und Heiligkeit der Fremdlinge. Willig räumte er ihnen einen Acker ein, und alle Heiden der Umgegend ließen sich taufen in dem Wasser der wunderbar entstandenen Quelle.

In Laer aber heißt noch jetzt der Acker, den sie besaßen, der Heiligenkamp, auch Heiligenwiese, und dort ist zur Ehre ihres Namens eine Kapelle erbaut worden, die die älteste in Westfalen sein soll. Häufig sollen Bauern, die die Wiese gegen die Anordnung der Heiligen und zum Nachteile der armen Gemeinde umzupflügen versuchten, von Gott heimgesucht sein. Einer, der hier den Pflug zu führen kaum begonnen hatte, wäre beinahe vom Blitz erschlagen worden; er floh, als seine Pferde getroffen hinfielen. Ein anderer, der dasselbe beabsichtigte, sah die drei Furchen, die er gezogen, mit Blut gefüllt. Als noch ein anderer zu pflügen anfing, brach das Eisen, das die Scholle aufreißt, entzwei, und murrend zog er von dannen.

Als das Wort des Herrn in dem Herzen des Volkes damals aber Wurzel gefaßt hatte, schenkten die heiligen Brüder ihren Acker den Armen und zogen weiter in das Land.

Nach wenigen Tagen waren sie in dem Dorfe Aplerbeck, an dem Flüßchen Emscher. In der Nähe erhoben sich die Höhen des Ardey, auf denen der Hof des sächsischen Grafen liegen sollte. Die Ewalde gingen zu dem Schulzen des Dorfes und baten ihn, er möge sie zu dem Grafen führen, sie hätten eine Botschaft an ihn. Der nahm auch die Fremdlinge auf und versprach ihnen, daß er sie zu seinem Herrn geleiten wolle, aber am dritten Tage hatte er sein Wort immer noch nicht gehalten.

Unterdessen saßen die Ewalde nicht still. Sie waren mitten unter den Heiden. Sie wollten deshalb den Leuten auch

von dem Heilande erzählen und wie sie den weiten Weg herübergekommen wären, um ihnen seine Lehre zu verkündigen, und wie alle Götter, an die sie bisher glaubten, tot wären und nicht helfen könnten. Auch sangen sie ihre Psalmen und verrichteten ihre Gebete offen und frei, so daß es jedermann hören und sehen konnte.

Aber es gefiel den Sachsen nicht, daß sie von ihren Göttern lassen sollten; sie waren ihnen treu und wollten ihnen auch treu bleiben. „Kommen die Fremdlinge zu unserm Grafen," sprachen sie untereinander, „so müssen wir auch den neuen Glauben annehmen." Und so griffen sie zu den Schwertern und fielen heimlich und plötzlich über die Glaubensboten her. An den weißen Ewald machten sie sich zuerst und brachten ihn mit dem Schwert durch einen Schlag ums Leben. Sein Bruder war noch mehr gehaßt, weil er noch eifriger gesprochen und gesungen hatte, als jener. An ihm ließen sie ihre wütende Furcht vollends aus und schlugen und warfen ihn zu Tode. Beide starben voll freudigen Mutes, denn sie glaubten dem Worte des Herrn: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!" Nur ihr Reisegefährte Tilmann konnte den Händen der Mörder entrinnen. Er hat auch später die entsetzliche Tat ausführlich erzählt.

Aber der Schrecken Gottes fiel auf die Mörder. Sie wagten es nicht einmal, die Leichen im Walde zu verscharren; vielmehr suchten sie sie so weit als möglich fortzuschaffen. So nahmen sie denn die Erschlagenen und schleppten sie nach der Emscher, legten sie in einen Kahn und fuhren dem Rheine zu und warfen die Leichen ins Wasser. Als aber der Graf die Nachricht von dem Tode der beiden Glaubensboten erhielt, ließ er die Mörder hinrichten und ihre Hütten durch Feuer zerstören. —

Die Stätte, an der die Untat vollbracht wurde, heißt bis auf den heutigen Tag Grüggelsiepen. Das niederdeutsche Wort „grüggeln" ist mit „fürchten" gleichbedeutend, und ein „Siepen" ist eine von einem Wasser durchflossene enge Talmulde. Der Hof, dem die Mörder entstammten, wurde später Mördmannshof genannt. Die Sage will wissen, daß einer

der Ewalde vor seinem Tode einen Fluch über ihn ausgesprochen habe. So wird es erklärt, daß der Mördmannshof seit undenklichen Zeiten niemals vom Vater auf den Sohn gekommen sein soll. Entweder wurde den Eltern keine Söhne geschenkt oder sie starben schon vor ihnen dahin.

Der Leichnam des heiligen Reinoldus.

Die Dortmunder hatten von Köln einen heiligen Leichnam erbeten, um über ihm eine Kirche zu erbauen. Um diese Zeit war in Köln von neidischen Steinmetzen der heilige Reinoldus erschlagen und im Rhein versenkt worden. Der alte Kriegsheld war nämlich unerkannt Steinmetz geworden und hatte den Neid seiner Genossen in dem Grade geweckt, daß sie ihm das Leben nahmen. Zeichen und Wunder führten zur Entdeckung des heiligen Leichnams und des Standes, den Reinoldus bei Lebzeiten eingenommen hatte. Die Kölner beschlossen nun, den Dortmundern den Heiligen zu schenken. Die Dortmunder sandten deshalb einen mit zwei Rossen bespannten Wagen nach Köln, auf den die heilige Leiche alsbald geladen wurde. Auf den Ruf des Fuhrmanns zogen die Pferde frisch an, vermochten aber den Wagen nicht von der Stelle zu bewegen. Auf den Rat der Umstehenden spannte man nun noch zwei frische Gäule vor und trieb diese mit gewaltigem Peitschenknalle an, aber vergebens. Sechs Pferde vermochten ebensowenig den Wagen zu rühren. Als man nun sogar acht Rosse vorgespannt und angetrieben hatte, ohne daß ein Rad sich bewegen wollte, wurden die Dortmunder traurig und glaubten, daß ihnen der heilige Leichnam vom Himmel nicht beschieden sei und daß er in kölnischer Erde ruhen solle. Als sie nun noch dastanden, die Köpfe hängen ließen und keinen Rat wußten, siehe, da kam eine alte Frau des Weges und sah das vergebliche Bemühen und riet den Leuten, den ganzen Troß der Pferde auszuschirren, dafür nur zwei Kühe einzuspannen. Man wollte kein Mittel unversucht lassen, holte in der Nähe von einem Bauernhofe zwei milchweiße

Kühe. Diese spannte man vor den Wagen, und alsbald bewegte er sich vorwärts. Die Kühe zogen dann ohne sonderliche Mühe den Wagen durchs Gebirge bis nach Dortmund.

Der hartherzige Bäcker zu Dortmund.

Vor vielen Jahren lebte zu Dortmund ein reicher Bäcker. Er versäumte zwar keinen Gottesdienst und schien in der Kirche immer recht andächtig zu sein; aber dabei blieb sein Herz doch hart wie Stein. Durch Wucher und Kornaufkaufen hatte er einen großen Reichtum erworben, den er in vielen großen Geldsäcken in seinem Keller verborgen hielt. Armen gab er nie etwas, als höchstens ein Stückchen halbverschimmeltes Brot, und seine einzige Schwester, die Witwe eines armen Leinewebers, ließ er samt ihren Kindern hungern und darben.

Da entstand einmal eine schlimme Pest, und nach ihr kam eine große Teuerung in ganz Westfalen, so daß die Armen das Korn nicht mehr bezahlen konnten und das ganze Land voll von Bettelleuten war. Bei dem Bäcker aber war keine Not. Er backte sein Brot immer kleiner und ließ es sich immer teurer bezahlen, und seine Scheunen und Böden waren voll Getreide bis zum Dach. Aber er schlug es darum doch nicht los; denn er hoffte, daß die Kornpreise bis zum Winter noch auf das Doppelte steigen würden.

Einst lag er um die Mittagszeit auf seinem Bette, um von der Morgenarbeit etwas auszuruhen. Da wurde leise an die Tür geklopft. Er rief: „Herein!" und siehe, vor ihm stand, in Lumpen gehüllt, ein elendes, mageres Weib und bat um eine Gabe. Es war seine Schwester, die er aber nicht erkannte, so hatte sie sich verändert. Da er nun glaubte, es sei ein gewöhnliches Bettelweib, so hetzte er in der Wut über diese Störung seiner Mittagsruhe seinen großen Hund auf sie, der unter dem Bette lag. Das Weib aber rief ihn nun mit flehender Stimme bei seinem Taufnamen. Weinend erzählte sie ihm, daß sie alle ihre Kinder durch die Pest verloren habe, und bat ihn, sie doch nicht von sich zu stoßen, sondern ihr eine Ruhestätte in seinem Hause zu gönnen und sie vor dem Hunger-





tode zu schützen. Da erwiderte der böse Bruder mürrisch: „Gut, ein Plätzchen in meinem Hause sollst du haben, aber ich weiß nicht, ob es dir passen wird, und Nahrung sollst du auch haben." Damit führte er sie auf den Hof und deutete auf eine große, leerstehende Hundehütte, zog ein Stück Weizenbrot aus der Tasche und reichte es ihr. Die arme Verhungerte griff gierig danach und biß hinein, aber das Brot war so hart, daß die Zähne eines großen Hundes dazu gehörten, um es zu zermalmen. Nach wenigen Augenblicken sah sie sich genötigt, es wegzuwerfen. Sie stürzte vor Schwäche zu Boden, aber ihr harter Bruder ließ sie unbekümmert liegen, und wahrscheinlich wäre sie auf der Stelle gestorben, wenn sich nicht eine alte Magd ihrer angenommen hätte. Diese flößte der Ohnmächtigen etwas kräftiges Bier ein, und als sie darauf wieder zu sich kam, steckte sie ihr auch einige Bissen genießbaren Brotes in den Mund. So gewann die arme Frau wieder so viel Kräfte, daß sie nach ihrer Hütte zurückschleichen konnte. Hier sank sie auf ihr elendes Strohlager und betete inbrünstig zu Gott, er möge sie doch von ihrem Leiden erlösen. Und Gott erhörte sie; denn sie schloß ihre Augen, um nie wieder aufzuwachen.

Am andern Tage entstand in Dortmund ein Aufruhr. Das Volk litt allzugroße Not und begann deshalb die Häuser derer zu stürmen und zu plündern, die noch immer im Überfluß schwelgten. Auch auf des reichen Bäckers Haus stürmte der Pöbel los; man drohte es zu plündern und ihn selbst totzuschlagen. Der Bäcker hatte bei dem ersten Aufruhrschrei sogleich Türen und Fenster verrammelt, er selbst aber flüchtete sich in den festen Keller seines Hauses, wo seine Schätze lagen und der ihm einige Sicherheit gewähren konnte, da er nicht leicht zu finden war. In aller Eile hatte er einen Sack voll kleiner Brote und einen Krug voll Wasser mitgenommen. So glaubte er es einige Tage aushalten zu können, ohne Mangel zu leiden, bis die Ruhe wiederhergestellt sei. Kaum hatte er aber die eiserne, mit schweren Riegeln versehene Tür hinter sich geschlossen, so hörte er, wie das Volk die Tür seines Hauses sprengte, hineinstürmte und alles zerschlug. Er hatte sich auf seine Geldsäcke gesetzt und wartete so von Stunde zu

Stunde, bis es wieder ruhig werden würde. Die Angst ließ ihn den Hunger vergessen.

Als aber der Morgen anbrach, da verlangte die Natur ihr Recht. Er wurde hungrig, griff in den Sack, worin die Brote waren, zog eins heraus und wollte hineinbeißen. Aber wehe! Es war durch ein Wunder zu Stein geworden, und große Blutstropfen hingen wie Schweißperlen daran. Schaudernd warf er es von sich und ergriff ein zweites Brötchen, allein auch dieses war verwandelt wie das erste. Er versuchte es mit einem dritten, einem vierten, immer dasselbe! Sie waren alle zu Stein geworden. Da ließ er den Sack fallen und nahm den Wasserkrug zur Hand; er wollte wenigstens seinen Durst löschen. Entsetzlich! Das Wasser war zu Blut geworden! Da fielen ihm alle seine Sünden ein, die er sein Lebtag gegen andere Menschen begangen hatte. Er fiel auf die Knie nieder und betete und versprach, er wolle bereuen und für die kommenden Tage ein besserer Mensch werden, ein Wohltäter und Vater der Armen sein. Als er aber wieder in den Sack griff und abermals dieselben schrecklichen Wunderzeichen fand, da faßte ihn die Verzweiflung. Er wollte seinem Leben selbst ein Ende machen und seinen Kopf an den harten Steinwänden zerschmettern. Allein nach dem ersten Versuche stürzte er betäubt zu Boden. Viele Stunden lag er so, bis er endlich wieder erwachte. Da begannen abermals Hunger und Durst ihn aufs grimmigste zu plagen, aber den Keller wagte er nicht zu verlassen; denn im Hause vernahm er noch immer das Geschrei des wütenden Volkes, das ihm nach dem Leben trachtete. Inmitten seiner Geldsäcke gab er am Abend des andern Tages unter großen Qualen seinen Geist auf.

Als nach einigen Tagen die Ruhe wiederhergestellt war und ihm seine alte Magd diese gute Nachricht bringen wollte, aber keine Antwort erhielt, da ließ man die Kellertür mit Gewalt aufbrechen und fand den Geizhals mit entstellten Zügen auf seinen Geldsäcken liegen. Das Brot aber war hart wie Stein und voll Blutstropfen und der Wasserkrug mit Blut gefüllt. Da der Bäcker keine Erben hinterließ, so fiel sein Reichtum an die Stadtkasse.

Das Totengericht.

Tritt auf den Friedhof still und klein,
Da find'st du einen Leichenstein
Von grünem Moos umwuchert gar,
Ihn wusch der Regen Jahr um Jahr;
Doch, so du forschest, ist zu schau'n
Ein Rittersmann drauf ausgehau'n,
Hält in der Hand ein langes Schwert
Und liegt — dem Osten abgekehrt!
Des Bildners Hand grub auf den Stein
Also am Rand die Inschrift ein:
„Am 12. Märzen in diesem Jahr
Eintausendfünfhundertundsechzig zwar
Verschied und liegt hier wie bekannt
Didrich Fridach, der Junge genannt."
Und männiglich dort kennt den Grund,
Warum der Junker bis zur Stund'
Dem Orient liegt abgekehrt,
Von wo das Licht uns ward beschert.

Zu Heringen haust' er auf dem Schloß,
Saß wenig daheim, saß viel zu Roß,
War zwar der Kirch' in Derne Patron,
Doch nimmer der Kirch' ein guter Sohn.
Gleichwohl verlangte des Pfarrers Pflicht,
Den Dienst des Herrn zu beginnen nicht,
Bis daß der Patron zur Kirch' trat ein
Oder Botschaft sandt': man harre nicht sein.
Gar selten aber sorgete der,
Daß er im Dienste des Herren wär',
Schlief meist, nach Stegreifritt und Gelag,
Mitten hinein in den hellen Tag,
Vermeint' auch nimmer, es täte Not,
Daß er dem Pfaffen die Kunde entbot.
Also die Kirchleut' samt dem Pfarr'n
Mußten immer vergebens harr'n.

Wieder ein hohes Fest fiel ein,
War beisammen längst die Gemein'
Und, wie sehr man mochte verzieh'n
Weder Junker noch Knecht erschien,
Wußt' auch jeder, daß der Patron
Fort mit Reisigen gestern schon.
Meint der Pfarrer in schlichtem Sinn,
Allen dienet' es als Gewinn,
So er die Feier brächt' ans Ziel:
Ließ beginnen das Orgelspiel.

Alsbald so sprengt der Junker heran
Im trunkenen Mut mit Roß und Mann.
Und da er der Orgel Klang vernimmt
Und den frommen Sang, schwer ist er ergrimmt,
Springt rasch vom Hengst und — den Bart bestaubt, —
Das Haar zerzaust, den Helm auf dem Haupt —
Kommt er zur Kirche klirrend gerannt.
Der Pfarrer, so vor dem Altar stand,
Mit sanftem Wort ihn begrüßen wollt';
Doch Didrich Fridach der Junge grollt.
In Hast schon hat er das Schwert entblößt!
Den Pfarrer am Altar er niederstößt. —

Um solche Tat geschah's danach,
Daß er bis an den jüngsten Tag
Dem Orient liegt abgekehrt,
Von wo das Licht uns ward beschert.

Gisbert Freiherr von Vincke.

Die Stiftung des Klosters Herdecke.

Viele behaupten zwar, der Name Herdecke komme von der altdeutschen Göttin Hertha her, und bedeute soviel als Herth-Eke, d. h. Herthas-Eiche, wo der Hertha geopfert worden ist. Allein wenn auch jene Göttin in dieser Gegend besonders verehrt sein mag, so ist die Entstehung des Namens Herdecke doch anders und von der Stiftung des Klosters unzertrennlich, wie folgende Erzählung zeigen wird:

Vor vielen hundert Jahren lebte in Italien eine junge, schöne und reiche Prinzessin, namens Fredoruna, eine Nichte des großen Kaisers Karolus. Diese liebte einen vornehmen und tapferen Ritter und wurde von ihm wieder geliebt; allein der Ritter fiel im Kampfe gegen die Sarazenen. Da wurde der unglücklichen Prinzessin ihr Vaterland und die Welt verhaßt, und sie beschloß, gen Norden zu ziehen und ein Kloster zu bauen, in dem sie ihr Leben still und abgeschieden beschließen könne. Zu dem Zwecke verkaufte sie alle ihre Güter und ihre Besitzungen, lud das Geld auf Maultiere und zog nun fort aus ihrer Heimat, immer tiefer dem kalten Norden zu. Weil sie aber viel von den deutschen Eichen gehört hatte, und wie es so still und heimlich darunter sei, so entschied sie, dort ihr Kloster zu bauen, wo die Maultiere zuerst und von selbst sich unter einer Eiche lagern würden. Lange zog sie umher, und die Tiere lagerten sich nicht. Endlich aber in einer anmutigen Gegend an der Ruhr legten sie sich unter einer großen, herrlichen Eiche nieder. Da rief die Prinzessin voller Freude: Hier de Eke! d. h., hier ist die Eiche! und sie baute dort ein prächtiges Kloster für Jungfrauen, das nach ihrem Ausrufe Herdecke genannt wurde, und in dem sie lange als erste Äbtissin ein frommes, gottseliges Leben geführt hat.

Die Wittewiwerskule.

Am Tippelsberg bei Riemke liegt eine etwa zwanzig Fuß hinabgehende Vertiefung, in der ein schöner, klarer Quell entspringt. Man nennt sie die „Wittewiwerskule" und erzählt, daß hier vorzeiten die „witten Wiwer" gewohnt haben, die sich auch zuweilen haben sehen lassen.

Vor langen Jahren wohnte auf einem Hofe zu Riemke ein Bauer, dessen Frau abends am Feuer saß. Da traten plötzlich zwei witte Wiwer herein und entführten sie in ihre Höhle. Hier verboten sie ihr, jemals aus der Tür zu sehen, denn sonst würden sie ihr den Hals brechen. Das hat sie auch sieben Jahre lang geduldig ertragen, aber endlich hat sie doch, als die witten Wiwer einst abwesend waren, ihr Ver-

langen nicht länger zähmen können und hat die Tür aufgetan. Und wie sie da hinaustritt, hört sie auf einmal die Bochumer Glocken läuten und hat an dem wohlbekannten Klange sogleich gewußt, wo sie war, und so ist sie denn hinabgeeilt nach Riemke zum Hofe ihres Mannes. Der hatte aber indessen, da er seine Frau tot geglaubt, bereits eine andere gefreit, und als sie ins Haus getreten und diese gesehen, hat sie sich schweigend an den Herd gesetzt. Die Kinder jedoch haben sie sogleich erkannt und sich schmeichelnd an sie gedrängt, worauf die Stiefmutter ihnen geboten, von ihr wegzugehen, da das Bettelweib sie nichts anginge. Das hat sie nicht ertragen können und gesagt: „Wohl gehen sie mich mehr an als dich“, und gerade bei diesen Worten ist ihr Mann ins Haus getreten, hat sie freudig wiedererkannt und nun die erste neben der zweiten im Hause behalten. So hat sie denn noch einige Jahre bei ihm gelebt, hat aber nie eine andere Speise als „mörre Appel“ zu sich nehmen können.

Die weißen Jungfern am Hohenstein.

Unterhalb Volmarstein am Ufer der Ruhr liegt eine steile Felswand, der h o g e s t a i n genannt. Da lassen sich oft zwei weiße Jungfern sehen, die wandeln gewöhnlich vor Mitternacht schweigend am Ufer der Ruhr hinauf bis zum Wietkamp, gehen dann wieder hinab und verschwinden. So sah sie auch einmal ein Hirt, der am Wietkamp weidete, und wie sie so dahinwandelten, hörte er ein gewaltiges Rasseln, wie mit eisernen Ketten. Da er nun aber ein übermütiger Gesell war, nahm er eine Kuhkette hervor und rasselte damit und rief: „Dat kan ik wol bêter!“ Das bekam ihm aber übel, denn augenblicklich stürzten die weißen Jungfern auf ihn los und drehten ihm das Genick um.

Der Junker von Volmarstein.

Zum Stegreif ritten zwei Reiter aus,
Durch Busch und durch Heide da ging es im Braus:
„Jetzt stünde mir an ein keckes Gefecht,

Jetzt wäre ein fetter Fang mir recht!"
So spricht zu seinem großen Knecht
    Der Junker von Volmarstein.

Sie kamen in einen dichten Tann,
Da höhnt er: „Hier schlug ich jüngst einen Mann;
Ich tat es nicht um Geld und Gut,
Ich tat es aus Gift, ich tat es aus Wut;
Denn es mußte sehen Tod und Blut
    Der Junker von Volmarstein." —

Es graust dem Knechte. Zur Seite steht
Urplötzlich ein Bau'r. — Ob er droht, ob er fleht? —
Stumm strecket er aus die magere Hand. —
„Dich hole der Teufel, streich weiter durchs Land!"
So ruft, und die Augen sprühen Brand,
    Der Junker von Volmarstein.

„Doch halt, ein Ritter spendet reich!"
Ein Goldstück wirft er ihm hin sogleich.
Der Knecht sieht, wie durch den Hut es gleißt,
Und spricht zum Ritter: „Das ist ein Geist!"
Doch lachet und spottet keck und dreist
    Der Junker von Volmarstein.

Sie bogen in eine Heide ein:
„Soll allwärts denn hier gebettelt sein?"
Zur Seite steht dieselbe Gestalt.
Dem Knechte wird es heiß und kalt;
Doch schwingt nun die Peitsche mit Gewalt
    Der Junker von Volmarstein.

Er hauet ein auf den Bauer scharf,
Er traf, doch ohne daß er ihn warf.
Der Knecht erschaut: wie durch die Luft
Ging's durch den Leib. Er jammert und ruft,
Doch nennt ihn rauh einen feigen Schuft
    Der Junker von Volmarstein.

Jetzt ging es in einen Eichenforst,
Dem Knecht das Herz vor Furcht schier borst,
Denn siehe, dort steht derselbe Mann,
Der Mann aus der Heide, der Mann aus dem Tann:
Jetzt fühlt auch, wie ihm das Blut gerann,
Der Junker von Volmarstein.

Gleichwohl, er rüstet das Schwert zum Hieb:
„Nun treff' ich dich sicher, du Tagedieb!"
Doch geht in leere Luft der Stoß,
Der Bettler zergehet riesengroß. —
Angstvoll läßt Bügel und Zügel los
Der Junker von Volmarstein.

Aufbäumt sich das Roß in wildem Sprung,
Unhemmbar war sein mächtiger Schwung.
Es schwindet im waldigen Dämmerlicht.
„O gehe, Herr, nicht ins Gericht!"
So betet der Knecht. „Er ist ein Wicht,
Der Junker von Volmarstein!"

Sie suchten ihn nachts im Waldesraum
Und fanden ihn morgens am Eichenbaum;
Das Haupt fing auf ein Gabelast,
Das Roß floh unter ihm fort in Hast.
So büßte der schnöden Taten Last
Der Junker von Volmarstein.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Herr Reck und seine Dame.

Herr Reck, der hieß gar weit und breit
Der beste Ritter in jedem Streit;
Wohl zwischen der Weser und zwischen dem Rhein
Glich keiner dem Reck von Volmestein.

Sein Handschuh lag in jedem Turnei,
Und allzeit lag auch der Gegner dabei,
Und wem er im Ernst ihn warf zu Fuß,
Der regte fürder nicht Hand noch Fuß.

Für die er kämpfte, die nannt' er nie,
Und niemand wußte und kannte sie;
Am Helmschmuck und am Fähnlein hoch
Ein silberfarbener Schleier flog.

Männiglich sah mit Staunen an
Den so geschmückten Rittersmann;
Doch wo der Schleier ward geseh'n,
Da mocht' kein Fähnlein gegenstehn.

Sprach einst der Kaiser solchergestalt:
„Herr Reck, du bist noch nicht so alt,
Hast Ruhm und Namen weit und breit,
Hast Schloß und Lehn und Land und Leut',

Ein holdes Weiblein dir fehlt;
So du nun selber keins erwählt,
So geb ich meine Base dir,
Daß Recken seien für und für."

Herr Recke wurde dunkelrot:
„Schön ist's, was mir mein Kaiser bot,
Doch will ich mich bedanket han,
Ich bin längst ein verlobter Mann."

— „Sieh da! Viel Glück! So sag' uns frei,
Wer deines Herzens Dame sei!" —
„Herr Kaiser, das tu' ich Euch nicht kund,
Handschlag und Wort schließt mir den Mund."

— „So will ich lösen Hand und Mund,
Und sagst du es nicht zu dieser Stund',
So bin ich gnädig dir nicht mehr,
Und Kaisers Zorn ist hart und schwer."

„Ist Kaisers Zorn auch noch so schwer,
So brech' ich mein Wort doch nimmermehr!"
Herr Reck nimmt Helm und Schild zur Hand
Und hat zur Türe sich gewandt.

Da ruft der Kaiser: „Holla, bleib!
Kennst du nicht Scherz und Zeitvertreib?
Auch schenk' ich dir der Rede Pflicht,
Denn Freude vernähm' ich wahrlich nicht."

Herrn Reck das Aug' und Antlitz flammt:
„Herr Kaiser, Ihr seid wohl hoch entstammt,
Doch schlechter an Macht, an Sitte und Stand
Ist meine Dame nicht genannt!

Und Schön'res seh' ich auf Erden nicht,
Und Schön'res seh' ich im Himmel nicht,
Als meine Holde im Silbergewand
Auftauchen an dem feuchten Strand!"

Und wie das Wort den Lippen entfloh'n,
Da murmelt rings Erstaunen und Hohn;
Doch der Ritter hört es nicht und schweigt,
Das Haupt so bleich auf die Brust geneigt.

Dann ras't er auf und hinaus in die Nacht.
Seine Schritte schallen weithin mit Macht,
Vom Helm schaurig die Schleier weh'n,
Doch schwarz statt silbern anzuseh'n.

* * *

Drommeten schmettern, Geschrei erschallt,
Hinein in die Schlacht mit Sturmesgewalt!
Herr Reck vor allen weit voran;
Halloh! die schwarzen Schleier voran:

Ein hoher Helm und ein Fähnlein fiel,
Dabei die Schleier, im Leichengewühl,
Nicht schwarz und auch nicht silberhell,
Doch rot von edlen Blutes Quell.

Max von Oer.

Der Teufel auf Volmarstein.

Auf Volmarstein wohnte in alter Zeit ein Ritter, der sehr gastfrei war. Der hatte einstmals eine Anzahl seiner Freunde zu einem Gastmahle geladen, aber alle ließen bei ihm absagen. Wie die letzte Entschuldigung anlangte, ward er dermaßen verdrießlich, daß er laut ausrief: „Wenn kein Mensch kommen will, mag der Teufel mit der ganzen Hölle bei mir speisen!" Damit ging der Ritter in den Wald, seinen Unmut an dem Gewilde auszulassen. Nicht lange dauerte es nun, da kam eine große Zahl schwarz gekleideter Ritter auf großen schwarzen Rossen, die saßen ab, traten ein und sandten einen Diener, dem Herrn zu sagen, daß die zuletzt geladenen Gäste angelangt seien. Nach langem Suchen fand der Diener seinen Herrn, beide kehrten zurück, aber wie sie sich der Burg näherten, fehlte ihnen der Mut, hineinzugehen. Sie vernahmen ein Lärmen, Fluchen und Singen wie sie es noch nie gehört hatten; sie sahen die Gäste in der Gestalt von Bären, Wölfen, Hunden und Füchsen in den Fenstern, die vollen Becher, die dampfenden Schüsseln in den Klauen haltend und mit Zähnefletschen hinuntergrinsen. Erst als die Gäste gegen Mitternacht sich entfernt hatten, wagte der Herr sich wieder in die Räume seines Schlosses. Noch lange Zeit wollte der Schwefelgeruch aber aus ihnen nicht weichen.

Der gefangene Erzbischof in Blankenstein.

Im Jahre 1478 zog der Erzbischof Robert von Köln aus nach Werden an der Ruhr, um von dort nach Westfalen zu reisen. Als er mit seinem Gefolge in die Nähe von Heisingen kam, überfiel ihn in einem dichten Walde sein Nebenbuhler, der Landgraf von Hessen. Der Erzbischof mußte der Übermacht unterliegen und wurde gefangen genommen. Seine treuen Begleiter wurden erschlagen und er blutete aus vielen Wunden. Der Landgraf brachte ihn nach der Burg Blankenstein, wo er in das tiefe Verlies des Messerturmes geworfen wurde (der untere Teil des Turmes mit dem Verlies ist noch

heutigentages an der Dorfseite der Burg zu sehen), wo er von seinen Wunden genas. Der unglückliche Erzbischof mußte nun jahrelang in dem dumpfen, feuchten Keller zubringen. Sein Kerkermeister, Ritter Johann Stecke, war zur Zeit Droste von Blankenstein. Der hütete ihn im Auftrage seines Herrn und ließ keinen Fremden zu ihm kommen. Er besaß eine Tochter mit Namen Romeliana. Das war ein frommes, gutes Mädchen und hatte Mitleid mit dem unglücklichen Kirchenfürsten. Oftmals ging sie abends zum Verlies und warf dem Erzbischof ersparte Leckerbissen durch das Fenster zu. War ihr strenger Vater ins Ruhrtal hinabgeritten, so besuchte sie den Gefangenen und versuchte, ihn über sein Schicksal zu trösten. Für diese Beweise der Herzensgüte wußte der ehrwürdige Erzbischof nicht anders zu danken, als daß er die Hände segnend auf das Haupt der frommen Romeliana legte und den Segen des Himmels auf sie herabflehte.

In seinem Alter wurde der Droste von Blankenstein, Ritter Johann Stecke, sehr von der Gicht geplagt. Wenn die Schmerzen sehr heftig wurden, so erinnerte ihn seine Tochter, die ihn getreulich pflegte, an das Schicksal seines unglücklichen Gefangenen. Nach vielen Bitten der Romeliana ließ sich der Ritter herbei, seinem Gefangenen Erleichterungen zu verschaffen. Der Erzbischof durfte jetzt auf dem Burghofe herumgehen und seine sehnsüchtigen Blicke in die Ferne schweifen lassen, von wo er vergeblich Erlösung erhoffte. Auch gestattete ihm der Ritter Johann Stecke in der Burgkapelle (die auf dem Wege links von der Burg lag), seine Andacht zu verrichten. Leider sollten diese Annehmlichkeiten nicht sehr lange währen; denn der Ritter Johann Stecke starb im Jahre 1485 und seine schöne Tochter Romeliana, von den heißesten Segenswünschen des Erzbischofs begleitet, verließ die Burg, um in das Jungfrauenkloster nach Elsey bei Hohenlimburg zu gehen.

Der nachfolgende Droste von Blankenstein, Ritter Kracht von Milendunck, war ein sehr strenger Kerkermeister und verfuhr gegen den Erzbischof Robert mit aller Härte. Der Besuch der Burgkapelle wurde nicht mehr gestattet; auch

durfte er nicht mehr auf den Burghof, sondern mußte stets in dem engen Verlies des Messerturms bleiben. Aber nicht sehr lange ertrug der unglückliche Kirchenfürst diesen Zustand; denn schon nach einiger Zeit erlöste ihn ein sanfter Tod aus dem schrecklichen Gefängnis. Auf dem nahen Friedhof fand er vorläufig seine Ruhestätte, bis seine Gebeine nach Jahren mit großem Pomp nach Köln überführt wurden.

König Goldemar.

Ein Männlein war's, gar sonderbar,
Man hieß ihn König Goldemar.
Seine Haut war wie Leder, sein Haar wie Werg,
Er war ein Zwerg, ein gar häßlicher Zwerg.
Doch wenn er sang und die Saiten schlug,
Anhielt ein jeder den Atemzug:
„So lieblich klang die Harfe!"

Er war bald hier, er war bald dort.
Ihn zog sein Spiel von Ort zu Ort.
Graf Niblung auch auf dem Hardenstein
Mocht' sich der Kunst des Zwerges freu'n.
Er lud ihn zu sich auf sein Schloß
Und sprach: „Sei du mein Tischgenoß;
Denn lieblich klingt die Harfe!"

Und wenn der Zwerg zu spielen begann,
Im Schlosse lauschten so Weib als Mann.
Es lauschte auch schön Gotelind;
Zum Ohm dem Grafen, kam sie als Kind.
Ihre Haut war wie Samt, wie Seide ihr Haar;
Ihr Auge glänzte wunderbar
Wenn lieblich klang die Harfe.

„Mein werter Gast, behagt dir die Gunst
Des Mägdleins, so zeig ihr zu harfen die Kunst!"
Sprach lachend der Graf einst; dem Zwerge gefiel's,
Er lehrte dem Mägdlein die Regeln des Spiels.

Wohl war ihr's grausig, wenn's geschah,
Daß sie dem Zwerge ins Antlitz sah;
Doch lieblich klang die Harfe.

Schön Gotelind ward des Lernens nicht müd,
Sie sang zur Harfe manch lieblich Lied.
Der Sommer verblich und der Winter zerrann
Und die Sonne stieg höher im Bogen hinan.
Da hielt es den Zwerg nicht länger im Haus:
„Ich muß in die klingende Welt hinaus!"
Und lieblich klang die Harfe.

Wer gab dem Zwerge das Geleit?
Schön Gotelind schritt ihm zur Seit'!
Im Schlosse hatte des niemand Acht.
Es mocht' auch Keiner hegen Verdacht.
Wohl spähte vom Söller des Grafen Blick,
Doch Gotelind kam nimmer zurück —
Zu lieblich klang die Harfe!

Friedrich Kampmann.

Meister Fickfeck.

Es wohnet ein Männlein dort hinten im Berge,
Ein Sproß vom Geschlechte verlorener Zwerge;
Zwar konnten die Dörfler es nimmer erschauen,
Doch nennen sie ihn ohne Fürchten und Grauen:
Hoho, Meister Fickfeck!

Was soll auch die Angst!? Mit freundlichen Gaben
Beschert er die Mädchen, belehnt er die Knaben,
Und brauchen's die Männer, die Frauen, die Greise,
Stets schafft er in unverdrossener Weise.
Hoho, Meister Fickfeck!

Bedarf wer der Hilfe, so kriecht er zur Spalte
Und bittet hinein. Der freundliche Alte
Erhört und befreiet den Fleh'nden der Sorgen:
Am Berg liegt die Gabe am anderen Morgen.
Hoho, Meister Fickfeck!

Ist Kindtauf im Ort, da gibt er die Windeln;
Will spinnen die Maid, so spendet er Spindeln;
Er schleifet dem mähenden Bauern die Sense,
Er schaffet dem Pferde so Sattel wie Trense.
Hoho, Meister Fickfeck!

Er hämmert die Pflugschar, am Steine zerbrochen,
Breitstirnige Ochsen versieht er mit Jochen,
Zur Weinles' macht er dem Winzer die Fässer. —
Wer fertigt euch alle die Werke wohl besser?
Hoho, Meister Fickfeck!

Dem Kind bringt er Puppen und Kreisel und Reife
Und Pfeile und Bogen und Trommel und Pfeife.
Mit Kleidern zieret er bräutliche Paare,
Den Alten gibt er das Tuch für die Bahre.
Hoho, Meister Fickfeck!

Nie rastet sein Tun, nie ruhet sein Schaffen,
Die Bauern sie lassen ihn nimmer erschlaffen,
Doch einmal gedenken sie's herrlich zu lohnen:
Fürwahr, jetzt blühen dir Bürgerkronen!
Hoho, Meister Fickfeck!

Wohl war es ein langes und breites Beraten:
„Er trinkt keinen Wein, er ißt keinen Braten,
Jedoch er bedarf des schützenden Kleides.
So Hose, wie Wams!“ Sie bestimmen ihm beides.
Hoho, Meister Fickfeck!

Sie rufen den Schneider, sie fragen die Preise,
Er muß er ersinnen in kostbarer Weise,
Das Beinkleid von Seide, die Jacke von Sammet,
Und adelig sei es von Blumen durchflammet!
Hoho, Meister Fickfeck!

Und als es vollendet, da ziehen sie alle
Mit Flöten und Geigen und festlichem Schalle,
Sie legen das herrliche Kleid an die Spalte,
Als Dank soll es haben der neckische Alte.
Hoho, Meister Fickfeck!

Heim gehn sie mit frohen, behaglichen Sinnen,
Um bittend alsbald aufs neu zu beginnen.
Mit bessern Gewissen nun fordern sie eben,
Da sie die Kleidung dem Zwerge gegeben.
Hoho, Meister Fickfeck!

Doch seltsam, es bitten die einen und andern,
Man sieht sie am Morgen zum Berg wieder wandern.
Doch was sie verlangten, es war nicht erschienen.
Ei, wie sie so mürrisch verzogen die Mienen!
Hoho, Meister Fickfeck!

Da rüsten sich nochmals die Dörfler zum Gange.
Man ruft in die Höhle: „Was harrst du so lange?
Wir baten um Spaten und Besen und Hacken!“ —
Da tönt's aus der Höhle: „Ei, wollt ihr euch packen!“
Hoho, Meister Fickfeck!

Die Bauern erschrecken; doch redet noch weiter
Der lustige Zwerg: „Ich bin munter und heiter!
Ich geh' jetzt in kostbarem Kleidergeflunker,
Die Arbeit ist aus, und ich bin ein Junker!“
Hoho, Meister Fickfeck!

Wolfgang Müller von Königswinter.

Aus dem Siegerlande
und aus dem Lande Wittgenstein.

Frau Agnes*.

Es war wieder Frühlingszeit! Weit aus der sonnigen Ebene her kam er gezogen, der liebe, sonnige Frühling mit seinen zarten Blumen und seinen duftigen Träumen. An den tausenden kleiner Baumzweiglein regte sich's in tausendfachem Erwachen. Wie ein klingendes Singen wehte es durch den Wald, das neue Leben zu grüßen. Rings aus den Knospen drängten die Blätter hervor, das Moos schwellte auf, blaue und weiße Waldblümlein wuchsen daraus. Allüberall Leben! Und darüber strich die Sonne mit ihrer weichen, lichten Hand, daß alles in Wonne erbebte.

So zog der Frühling in die Berge des Siegener Landes. Still war's umher — ein Sonntagmorgen voller Glück und erwachendem Leben. Bis auf den Waldboden war das Licht an den Stämmen heruntergeglitten. Und überall heilige, sehnendurchwehte, tiefe Frühlingsstille.

Da ging es leise durch den Wald. Zwischen den Stämmen schwebte es in einem weichen, weißen Schleier — wie eine Frühlingsbotin. Lang und innig schmiegend wallte das Blondhaar über die Schultern der wandelnden Frau, auf denen das Sonnenlicht zitternd ruhte. Sie aber merkte es nicht. Unentwegt schritt sie vorwärts, nichts trank sie von all der Herrlichkeit ringsum. In ihren Augen stand eine tiefe, heiße Trauer.

So schaute keine Frühlingsgöttin. Frau Agnes war's, die zu den Gräbern ihrer Kinder wandelte. Sie lagen im Grunde des Agnesenhofes zwischen sprossendem Moos.

Immer, wenn der Frühling kam, wachte auch sie aus ihrem Schlummer auf. Dann ging sie mit stummen, suchenden Blicken durch den Wald, den Gräbern der Kleinen zu. Und während sie ging, zog das Vergangene durch das Mutterherz, das schon lange, lange aufgehört hatte zu schlagen, aber nimmer zu lieben.

Einst war ihr Gemahl als Kreuzritter hinausgezogen zum heiligen Kampf. Um des Kreuzes willen hatte er den

* Aus: Siegerländer Sagen. Gesammelt von Gerhard Schrey. Verlegt bei Hermann Montanus, Siegen und Leipzig.



Tod gefunden. In heißem Schmerze lebte die Mutter nur noch ihren Kindern, den zarten, blondhaarigen Kleinen. Doch eines Tages wandelte das Schicksal zu ihnen in den Wald. Die frohen Osterglocken verbargen seinen Schritt. Aus all dem aufstrebenden Leben heraus nahm er die zarten Knospen, wie wenn Rauhreif sie angehaucht hätte. Im Waldesgrund barg sie die toten Kleinen, und ihre schweren Tränen sanken ins weiche Moos, und als ob es den Schmerz der Mutter fühlte, schmiegte es sich sanft und schützend um die Gräber.

Dort am Walde ließ die tiefgebeugte Mutter ein Kloster erbauen und lebte seitdem nur dem Beten und der Trauer um ihre Toten. —

Auch auf sie legte dann einmal der Tod seine Hände. So ruhte auch sie von ihrem heißen Schmerze aus.

Aber immer zur Frühlingszeit weckte die Mutterliebe sie aus ihrer Gruft. Dann wandelte sie still den Gräbern zu.

Nun stand sie an den Hügeln, welche die Zeit schon unkenntlich gemacht. Mit den weißen Händen strich sie liebkosend über das Moos, das all ihre Liebe unter sich barg. Ein stummes, langes Gebet stieg von ihren Lippen zum Himmel — ein paar schwere Zähren perlten auf die zarten Fäden hinab.

Dann ging sie zurück, langsam und still, wie sie gekommen, zum ewigen Schlaf. — — — — — — — Und Osterglockenklänge schwebten über die Lande. — — —

Johann Hübner.

Auf dem Geißenberge stehen noch die Mauern einer Burg, auf der vor alter Zeit Räuber gehaust haben. Sie gingen nachts im Lande umher, stahlen den Leuten das Vieh und trieben es dort in den Hof, wo ein großer Stall war, und darnach verkauften sie es weit weg an fremde Leute. Der letzte Räuber, der hier gewohnt hat, hieß Johann Hübner. Er hatte eiserne Kleider an und war stärker als alle anderen Männer im ganzen Lande. Er hatte nur ein Auge und einen großen, krausen Bart und krause Haare. Am Tage saß er mit

seinen Knechten in einer Ecke, wo man noch das zerbrochene Fenster sieht, da tranken sie zusammen. Johann Hübner sah mit dem einen Auge sehr weit durchs ganze Land umher; wenn er dann einen Reiter sah, da rief er: „Hallo! Da reitet ein Reiter ein schönes Roß! Hallo!“ Dann zogen sie hinaus, gaben acht, wann er kam, nahmen ihm das Roß und schlugen ihn tot.

Nun war ein Fürst von Dillenburg, der schwarze Christian genannt, ein sehr starker Mann, der hörte viel von den Räubereien des Johann Hübner; denn die Bauern kamen immer und klagten über ihn. Dieser schwarze Christian hatte einen klugen Knecht, der hieß Hans Flick, den schickte er über Land, dem Johann Hübner aufzupassen. Der Fürst aber lag hinten im Giller und hielt sich da mit seinen Reitern verborgen; dahin brachten ihm auch die Bauern Brot, Butter und Käse. Hans Flick aber kannte den Johann Hübner nicht, streifte im Land umher und fragte ihn aus.

Endlich kam er an eine Schmiede, wo Pferde beschlagen wurden, da standen viele Wagenräder an der Wand, die auch beschlagen werden sollten. Auf diese hatte sich ein Mann mit dem Rücken gelehnt, der hatte nur ein Auge und ein eisernes Wams an.

Hans Flick ging zu ihm und sagte: „Gott grüß dich, eiserner Wamsmann mit einem Auge! Heißest du nicht Johann Hübner vom Geißenberge?“ Der Mann antwortete: „Johann Hübner vom Geißenberg liegt auf dem Rade!“ Hans Flick verstand das Rad auf dem Gerichtsplatz und sagte: „War das kürzlich?“ „Ja,“ sprach der Mann: „Erst heut!“ Hans Flick glaubte doch nicht recht und blieb bei der Schmiede und gab auf den Mann acht, der auf dem Rade lag.

Der Mann sagte dem Schmied ins Ohr, er solle ihm sein Pferd verkehrt beschlagen, so daß das vorderste Ende des Hufeisens nach hinten käme. Der Schmied tat es, und Johann Hübner ritt weg.

Wie er aufsaß, sagte er dem Hans Flick: „Gott grüß dich, braver Kerl, sage deinem Herrn, er solle mir Fäuste schicken, aber keine Leute, die hinter den Ohren laufen!“ Hans Flick blieb stehen und sah, wo er übers Feld in den Wald ritt, lief

ihm nach, um zu sehen, wo er bliebe. Er wollte seiner Spur nachgehen, aber Johann Hübner ritt hin und her, in Kreuz und Quer, und Hans Flick wurde bald in den Fußstapfen des Pferdes irre, denn wo jener hingeritten war, da gingen die Spuren zurück.

So verlor er ihn bald und wußte nicht, wo er geblieben war. Endlich aber ertappte er ihn doch, wie er nachts bei Mondschein mit seinen Knechten auf der Heide im Walde lag und geraubtes Vieh hütete. Da eilte er und sagte es dem Fürsten Christian, der ritt in der Stille mit seinen Leuten unten durch den Wald; sie hatten aber den Pferden Moos unter die Hufe gebunden. So kamen sie nahe heran, sprangen auf ihn zu und kämpften miteinander. Der schwarze Christian und Johann Hübner schlugen sich auf die eisernen Hüte und Wämser, daß es klang, endlich aber blieb Johann Hübner tot, und der Fürst zog in das Schloß auf dem Geißenberge.

Den Johann Hübner begruben sie in einer Ecke, der Fürst legte viel Holz um den großen Turm und sie untergruben ihn auch. Am Abend, als im Dorfe die Kühe gemolken wurden, fiel der Turm um, und das ganze Land zitterte von dem Fall. Man sieht noch die Steine den Berg hinunter liegen.

Der Johann Hübner mit seinem einen Auge erscheint oft um Mitternacht, er sitzt auf einem schwarzen Pferde und reitet um den Wald herum.

Woher der Hickengrund seinen Namen hat*.

In grauer Vorzeit wanderte ein Völkchen von Osten kommend ins Tal des Weiherbaches hinein. Weil ihnen die Gegend gefiel, siedelten sie sich hier an. Sie bauten drei Ortschaften. Rings um ihre Gehöfte machten sie starke hohe Hecken. Ihre neue Heimat benannten sie Heggersau, woraus sich später das Wort Hickengrund gebildet haben soll.

Auch noch folgendes erzählt die Sage vom Hickengrund: Als die Franzosen plündernd und sengend das Siegerland überschwemmten, kamen auch versprengte Horden in den

* S. S. 263.

Hickengrund. Die Bewohner flüchteten mit ihrer Familie und ihrer Habe in die dichten Wälder und suchten hier Schutz. Aber das raublustige Gesindel legte die Hecken nieder, womit die Hicken ihre Gehöfte eingefriedigt hatten und drang in die Häuser ein. Ein Trupp Feinde jagte den Flüchtlingen in den Wäldern nach, verirrte sich jedoch. Sie waren dem Verschmachten nahe. Durch den Edelmut eines Hicken wurden sie errettet. Da ihnen ihr Kriegshandwerk leid wurde, wurden sie im Grunde ansässig und legten das Gebüsch und die Dornen, die wie undurchdringliche Hecken hier das Land bedeckten, nieder. Auch daraus soll der Name Hickengrund abgeleitet sein.

Die Sage von der heiligen Irmgart*.

Nicht weit von Siegen liegt das Dorf Irmgarteichen. Ein sonderlicher Name, den einst der Volksmund nicht ohne Grund gewählt haben kann. Freilich birgt das Dorf nichts Geheimnisvolles, vielleicht ein dunkel-dichtes Tannengebüsch oder ein verfallenes Kellergewölbe, in dem die Kinder ihre Jugendträume verträumen, sonst nichts. Friedlich ruht es zwischen seinen Bergen, und nur schwach hört man das Leben hier fluten. —

Der Wanderer aber, der einmal in eins der Jahrhunderte stehenden Gehöfte gegangen ist und sich von einem weißhaarigen Alten aus der Vergangenheit des Bergdorfes hat erzählen lassen, der hat vielleicht nachher seine Schritte nach einem Kirchlein auf einer kleinen Anhöhe gelenkt. Ernst und schlicht steht es dort und scheint in der schönen Einsamkeit sich ebenso wohl zu fühlen wie seine Nachbarn ringsum. Seine verwitterten Wände bekunden, daß es schon manch ungezähltes Jahrzehnt die Winterstürme hat brausen hören. — Träumenden Blicks scheidet der Wanderer, lange noch denkt er an eine edle, längst verblichene Frau, die jenes Kirchlein erbaut, wenn er seine feinen Glockentöne nur noch leise aus der Ferne erklingen hört. —

Einst lebte auf dem Schlosse Hainchen, das auch in jenen Wäldern lag, eine liebliche Jungfrau, Irmgart. In blühender

* S. S. 263.

Jugend warf ein tückisches Fieber sie auf das Lager. Sie fühlte, daß sie bald sterben werde, und doch hing sie an ihrem jungen Leben mit ungebrochener Kraft. Da flehte sie zu Gott um Errettung und gelobte, ihm eine Kapelle dafür zu bauen und ihm in Treuen darinnen zu dienen. Gott nahm die Bitten der Frommen an und ließ sie gesunden. Frohen und dankbaren Herzens wollte sie nun den Schwur erfüllen.

So stand sie an einem klaren Sommermorgen an dem offenen Fenster ihres Gemaches. Sonnengold und Blumenduft fluteten hinein, leise raschelte unter ihrem Hauche das Efeugerank, welches an der Schloßmauer emporwucherte. In den blühenden Büschen drunten schlugen die Drosseln, von fern her wehte der harzige Duft der Tannen. — All die lieben Sommergaben suchte Irmgart mit den Sinnen zu erfassen. Ihre Brust atmete tief, und in ihren Augen lag ein warmes Glücksempfinden. Sie war ja frei von aller Qual. Ein tiefes Dankesgefühl gegen Gott stieg in ihr auf, heute noch wollte sie mit dem gelobten Werk beginnen.

In dem Augenblick, so erzählen die Alten, trat eine hohe Gestalt ins Gemach, in blinkender Rüstung und mit funkelnden Augen. Irmgart sah ihm erschrocken entgegen. — Er verbeugte sich tief, dann sagte er:

„Vieledle Jungfrau, verzeihet meiner Kühnheit, die mich zu Euch ins Gemach führte! Lange schon habe ich im stillen Euer begehrt. Heute nun bitte ich Euch, werdet mein eigen! Folgt mir auf mein Schloß, alles sei Euer, meine unermeßlichen Schätze, meine Länder! Und in Treuen will ich Euch dienen!

Verwundert und ängstlich hatte Irmgart zugehört, sie schmiegte sich eng an ihren reichgeschnitzten Betstuhl und antwortete:

„Wie mag ich Euch folgen?! Weiß ich doch weder, wer Ihr seid, noch woher Ihr kommt. Und ich darf Euch auch nimmer folgen; denn ich habe mich dem Einen gelobt, der mich von schwerem Siechtum befreite! Ihm gehören Herz und Seele!"

Damit kniete sie nieder und betete innig und laut zu Gott und den Heiligen. — Der unheimliche Rittersmann hatte



mit finsterem Blick dem allem zugeschaut. Plötzlich stampfte er zornig auf den Boden und verließ mit einem lästerlichen Fluche das Gemach.

Aufatmend erhob sich Irmgart. Ihr sagte eine Stimme, es sei der Böse selber gewesen, der sie versuchen wollte. Noch jetzt erbebte sie bei dem Gedanken; sie dankte innig ihrem Gotte, der sie errettet. Zu einer Höhe aufschauend, rief sie: „Da droben soll mein Kirchlein stehen, wo einst die Heiden ihren Göttern opferten. Dort bin ich meinem Gotte nahe, und ihren ersten Morgengruß sendet die Sonne dort hinauf.“ —

Bald auch tönten kräftige Axtschläge das Tal entlang, und manche Eiche sank ins Moos, bestimmt für das Kirchlein auf lichter Höhe. Noch am selbigen Tage ließ Irmgart die behauenen Stämme hinauftragen.

Fröhlichen Herzens stieg sie am andern Morgen den Berg hinan, um das begonnene Werk zu beschauen. Aber sie mochte kaum ihren Augen trauen; denn alles war da oben wie sonst, kein knorriger Stamm bedeckte den Boden, keine Axt, keine Schaufel war mehr zu finden. Auch in die Augen der Arbeiter trat, als sie kamen, tiefes Erstaunen. Man fragte verwundert einander — niemand konnte das Rätsel lösen. Plötzlich stürzte ein Holzfäller in ihre Mitte und rief: „Wer hat uns den Schabernack gespielt? All unsere Eichenstämme liegen unten im Holze!“

Die Leute schüttelten die Köpfe und wußten keine Antwort. Irmgart aber erbleichte tief und wandte sich schweren Sinnes zur Seite. Sollte ihr der Böse das angetan haben? —

Die Arbeiter nahmen ihre Arbeit wieder auf und trugen Stamm um Stamm wieder zur Höhe. Irmgart eilte heim und kniete lange Zeit in brünstigem Gebet vor ihrem Gott.

Und doch lag am nächsten Morgen alles Holz wieder unten im Tal. Irmgart gewahrte es, als sie durch den Wald den Berg hinaufgehen wollte. Ein lähmendes Entsetzen überkam sie, das sie auf die Knie zwang. Der Kopf sank ihr in den Nacken, ihre Hände krampften sich ineinander, und ihre Augen blickten starr und flehend zum Himmel. Plötzlich



lauschte sie. Vor ihr auf einem Zweige saß ein Vöglein, das eine eigenartige, fremde Melodie sang. Ihr war, als sänge es:

„Wo ech singe a de Dörn, do sall de Kärche gebaut weern!"

— Längst war das Lied verklungen, der Sänger verschwunden, und noch immer lauschte die Jungfrau. Dann ging es wie ein heller Schein über ihre Züge. Jauchzend rief sie:

„Hier soll das Kirchlein stehen! Gott will es so!"

Frohgemut gab sie ihre Weisungen, und ehe Monde vergangen waren, klangen die Glocken des Gotteshauses in den Wald hinaus.

Allmorgendlich kniete Irmgart, ihrem Gelöbnis getreu, am Altare und lobte mit ihren Dienstleuten ihren Gott. — —

Jahre gingen ins Land. Längst ruhte die fromme Frau in ihrem Kirchlein unter schweren Steinplatten. Aber vergessen ward sie drum nicht. Rings um die Kapelle erhob sich Gehöft um Gehöft, und die dankbaren Ansiedler nannten ihr Dörflein „Irmgarteichen" und den Platz, der für das Pfarrhaus bestimmt war, „Helgenmad". —

Irmgart aber lebt im Gedächtnis des Volkes fort als eine Reine und Heilige, die heilige Irmgart von Versen.

Der Kindelsberg.

Hinter dem Geißenberg ragt ein hoher Berg mit drei Köpfen hervor, davon heißt der mittelste noch der Kindelsberg. Da stand vor alter Zeit ein Schloß, das gleichen Namen führte, und in dem Schlosse wohnten Ritter, die waren gottlose Leute. Zur Rechten hatten sie ein sehr schönes Silberbergwerk, davon wurden sie stockreich und von dem Reichtum wurden sie so übermütig, daß sie sich silberne Kegel machten, und wenn sie spielten, so warfen sie diese Kegel mit silbernen Kugeln.

Der Übermut ging aber noch weiter, denn sie bucken sich große Kuchen von Semmelmehl, wie Kutschenräder, machten mitten Löcher drinn und steckten sie an die Achsen. Das war eine himmelschreiende Sünde, denn so viele Menschen hatten kein



Brot zu essen. Gott war es endlich auch müde. Eines Abends spät kam ein weißes Männchen ins Schloß und sagte an, daß sie alle binnen dreien Tagen sterben müßten, und zum Wahrzeichen sagte er ihnen, daß diese Nacht eine Kuh zwei Lämmer werfen würde. Das traf auch ein, aber niemand kehrte sich daran, als der jüngste Sohn, der Ritter Siegmund hieß, und eine Tochter, die eine gar schöne Jungfrau war. Diese beteten Tag und Nacht. Die andern starben an der Pest, aber diese beiden blieben am Leben.

Nun aber war auf dem Geißenberge ein junger, kühner Ritter, der ritt beständig ein großes, schwarzes Pferd und hieß darum der Ritter mit dem schwarzen Pferde. Er war ein gottloser Mensch, der immer raubte und mordete. Dieser Ritter gewann die schöne Jungfrau auf dem Kindelsberg lieb und wollte sie zur Ehe haben, sie schlug es ihm aber beständig ab, weil sie einem jungen Grafen von der Mark verlobt war, der mit ihrem Bruder in den Krieg gezogen war, und dem sie treu bleiben wollte. Als aber der Graf immer noch nicht aus dem Kriege zurück kam, und der Ritter mit dem schwarzen Pferde sehr um sie warb, so sagte sie endlich: „Wenn die grüne Linde hier vor meinem Fenster wird dürr sein, so will ich dir gewogen werden!“

Der Ritter mit dem schwarzen Pferde suchte so lange in dem Lande, bis er eine dürre Linde fand, so groß wie jene grüne, und in einer Nacht bei Mondschein grub er diese aus und setzte die dürre dafür hin. Als nun die schöne Jungfrau aufwachte, da war's so hell vor ihrem Fenster, da lief sie hin und sah erschrocken, daß eine dürre Linde dastand. Weinend setzte sie sich unter die Linde, und als der Ritter kam und ihr Herz verlangte, sprach sie in ihrer Not: „Ich kann dich nimmermehr lieben!“ Da ward der Ritter mit dem schwarzen Pferd zornig und stach sie tot. Der Bräutigam kam noch denselben Tag zurück, machte ihr ein Grab und setzte eine Linde dabei und einen großen Stein, der noch zu sehen ist.

Der törichte Bergmann*.

All die ungeheuren Schätze in der Burg der Grafen vom Kindelsberg harren in der Tiefe des Glücklichen, der das verwunschene Schloß erlösen wird. Eine wunderhübsche Maid ist zur Wächterin der verzauberten Reichtümer bestellt.

Einst nun schlenderte in der Dämmerung ein Bergmann gesenkten Blickes am Kindelsberg vorbei dem erzreichen Stollen des Altenbergs zu, um seine Schicht zu verfahren. Er dachte an sein krankes Weib und das Elend im Hause; denn zehn unmündige Kinder drängten sich um der Mutter Krankenbett. Müden Körpers und düstern Sinnes ging der Knappe den bekannten Weg, hoffend, daß er bald ein Lichtlein von Altenberg erblicken werde.

Doch was war das? Wie aus der Erde gewachsen stand eine liebliche Jungfrau vor ihm. Sie lächelte ihn hold an und bedeutete ihm, er möchte ihr nachfolgen. In seinem Schreck wußte der Überraschte nicht, was er tun sollte. Er wollte stehen bleiben und überlegen; aber die Jungfrau riß ihn unbezwinglich mit sich fort.

So ging's eine Zeitlang hin und her, kreuz und quer. Der Bergmann wußte nicht mehr, wo er war. Da blieb die Führerin plötzlich vor einem Gewirr von Brombeerranken und Himbeergestrüpp stehen. Sie hob die Hand hoch, und allsogleich zerteilte sich das Durcheinander, so daß ein schmaler Weg frei wurde. Eine schwere, eiserne Tür wurde sichtbar. Auf diese schritt die Zauberin zu. Ein Wink, und das mächtige Tor drehte sich knarrend und bedächtig in den Angeln.

Beide traten nun in einen unterirdischen Gang ein. Die Jungfrau zog den Erstaunten immer weiter mit sich fort, ihn an der Hand führend. Aus weiter Ferne leuchtete dem Bergmann ein helles Licht entgegen, das immer größer, strahlender, blendender wurde, je näher er herbeikam.

Nun war er ganz dicht dabei. Der Überraschte mußte seine Augen zuhalten, so weh tat ihnen der Schein. Als er sich nach einer Weile umsah, bemerkte er zu seinem Ver-

* S. S. 263.

wundern, daß er sich in einer weiten Halle befand. Alle das Glitzernde, Gleißende, Funkelnde war reines, ganz reines Silber. Wie riß da das Bergmännlein die Augen auf! Wie wuchs seine Gier, von diesen Kostbarkeiten einzuheimsen!

Doch zog ihn das Fräulein weiter mit sich fort. Immer größer, immer glitzernder wurden die Räume. Dem Manne schwindelte bei all den Reichtümern; denn noch nie hatten seine Augen solche Pracht und solchen Glanz geschaut.

Was für ein wunderbares Sonnenleuchten drang aus jener Halle hervor, wohin nun das Fräulein, den taumelnden Bergmann mit sich ziehend, schritt! Und wie der mit allen Erzen vertraute Knappe sich umschaute, sah er, daß Wände, Decken und Fußboden aus reinem, purem Golde bestanden. Und wie glänzten faustdicke Diamanten dazwischen! Ihm schien Hören und Sehen ob dieser ungeahnten Kostbarkeiten zu vergehen.

Als er eine Weile gestanden und sich die Herrlichkeiten betrachtet hatte, fiel ihm erst ein Tisch auf, der in der Mitte der Goldkammer stand, aus goldenem Fuße und mit goldener Platte. Und auf dem Tische stand ein alter, verrosteter Teller, in dem ein großer, verrosteter Schlüssel lag.

Aber der Mann wandte seinen Blick weg von diesen nichtigen Sachen und ward nicht müde, die Wände anzustaunen und das Gold und die Edelsteine zu befühlen.

Da drang leise, aber eindringlich der Jungfrau Stimme an sein Ohr: „Stecke soviel der Kostbarkeiten zu dir, als du tragen kannst; aber, Mann, vergiß das Beste nicht!"

Auf einmal war die wunderbare Maid verschwunden.

Eifrig raffte der Bergmann soviel Kleinodien zusammen, als er tragen konnte; aber des Schlüssels in der unscheinbaren Schüssel achtete er nicht. Und doch! Welchen Wert hatte gerade dieser für den armen Bergmann! Konnte er doch damit die versunkenen Schätze heben! Dann war er ja ein gemachter Mann! — —

Nachdem der Unbedachtsame alle Taschen mit Gold und Edelsteinen vollgepfropft und auch noch soviel auf die Arme



geladen hatte, als er zu tragen vermochte, eilte er dem Ausgange zu.

Kaum war er durchs Tor getreten, als die schwere Tür mit lautem Krachen zuschlug. Dabei zerschmetterte sie ihm die Fersen. Vor Schmerzen fast wahnsinnig, schleppte sich der Unglückliche nach Hause.

Weil die Schmerzen nicht nachlassen und die Wunde nicht heilen wollte, suchte der Gequälte bei vielen Ärzten Rat und Heilung. Aber kein Arzt in allen Landen konnte ihm Linderung und Hilfe verschaffen. So schmolz sein riesiger Reichtum mehr und mehr zusammen. Und als er den letzten Goldfuchs den Ärzten gegeben hatte, da hörte plötzlich das Brennen in den Fersen auf. Und als der Überraschte zusah, da waren sie wieder ganz heil, so daß er seine Füße wieder wie früher gebrauchen konnte.

Die Gnadenglocke*.

Viele, viele hundert Jahre sind's her, da hütete einst ein Schweinehirt von Krombach namens Engelwerth am Kindelsberg seine Herde. Wie der Alte so daliegt und stumpfsinnig einen Strumpf strickt, hört er hinter sich ein mächtiges Grunzen. Er schaut sich um, was es denn besonderes gäbe. Da sieht er denn zu seinem größten Erstaunen, wie die stärkste Sau seiner Herde ein großes Loch in die Erde gewühlt hat. Etwas Starres, Schwarzes guckt heraus. Da kommt ein anderes Borstentier und scheuert sich die Seite daran. Was für ein merkwürdiges Summen klingt da in den Ohren des Hirten! Und siehe! Schimmert jetzt nicht das dunkle Ungetüm in der Sonne an jener Stelle wie lauter Gold?

Das treibt den trägen Wächter auf die Beine, hinzugehen und zu schauen. Wie groß ist seine Überraschung! Da guckt ja eine Glocke aus dem Erdreich hervor! Er klopft, er fühlt; eine richtige Glocke, wie sie in der heimischen Kirche hängt. Die Sau wühlt und wühlt und ruht nicht eher, bis sie die Glocke ganz zutage gefördert hat.

* S. S. 263.

Der Hirte beschließt in seiner Überraschung und Freude, seinen Mitbürgern den merkwürdigen Fund zu zeigen. Er richtet hurtig ein Weidengeflecht her, lädt die Glocke darauf und schleppt sie zu Tal.

Vor der Kirche läßt er seine Last stehen. Leute kommen hinzugeströmt. Sie bestürmen den Alten mit Fragen, woher er die Glocke habe. Da erzählt er ihnen denn oftmals von dem eigentümlichen Fund. Da schütteln manche ungläubig die Köpfe. Und einige sind unter ihnen, die erheben öffentliche Anklage wider den Hirten, er habe die Glocke gestohlen.

Der Richter beruft die Schöffen zusammen. Alles Beteuern seiner Unschuld hilft dem bedrängten Alten nichts. Er mag die Geschichte noch so oft erzählen, der Richter und die Schöffen glauben ihm nicht. Sie verurteilen ihn zum Tode durch den Strang. — — — —

Ein heißer Sommertag ist's. Unbarmherzig brennt die Sonne auf die Erde. Menschen, Vieh und Erde leiden schwer unter der Schwüle. Und doch scheint heute kein Gesunder unter dem kühlenden Strohdach bleiben zu wollen. Auf allen Wegen und Pfaden sieht man Männer, Frauen und Kinder truppweis oder einzeln pustend und schwitzend gen Krombach pilgern. Was gibt's denn dort heute?

Sieh dort! Dahin strömt alles neugierige Volk! Sie umringen den Galgen, auf den man einen neuen Strick gelegt hat. Und nun bringt man auch den herbei, für den die frisch angefertigte Schlinge bestimmt ist. Wie niedergeschlagen der Schweinehirt, umgeben von den Henkersknechten, daherschleicht! Jetzt macht der Zug Halt. Man ist beim Galgen angelangt. Nun legt man dem dem Tode Geweihten den Strick um den Hals. — —

Doch was erschallt da plötzlich die gefundene Glocke so schrill, so eindringlich, so mahnend!? Alles Volk wendet pfeilschnell die Hälse dahin, woher der Schall kommt. Und auch die Knechte halten in ihrem Tun inne. Denn keine Klänge sind es, die herübereilen, sondern Worte.

Und die Menschen vernehmen alle staunend und deutlich diese Worte: „Tausend Jahre schlief ich in der kühlen Erde

des Kindelsberges. Da hat mich kürzlich eine Sau herausgewühlt, und der Hirte dort hat mich auf Weidenbüschen nach hier geschleppt. Er ist unschuldig! Laßt Engelwerthchen los!"

Da entstand ein Murmeln in dem Haufen der Entsetzten. Immer lauter und vernehmlicher ging's von Mund zu Mund: „Das ist ein Gottesurteil!"

Das Gericht wurde zusammengerufen. Jetzt sprach es schnell sein „Unschuldig!" über den Hirten aus, der vor ausgestandenen Martern halbtot dastand. Freudentränen schimmerten nun in seinen Augen, als man ihn freigab.

Das Volk zerstreute sich, stets noch von dem merkwürdigen und wunderbaren Ereignis sprechend. Die da gewissenlos falsch Zeugnis über den Schweinetreiber geschworen hatten, entkamen heimlich. — — — —

Noch heute schwebt in der Krombacher Kirche diese Gnadenglocke. Auf ihrem Rande sind die beiden Buchstaben A. M. zu lesen; sie bedeuten anno millesimo, d. h. im Jahre 1000.

Untergang der Stadt Altenberg.

Nach einer alten Sage soll auf dem Kindelsberge eine schöne Stadt gelegen haben. Die Überlieferung verlegt die „böse Stadt" jedoch bald auf den Kindelsberg, bald auf den nahen Altenberg. Die Bewohner waren durch ein in der Nähe befindliches Silberbergwerk sehr reich geworden. Das Leben der Bergleute wurde mit der Zeit so üppig, daß sie in Kutschen mit goldenen Rädern fuhren, mit silbernen Kugeln nach silbernen Kegeln warfen und sich das Geld in Hüten zumaßen. Den Armen und Dürftigen aber halfen sie nicht. Als einmal eine Hungersnot ausbrach, backten sie, um die Armen zu verhöhnen, Kuchen so groß wie Kutschenräder, machten Löcher in die Mitte und steckten sie an die Achsen ihrer Wagen. Das war eine himmelschreiende Sünde, die der liebe Gott nicht länger mit ansehen konnte. Er beschloß, die Stadt zu vertilgen. Doch vorher wollte er sie noch warnen.

Eines Tages sang ein wunderschönes Vöglein von dem Aste einer Linde herab:

„O Almerich, Almerich, döh dich zo
Et bliewt kinn Herde bi dr Koh!"

Ein Silberwölkchen führte darauf das Vöglein zum Himmel. Die Leute aber achteten nicht auf die Warnung, die in den Worten enthalten war. Da erschien am späten Abend ein greises Männchen und bat um Herberge. Niemand wollte es aufnehmen. Beim Verlassen der Stadt sagte es dieselben Worte wie das Vöglein. Die Leute aber spotteten darüber. Da ließ der Herr Feuer vom Himmel regnen, daß die böse Stadt unterging.

Woher der Name „Wildermann" rührt*.

(Bezeichnung einer Eisensteingrube bei Müsen.)

Einst kamen mehrere Bergleute nach Müsen, um Erz zu suchen. Sie fanden es in dem nach Westen gelegenen Berg in reicher Menge. Jeder der glücklichen Entdecker wollte es zuerst dem Obersteiger melden, der im Dorfe weilte. Sie liefen so schnell wie möglich nach dessen Wohnung, um die Mutung zu verkünden. Zu dem, der zuerst atemlos dem Obersteiger die Mitteilung machte, sprach dieser: „Du kommst ja angelaufen wie ein wilder Mann." Nach diesem Ausspruch wurde der Fundort des Erzes „Wildermann" genannt.

Auch noch folgendes weiß die Sage über den Namen „Wildermann" zu erzählen:

Früher wohnten auf einer Anhöhe bei Müsen drei Familien, die Erz suchten. Sie fanden es reichlich; es trat zutage, so daß es leicht zu gewinnen war. Aus Freude darüber beschlossen sie, diese Entdeckung den Bewohnern im nahen Dorfe mitzuteilen. Sie liefen schnell den Berg hinunter. Einer von ihnen sprang, um als erster die frohe Botschaft zu verkündigen, durch ein offenes Fenster in das Innere eines Hauses. Er war durch das schnelle Laufen „wild" (irrsinnig) geworden. Der Ort der reichen Schätze erhielt nun den Namen „Wildermann".

* S. S. 263.

Der Goldbrunnen*.

Mitten im Gebüsch versteckt liegt in der Nähe der „Alten Burg“ ein alter, halbverfallener Brunnen. Das Volk nennt ihn den Goldbrunnen oder den Goldborn. Man erzählt, daß in den Wäldern des Siegerlandes die Römer dort ihr erstes Lager aufgeschlagen hätten. Nach langem, mühseligem Suchen fanden sie in den damals noch recht wild bewachsenen Bergen in diesem Brunnen endlich Wasser. Lechzend beugten sie sich über die Quelle; es dünkte sie, als schlürften sie den edelsten Wein ihrer Heimat. Dankbar nannten sie den Born bei ihrem Abschied den „Goldbrunnen“. —

Einige aber der Alten dort oben wissen den Namen anders zu deuten. Die Ahnen haben ihnen die Geschichte folgendermaßen vermacht:

Immer war in jener Gegend die Sage gegangen, daß zwischen jenen Sträuchern, wo heute der Goldborn liegt, eine Menge roten Goldes vergraben sei. Ein reicher Geizhals habe dort vor seinem Ende seinen Schatz verborgen, damit ihn niemand rauben könne.

Trotzdem aber die Leute von ihm wußten und miteinander davon raunten, wenn sie am Sonntagnachmittag von der Arbeit ausruhten, so mochte ihn doch niemand heben. Am Geiz klebt ein Fluch und ebenso an dem zusammengegeizten Golde. Wer es heben wollte, der mochte wohl dem Bösen verfallen.

Doch lebten in einer Zeit dort Männer, denen die Gier das Herz kalt und die Seele tot gemacht hatte. Sie gaben sich gern dem Bösen zu eigen, wenn ihnen zum Lohne nur der Schatz würde. Aus Mißtrauen und Scheu vor den Redlichen schlichen sie nur in dunklen Sturmnächten auf die Höhe und gruben nach dem Golde. Manche Stunde seufzten sie bei ihrer schweren Arbeit. Endlich aber sahen sie ihr Suchen und ihre Mühe belohnt. Nachdem sie schon ein tiefes Loch gegraben, stießen sie auf einen großen Kupferkessel. Doch vergeblich quälten sie sich ab, ihn herauszuheben. Wieder

* S. S. 263.

mußten sie Nächte hindurch graben. Ihre Wangen wurden bleich und ihre Augen hohl und stier von der schweren Arbeit.

Dann aber war das Werk vollendet. Sie standen vor dem bloßgelegten Kessel. Ihre Glieder zitterten und ihre Augen glänzten unheimlich vor Freude und wiederum auch in bangem Grausen vor einer furchtbaren Macht.

Während sie so standen und jede Hand noch zögerte, den Schatz zu bergen, erscholl plötzlich eine dumpfe Stimme. Die Schatzgräber durchfuhr ein eisiger Schauer. War es der Böse oder der Geist des Geizhalses, der bei seinem Golde wachte?

Und wieder erscholl, jetzt vernehmbarer, die Stimme: „Niemand soll den Schatz heben als nur die Zwillinge von Obernau!"

Da stürzten die Sucher, von unbezwingbarer Furcht gehetzt, in die Nacht hinaus und ruhten nicht eher, als bis sie daheim waren.

Lange blieben sie jenem unheimlichen Orte fern. Als sie endlich ihre Angst verwunden hatten und wieder hinaufstiegen, um den Schatz zu holen, da fanden sie nichts mehr als das leere Loch, — das Gold war verschwunden. — —

Die Leute aber, die später von den Suchern erfuhren, was sich dort oben zugetragen, nannten das Loch den „Goldborn".

Heute gibt der Goldborn köstliches, erfrischendes Wasser.

Die Kirche auf dem Marienberge*.

Noch bis vor wenigen Jahrzehnten fand der Wanderer, der über den Marienberg ging, zuweilen Blumen seltsamer Art, die sonst in weiter Runde nicht wuchsen. Der Landmann, der sein Feld umbaut, gräbt hin und wieder mit den blinkenden Pflugschaufeln halbzerbröckelte behauene Steine aus dem Boden. Sie sollen den Mauern einer Kirche eingefügt gewesen sein, die vor Zeiten hier gestanden hat. Und jene Blumen zierten den Friedhof und den Klostergarten.

---

* S. S. 263.

Bis an die fern herüberblauenden Berge kannten die Anwohner das Kirchlein auf dem Marienberge; denn es barg einen köstlichen Schatz. Wer ihn dorthin gebracht, wußte keiner. Aber das wußten alle, daß ein Siecher, der gläubig zu dem Schatz aufschaute, gesundete, und daß arme Seelen reichen Trost fanden.

Da geschah es gegen 1640 hin, daß die Bauern in hellen Scharen zum Marienberger Kirchlein wallfahrteten. Der Herbststurm hatte schon von den Bäumen die gelbroten Blätter heruntergezerrt, da er auf den kahlen Feldern nichts mehr zu fegen fand.

In diesem Sturm standen die Bauern mit ihren Weibern bis auf den Friedhof hinaus, weil die Menge im Innern der Kirche nicht Raum genug hatte. Der Wind zauste wild an den Rockschößen der Männer und an den Bändern der Frauen. Aber unentwegt harrten sie aus, und ihre halbgeöffneten Lippen murmelten ein Gebet nach dem andern. Auf all den scharf geprägten Gesichtern stand ein harter Wille, als ob sie ihrem Gott etwas abzwingen wollten.

Zuweilen riß Kinderjubel, der seitab aus den Häusern kam, eine Lücke in den Gebetsfaden. Dann folgte aber gewöhnlich der laute Ruf einer Frauenstimme:

„Bet', Kinder, bet'!
Morgen kommt der Schwed'! — — — —"

Das andere wurde von den lauter gemurmelten Gebeten verschlungen. — —

Seit vielen Jahren tobte der Krieg durch alle Teile Deutschlands. Manche abgelegenen Täler allerdings hatten weniger zu leiden gehabt unter Raub und Plünderung. Jedoch allmählich fanden gierige Soldatenaugen auch die fernsten Dörfchen — und nun drohte blutigrot die Gefahr auch dem Flecken Obersdorf und dem kostbaren Kirchlein auf dem Marienberge.

Über eine Woche schon flehte die Menge, teils inbrünstig, teils mit einer stillen Wut im Herzen, die den Feinden galt und auch den Heiligen, die nicht helfen wollten, um Abwendung der Kriegsgefahr.

Müde vom Stehen und Flehen sanken die Beter am Abend auf ihr Strohlager. Auch in dem mit der Kirche verbundenen Kloster ward es still. Und in der Klosterkapelle lag die ganze Nacht hindurch ein Bruder in heißem Bittgebet auf den steinernen Altarstufen, und ebenso in der Gnadenkirche.

Und trotz des unablässigen Betens kamen eines Abends in der Dämmerung, als die Leute schon auf ihrem Stroh lagen, die Feinde. Über den Marienberg her kamen sie mit lautem Hallo, daß die Schläfer erschreckt auffuhren. Vielen gelang es, in den Wäldern sich zu bergen; andere hatten unter den rauhen Horden viel zu leiden.

Plündernd und johlend zogen sie in Haufen durch die Straßen. Immer tiefer sank die Nacht herab und verdeckte das Elend. Da zuckte es grell auf in die Finsternis hinein, anfangs, als wenn es scheute, die Dunkelheit zu erschrecken. Dann aber sprühte es hoch empor und überwarf die nahen Bäume mit rotgoldenem Glanz. — Nun derselbe Feuertanz auch jenseits, hier — — — dort! Dann fand er den Weg auch zum Marienberg hinüber, und bald zuckten die Flammen aus dem Gestühl. Da fühlte mancher der Anwohner einen tiefen Schmerz seine Brust durchziehen —, zu spät hatte man an die Bergung des Schatzes gedacht. Nun sank er zu Asche zusammen. Und viele weinten in jener Nacht. — —

Jahre waren seitdem ins Land gegangen. Allenthalben war wieder Ruhe eingekehrt. Man sehnte sich in Obersdorf wieder nach einer Kirche. Und die Bauern begannen bald zu bauen; anfangs trugen sie Steine und Bauholz in den „Pfuhl". Aber ein Vogel gab ihnen die Weisung, auf dem Rödgen zu bauen.

Und so geschah es. Bald tönten die Kirchenglocken vom Rödgen her. Aber das heilige Kleinod strömte von dort her nicht mehr seinen Segen aus.

Das stumme Loch*.

Fürst Hyazinth, auch der böse Hyazinth genannt, hatte die Gewohnheit, mit Pferd und Wagen durch die Sieg spazieren

* S. S. 263.

zu fahren. Zumal wenn die Abendkühle hereinbrach, sah man den merkwürdigen Fürsten, wie er mit seinem Wagen bald langsam, bald schnell durch die Sieg kutschierte. Das sollte ihm zum Verhängnis werden, denn der Teufel war darauf aus, ihn seiner Freveltaten wegen zu verderben.

Eines Nachts war's, als die Wächter auf der Burg ein leuchtendes Etwas immer näher kommen sahen. Zuerst tauchte es als ein winziges, hellschimmerndes Pünktchen auf, als es noch weithin in der Leimbach hin und her tanzte. Unverwandt richteten die Wächter ihre Augen auf die sonderbare Erscheinung, die, je näher sie kam, mehr und mehr zu einer lichtsprühenden, blendenden Kugel anwuchs. Nun ging's zur Sieg hinab. Die Neugier hielt die beiden Wächter nicht länger mehr auf den Zinnen. In der Nähe des Gespenstes angelangt, sahen sie, daß es ein Wagen war, in dem ein lichterlohes Feuer brannte. Zwei rote Gäule zogen den Feuerwagen. Und auf dem Bocke saß eine grinsende Erscheinung. Ziegenbart, Schwanz und Pferdefüße waren das Auffallendste an ihr.

Nun hatte der Rosselenker die beiden Wächter, die, ob dieses Wunderdinges Nase und Mund aufrissen, erblickt. Er winkte ihnen zutraulich zu, näher zu kommen.

Da faßte der eine von ihnen sich ein Herz und fragte keck: „Was ist das für ein Gefährt? Und wohin wollt Ihr denn noch die Nacht?"

Da wurde ihm zur Antwort: „Ich bin der Teufel selbst. Noch ehe die Sonne wieder sinkt, habe ich Euren Herrn in meiner Gewalt."

Damit peitschte der Kutscher auf die Gäule ein, und in sausendem Galopp ging's dem Schlosse zu.

Plötzlich war alles verschwunden.

Kopfschüttelnd und gruselnd kehrten die Wächter ob des seltsamen Ereignisses heim. Sie erzählten am Morgen das Geschaute ihren Kameraden. Auch vor Hyazinth kam die merkwürdige Kunde. Er befahl, alsogleich die Pferde anzuschirren.

Leichenblaß gehorchte der Kutscher. Der Fürst gab Befehl, wie gewöhnlich in die Sieg zu fahren. Da überkam den Führer

eine nie gekannte, unheimliche und unbezwingbare Angst, und er beschwor den Fürsten, doch diesmal von der Fahrt dorthin abzusehen.

„Kanaille!" schrie da der Aufgebrachte, riß dem Kutscher Zügel und Peitsche aus den Händen und schlug wie wahnsinnig auf den Armen ein, daß er vom Wagen herunterstürzte.

Und nun sauste das Gefährt, vom Herrn selbst gesteuert, in die Sieg hinein. Das war eine Fahrt, die dem wilden Hyazinth gefiel!

Aber, o weh! Plötzlich versanken Rosse und Wagen in den Fluten. Das Wasser gab nichts wieder heraus. Des Teufels Faust hielt den bösen Fürsten fest umkrallt.

Diese Stelle der Sieg heißt noch heute das „stumme Loch".

Der Schatz für die Armen*.

Da, wo zwischen moosumwucherten Steinen inmitten riesiger Tannen die Siegquelle hervorsprudelt, ruht tief im Bergesinnern ein unermeßlicher Schatz. Fast vergessen liegt er da unten, treulich behütet von einem Gnomen. Keine Sage weiß die Namen derer zu melden, denen er zu eigen war, noch derer, die ihn in jenen Berg versenkten.

Aber es geht ein leises Klingen durch den Wald, gleich als summte eine verborgene Leier Lieder aus uralter Zeit. Vielleicht ist es der Quell, der also singt, vielleicht das Raunen des Windes, der durch die Wipfel der träumenden Tannen und nickenden Buchen weht. — — — —

In uralter Zeit, da stand hier oben ein Schloß von wundersamer Schönheit. Es war ernst wie die Tannen ringsum. Ernst auch war das Geschlecht, das in jenen Mauern hauste, und dabei edel und rein.

Manch zitternder Wanderer klopfte in eisiger Kälte an ihre Pforte; darbende Mütter und verzweifelte Bauersleute stiegen zu ihnen hinauf, um frohen Mutes nachher den Fuß wieder zu wenden; denn schier unerschöpflich schien ihr Reichtum, ebenso auch ihre Güte. — — —

* S. S. 265.

Da drangen in einer Sturmnacht tückische Feinde in die Burg ein, die es nach dem Schatz darinnen gelüstete. Verzweifelt kämpften der Burgherr und seine Mannen. Doch der Übermacht und List der Räuber mußten sie bald weichen. Nur der starke Turm bot ihnen noch Schutz. Dort lag auch der Schatz in sicherer Hut. Er wurde von eifrigen Händen tief im Burggewölbe vergraben. Dann flohen der Burgherr und seine Gemahlin mit den überlebenden Dienstmannen durch einen geheimen Gang in die Nacht hinaus.

Sie sind damals in die Fremde hinausgezogen. Nur ein Segenswunsch der Burgfrau blieb in den Mauern bei dem Schatze zurück. Im Scheiden sprach sie weinend:

„Du Burg meiner Väter, lebe wohl, und auch du, traute Heimat! Wehe, daß wir von euch scheiden müssen! Lebt ewig wohl! — Eins aber lassen wir zurück: Unser Gold und unser Edelgestein. Der Heimat Schoß möge sie vor Frevelhand bewahren! Und nur, wer reinen Herzens naht, soll den Schatz heben; er soll das erlösende Wort sprechen. Den Armen gehört unser Gold! Unser Zwerg wird es ihnen zeigen.“ —

So schieden die Beraubten. Niemand sah sie je wieder. — —

Die Feinde suchten in jener Nacht mit gierigen Händen nach dem Schatz. Vergebens! Zornig und müde hielten sie inne, als der andere Abend heraufdämmerte. Ingrimmig kehrten sie heim, und die Flammen der brennenden Burg zeigten ihnen den Weg. — —

Nach und nach stürzten die geschwärzten Trümmer zusammen, Schatz und einstige Herrlichkeit unter sich begrabend. Dann wucherten Moos und Blumen über jener Stätte; Bäume senkten ihre suchenden Wurzeln durch Mauergeröll ins Erdreich hinab, und so findet der Wanderer dort heute nichts mehr von dem, was einst war.

Treulich hat die heimische Erde den Segensspruch und die Bitte der Burgfrau erfüllt. Nie hat eine lüsterne Hand je den begrabenen Schatz gefunden.

Wohl kam einst ein Mann mit seinem Weibe an jenen Ort. Da gesellte sich zu ihnen ein Zwerg, den die Heimat zum Hüter

des Goldes bestellt hatte. Ihm heuchelten sie erbarmende Liebe, die sie getrieben habe, den Schatz der Armen zu heben.

Da fragte der Kleine barsch: „Wie heißt das rechte Wort?“

„Hülle und Fülle“, war ihre Antwort, und dabei glühte ihnen die Gier aus den Augen. Der Zwerg sah es; zornig stampfte er den Boden und rief:

„Lumpengesindel! Dem Teufel verkauft euch! Der stillet eure Gier!“

Dann verschwand er blitzschnell.

Lange noch suchten die Abgewiesenen zwischen den Steintrümmern nach dem Golde. Doch eines Morgens lagen sie beide starr am Boden, die gekrallten Hände noch im Moos. — —

Längst ist wieder neues Moos, sind andere Blumen darüber gewachsen. Mancher mag vielleicht noch heimlich dort gestanden haben. Jedoch hat nie einer das erlösende Wort gefunden.

Ob es je ein Mensch finden wird? — — —

Das Wilnsdorfer Schloß*.

Vor einigen Jahrzehnten kamen Leute — es waren Bergmänner — aus Eisern nach Wilnsdorf mit Hacke und Schaufel. Sie wollten einen alten Schatz heben, der inmitten des Dorfes zwischen verschüttetem Mauerwerk liegen sollte. Aber an den festen Quadern prallten Hammer und Hacke ab, und so zogen die Bergleute wieder heim, müde und enttäuscht.

Die Sage hatte ihnen goldenes Glück vorgegaukelt:

Im vierzehnten Jahrhundert erhob sich da, wo heute die evangelische Kirche ihren Turm zum Himmel reckt, ein mächtiges Ritterschloß. Hinter einem tiefen Graben und hausdicken Mauern trotzte das Geschlecht derer von Kolbe all seinen Feinden, die es um seiner großen Schätze willen beneideten.

War es aber ringsum ruhig, dann hallten Berg und Tal von Hifthorn und Jagdgeschrei wider. Mancher Hirsch, der am taufrischen Morgen noch stolz sein Geweih geschüttelt, brüllte am Abend der Sonne das letzte Lebewohl zu, und

* S. S. 263.

oft fanden sich im Schloßhof Sechzehnender und grimmige Eber beisammen kraftlos auf hartem Gestein, im Kampfe besiegt.

Und Nächte kamen, da die Fackeln der Diener und Knappen wie gequälte Geister unruhig durch die Gänge huschten, wenn im Rittersaale die Becher vom Gerstensaft und die Herzen der Zecher in launigem Frohmut überschäumten.

Und wieder sahen die Mauern auch unheimlich stille Nächte, wenn die Inwohner zu ferner Fehde ausgezogen waren oder der Feind am Graben lauerte. Dann aber war es den Mauern am wohlsten, und der mächtige Bergfried schien sich in Behagen noch zu dehnen.

In solchen Stunden klang nur der gedämpfte Schritt des Wächters durch die Stille oder auch das Flüstern zweier Mannen, die miteinander berieten. Knackte es draußen im Schilf, dann drang auch ein dumpfes Knurren aus dem Schloßhof herauf. Dort lauerte in einer tiefschattigen Ecke des Ritters mächtige Dogge, die ihren Herrn warnte. Sie war sein treuer Begleiter und Hüter. Eine goldene Kette lag um ihren Hals; sie verdeckte eine breite schartige Wunde, die dem Tier einst ein Eber mit seinen Hauern gerissen hatte, als es seinen Herrn vor dessen Wut beschützte.

Die Mauern sahen Jahrzehnte vorübereilen. Müde und lebenssatt sank mancher Ritter ins Grab. Nur die Dogge alterte nicht. Nach wie vor bebten ihre Lefzen, wenn sie Kampf witterte. Und sie soll heute noch leben, verborgen zwischen jenen schweren Mauern, als Hüterin der Schätze da drinnen. — —

Es kam doch einmal ein Tag, an dem die Feinde die Leitern gegen die Wallmauern lehnten. Viele zwar sanken röchelnd zurück in das geknickte Schilf. Die übrigen aber jauchzten bald auf den breiten Zinnen den Sieg ins Land.

Mit düsterem Antlitz starrte der Burgherr von dem Bergfried aus auf die Stürmer. Plötzlich erscholl ein unheimliches Knurren von der Burgmauer herauf. Dort sprang mit fletschenden Zähnen die Dogge auf die Feinde zu. Die standen vor Entsetzen starr. Sie packte den ersten und zerrte ihn zum Rand, bis er hinabstürzte. So auch den zweiten, dritten. . . .

Da flohen die andern Feinde. Nur der Führer drängte mit hochgeschwungenem Schwerte auf sie ein. Ein grausiger Kampf nun, dem Freund und Feind schweigend zusahen: Hier die knurrende Dogge mit gestrafftem Halse und fletschenden Zähnen; — dort eine Reckengestalt, die furchtlos dem wilden Tiere in die Augen blickte.

Ein Schwertblitz zuckte; — ein heulender Aufschrei nun, — und dem Rücken des Hundes entquoll ein Blutstrom. Doch jetzt schnellte das Tier auf und in rasender Wut warf es sich gegen den Feind. Einen Augenblick wankte die breite Gestalt; das Schwert klirrte zu Boden; mit den Fingern krampfte der Kämpe sich in des Hundes zottiges Fell. Dann sauste sie aufröchelnd in die Tiefe.

Da wandte das Tier sich langsam ab. Bald darauf sahen es die Feinde zum letztenmal im Burghof. Dann blieb es verschwunden.

In der Nacht loderten die Flammen aus den Mauern zum Himmel.

So endete das wackere Geschlecht derer von Kolbe.

Die Feinde kehrten den öden Steintrümmern den Rücken; aber von rotem Golde hatten sie nichts gefunden. Das ruhte tief unten in den Kellergewölben, von der mächtigen Dogge treu bewacht.

Allmählich haben Wetter und Wind die letzten Trümmer der stattlichen Burg verwischt. Nur das unterirdische Gemäuer steht noch fest ineinandergefügt, von Erde und Gras bedeckt. Es schließt wie starke Fäuste den alten Ritterschatz ein. Auch ein aus purem Golde getriebenes Spinnrad, viele Tonnen kostbaren Weines, sowie einen stets wachsamen, nie schlafenden Hahn geben die Riesenmauern nie wieder heraus. Zuweilen, in stillen Sommernächten, hört man aus der Tiefe ein leises, dumpfes Knurren; — denn noch wacht der Hüter des verschütteten Goldes. —

Und an jene herrliche Ritterzeit und an den letzten Kampf derer von Kolbe erinnert auch ein Schwert, das man vor noch nicht allzulanger Zeit, als man den Weg vor der Kirche pflasterte, aus dem Erdreich hervorscharrte.

Von dem Heinzelmännchen auf der Grube Hoffnung*.

Zwischen Wilnsdorf und Wilgersdorf liegt die Grube „Neue Hoffnung". Vor Zeiten barg sie reiche Schätze von Eisenerzen. Mancher Bergmann ist hier wohlhabend geworden, bis eines Tages die Grube einfiel, — ganz plötzlich — und all die Erzsucher in sich begrub.

Es geht die Sage von einem Heinzelmännchen, welches die Grube verschüttet haben soll. Allmorgentlich begleitete es einen Bergmann zu seiner Arbeit. Der war arm, und seine Familie verkam im Elend. Da war eines Tages das Heinzelmännchen gekommen und hatte die Not gesehen. Und weil es ein rechtschaffener Mann war, so sagte es zu ihm: „Ich will dir aus deiner Not helfen."

Von nun an stieg es jeden Tag mit ihm in die Grube. Wenn der Bergmann e i n e n Korb voll Erz losgehackt hatte, so brachte das Heinzelmännchen schon d r e i auf die Erde. Und nicht lange dauerte es, so war aus der kleinen Bergmannshütte alles Elend geschwunden, aus jedem Fenster blinkte der Wohlstand heraus.

Sonntags saß der Mann bei seinen Kumpanen im Wirtshaus, und seine Augen leuchteten in heller Freude.

Doch allmählich vergaß der Glückliche, wodurch er reich geworden war. Manchmal, wenn er sah, wie dem kleinen Männlein die Schweißtropfen in den langen, zausigen Bart perlten, hätte er hell auflachen mögen. Doch er hütete sich wohlweislich.

Eines Tages stand er wieder vor seinem Erzfelsen und hämmerte. Dabei begann er in seiner frohen Laune ein Lied durch die Zähne zu pfeifen. Plötzlich jedoch fuhr er zusammen; denn das Männlein war auf ihn zugesprungen und riß ihn heftig an seinem Wams.

„Hör', Geselle," rief es, „Pfeifen und Singen mag ich nicht, da tut mir das Herz im Leibe weh! Hüte dich drum!"

Der Mann sah es darob erstaunt an; doch schwieg er, als er die funkelnden Augen des Kleinen bemerkte. —

---

* S. S 263.

Am nächsten Sonntag, als es schon auf Mitternacht zuging, erzählte der Bergmann in Zecherlaune den wenigen Kumpanen, die mit ihm bis jetzt ausgehalten hatten, von jenem Vorgang. Die lachten. Doch einer meinte: „Das ist der leibhaftige Gottseibeiuns; der kann auch kein Singen ausstehen."

Da rief einer der Zecher aus seiner Ecke: „Dann müßtest du es nochmal mit dem Pfeifen versuchen! Möchte doch sehen, was der Satan anfängt."

Gröhlend stimmten die übrigen bei, und jener, um nicht ausgelacht zu werden, versprach's. —

Andern Tages sausten wie immer die Hämmer auf das klingende Gestein. Und wieder perlten dem Kleinen die Schweißtropfen in den wirren Bart.

Und dann begann sein Kumpan zu pfeifen, erst ganz sacht, — wie Scheu klang es hindurch. Heimlich blickte er dabei nach dem andern. Der hatte mit Arbeiten aufgehört und stand, an allen Gliedern zitternd, aufrecht gegen die Wand.

Da packte den Bergmann der wilde Übermut; er pfiff nun so hell, daß es aus dem dunklen Gange tausendfältig widerhallte.

Und dann geschah ein Poltern. — — — — Nun war Ruhe: der Kleine hatte den Höhnenden mit seinen harten Fäusten gegen die Felswand geschleudert.

Danach keuchte er: „Weil du mich gehöhnt hast, so will ich dich mit all deinen Genossen verderben! Begraben sollt ihr sein bei euren Erzen!"

Und während der andere sich angstvoll aus seiner Ecke aufrichtete, stampfte das Männlein mit dem Fuße wild auf den Boden. Da ertönte ein donnerndes Gepolter, — droben erzitterten die Bäume —, und in jenem Augenblick sanken Erz und Gestein wirr in sich zusammen.

Darein klang furchtbares Gestöhn; dann wurde es still. Nun noch ein gellendes Lachen, und das kleine Männlein huschte durch Gras und Waldgestrüpp davon. —

Und dann begann im Dorf ein großes Trauern. —

Der wilde Jäger zu Schüllar.

Es war einmal ein gar böser Graf, der fürchtete sich auch gar nicht vor dem lieben Gott; denn er ging fast jeden Sonntag auf die Jagd. So kam er denn auch gar nicht mehr in die Kirche, und bald ward die ganze Woche, Sonntag und Werktag, gejagt, und je mehr er jagte, je größere Lust hatte er daran. Da ritt er denn den Leuten durch Korn, Gerste und Hafer, und wenn sie dann kamen und sich beschwerten, daß er ihnen ihr Getreide zertreten, dann schlug er sie gar mit der Hundepeitsche, daß sie laut heulend davonliefen. Dann setzte er sich wieder auf sein Pferd, die Jäger und Hunde hinter ihm her, durch Wald und Feld, durch Gerste und Korn, durch Hafer und Wiese, durch Berg und Tal, immer gejagt und immer gejagt. Die Hirsche, die Rehe, die er sah, die mußte er auch haben, eher hatte er keine Ruhe.

Nun war's einmal am Sonntag, da waren die Leute alle in der Kirche. Der böse Graf aber war wieder auf der Jagd mit allen seinen Hunden und Jägern. Da sah er einen prächtigen Hirsch, und sogleich ging's hinter ihm her; allein so sehr sie sich auch mühten, sie konnten nicht an ihn kommen, bis endlich der schöne Hirsch stehen blieb und der Graf zwischen seinem Geweih ein schönes, goldenes Kreuz erblickte. Der Hirsch war nämlich Christus, der jetzt dem Grafen sagte: „Nun sollst du jagen bis an den jüngsten Tag!" So ist's denn auch geschehen, und jener Graf ist der wilde Jäger.

Auf dem Rothaar waren einmal Knaben nachts bei den Schweinen, und der eine, der ein munterer Junge war, stellte sich auf einen hohen Baumstumpf und rief: „Hoho!", daß es weithin durchs Gebirge schallte. Da wurde ihm von einem andern Berge herüber geantwortet; er wiederholte seinen Ruf und erhielt wieder Antwort, die bald näher und näher erscholl; zuletzt aber entstand über ihnen ein solches Getöse, Pfeifen, Lärmen und Hundegebell, daß sie erschreckt eine nahe Köhlerhütte aufsuchten.

Einst fuhr ein Kohlenfuhrmann mit seiner Karre um Mitternacht ins Hochgebirge, um daselbst Kohlen zu laden.

Als er über Schüllar bis zum Sehlbach gelangte, kam vom Gebirge herüber der wilde Jäger, und der Fuhrmann beantwortete sein Rufen. Da warf er ihm ein altes Pferd auf seine Karre herunter und rief: „Du hast mir helfen jagen, so hilf mir nun auch nagen!"

Ein Mädchen von Schüllar trug einst seinem Vater das Essen ins Waldgebirge, wo er ein Gefälle mit Hafer besät hatte. Da begegnete ihm der wilde Jäger am hellen Tage; er trug einen zerlappten braunen Rock und ebensolche Hosen und Mütze; drei kleine braune Hunde aber liefen vor ihm her.

Quellen:

Bechstein, Ludw., Deutsches Sagenbuch. Leipzig 1853.

Blätter zur näheren Kunde Westfalens. Herausgegeben v. J. S. Seibertz, Meschede 1861—1883.

Daniel, A., Sagen und Geschichten von der mittleren Lenne. I., II. Schwerte und Lüdenscheid 1882.

Fick, Wilhelm, Die schönsten Sagen aus Rheinland und Westfalen. Charlottenburg 1902.

Fix, Wilhelm, Bilder aus der Heimatkunde von Westfalen. Leipzig 1892, C. F. Amelungs Verlag.

Gräße, J. G. Th., Sagenbuch des preußischen Staates, 2 Bde. Glogau 1868.

Grimm, Brüder, Deutsche Sagen, 2 Bde., 2. Auflage. Berlin 1865.

Hartmann, Hermann, und Weddigen, Otto, Der Sagenschatz Westfalens. Minden 1884, J. C. C. Bruns.

Henniger, K., und von Harten, J., Niedersachsens Sagenborn. 2. Auflage. Hildesheim und Leipzig o. J., August Lax.

Klee, Gotth., Sieben Bücher deutscher Volkssagen, 2. Auflage. Gütersloh 1906, C. Bertelsmann.

Kuhn, A., Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipzig 1859.

Kuhn, A., und Schwartz, W., Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848.

Lemberg, H., Kappenberg in Vergangenheit und Gegenwart. Dortmund 1899.

Lorenzen, Ernst, Hagen, Ein Haus- und Heimatbuch. Hagen 1922.

Montanus, Die Vorzeit der Länder Cleve-Mark usw., Elberfeld 1870.

Natorp, Dr. G., Ruhr und Lenne. Iserlohn 1880.

Prümer, Karl, Unsere westfäl. Heimat und ihre Nachbargebiete. Leipzig o. J.

Sagen aus Westfalen. Herausgegeben von einem Ausschuß des Vereins für rhein. und westfäl. Volkskunde. Gütersloh 1909, C. Bertelsmann.

Schrey, Gerhard, Siegerländer Sagen. Siegen und Leipzig 1912, Hermann Montanus.

Schücking, Levin, und Freiligrath, Ferdinand, Das malerische und romantische Westfalen. Neu bearbeitet von Levin Ludwig Schücking. Paderborn 1898, Ferdinand Schöningh.

Stahl, F., Westfälische Sagen und Geschichten, 2 Bde. Elberfeld 1831.

Vincke, Gisbert, Freiherr von, Sagen und Bilder aus Westfalen. Berlin 1884, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Winkelmann, August, Sünte Rendel oder St. Reinheldis. Münster 1912, Regensbergsche Buchdruckerei.

Woeste, Friedrich, Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark. Iserlohn 1880.

Wrasmann, Adolf, Die Sagen der Heimat. Osnabrück 1908, G. Pillmeyers Buchhandlung.

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde, herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens.



Von Wilhelm Uhlmann-Bixterheide sind im Verlage von **Fr. Wilh. Ruhfus in Dortmund** erschienen:

Aus Frühe und Mittag, Verse. Drittes Tausend. 104 Seiten. In Geschenkband gebunden und Vorzugsausgabe.

Universitätsprofessor Dr. Levin Ludwig Schücking-Breslau: „... In den Gedichten habe ich mit der ganzen Freude gelesen, die einem keiner nachfühlen kann, der nicht selber Verse macht. Ich trinke das wie alten Burgunder. Es sind ganz wunderschöne Sachen dabei ...!“

Kölnische Zeitung, Literatur- und Unterhaltungsblatt: „... ein bekannter Dichter feinfühliger Stimmungslyrik ...“ D. H. Sarnetzki.

Dr. Michael Georg Conrad: „... die Dichtungen von Uhlmann-Bixterheide sind echt und schön. Sie sind nach keinem Rezept gemacht und für keinen Modebeifall berechnet. Ursprünglich und frisch sind sie, voll Geist und Anmut und reiner Empfindung.“

Westfalens Erzähler und Dichter, des westfälischen Dichterbuches hochdeutscher Teil. 600 Seiten Großoktav in Künstlerband und in Ganzleinenband.

Der Hellweg, westdeutsche Wochenschrift für deutsche Kunst:

Dieses stattliche Werk bildet das hochdeutsche Gegenstück zu des Verfassers Buch, „Das Plattdeutsche Westfalen“. Gleichzeitig gibt es Uhlmanns verdienstvollen jahrzehntelangen Arbeiten, die er aus Liebe zur heimatlichen Scholle unternommen hat, einen gewissen Abschluß. Das Buch ist nach den westfälischen Landschaften gegliedert, wie ja auch das Gegenstück. Damit wird erreicht, daß diejenigen, die im Lande zwischen Rhein und Weser etwas Besonderes zu sagen haben, im Rahmen der engsten Heimat in ihrer ganzen Eigenart hervortreten. Es sind vertreten Erzähler und Dichter des Münsterlandes, des Osninger-, Weser- und Paderbornerlandes, des sauerländischen Berglandes und der alten Grafschaft Mark. Zum Schluß läßt Uhlmann die Erzähler und Dichter aus ihrem Leben berichten. Durch diesen Anhang wird das Werk zu einer westfälischen Literaturgeschichte der neueren Zeit, die den Lernenden ein bequemer Führer und den anregende und gute Unterhaltung Suchenden am Herde eine Quelle köstlichen Genusses werden kann.

Oberstudiendirektor Dr. Beisenherz.

Das plattdeutsche Westfalen, ein Buch mundartlicher Heimatdichtung. 355 Seiten. In Künstlerband und in Ganzleinenband.

Kölnische Volkszeitung: „... Ein Buch, wie es in gleicher Art und Güte noch keine Provinz Deutschlands aufzuweisen hat ...“ Studienrat Dr. W. Schulte-Ahlen.

De Eekbom: „En smucke Anthologie, de mit Smak un Fliet tosammenstelld is ... Dat Book is to löwen ...“ Hermann Boßdorf.

Das sauerländische Bergland, ein Buch der Scholle. 4.—9. Tausend. Mit 6 Kunstbeilagen nach Gemälden von E. Armacher, dem Kappenberger Meister, Heinrich Deiters, Prof. Adolf Schönnenbeck, Max Schulze-Sölde und Frida Teubler. Zeichnungen von Ernst Fritz. 456 Seiten. In Künstlerband und in Ganzleinenband.

Rhein.-Westfäl. Zeitung: „... Wertvolles altes literarisches Gut ist mit manchem Neuen zu einem stets volkstümlichen Ganzen zusammengewebt ...“ Privatdozent Dr. Karl d'Ester.

Universitätsprofessor Dr. Hubert Grimme-Münster: „... Mit rechter Wanderlust habe ich „Das sauerländische Bergland“ durchgelesen, begierig jeden Augenblick in diese schöne Natur hinauszuspringen, und stolz, vom Blute der sauerländischen Volksgenossen in mir zu haben. ...“

Männer und Helden der Roten Erde. Ein Buch von westfälischer Art. Mit 17 Bildnissen nach Zeichnungen von Frida Teubler. VIII, 327 Seiten in Großoktav in Künstlerband und in Ganzleinenband.

Dortmunder Zeitung: Ein Werk dieser Art, eine Kultur- und Wirtschaftsgeschichte Westfalens in biographischen Einzelbildern, hat uns bisher gefehlt. Und wer war berufener, diese Lücke zu füllen, als Uhlmann-Bixterheide, einer der besten Kenner westfälischen Geisteslebens, dessen Veröffentlichungen sich eines wachsenden Beifalls erfreuen?

— — — — — — — — — — — — — — —

Und nun, ihr Männer und Helden der Roten Erde, viel Glück auf den Weg! Möget ihr der Jugend leicht begeistertes Herz, für die das Buch eine Fundgrube des Wissens und ein Quell der Willensertüchtigung ist, in Flammen setzen, möget ihr in weiten Kreisen den Sinn für Heimat und Stammeseigentümlichkeiten pflegen und mehren, möget ihr insbesondere denen, welche die Sorge und Gram um unser armes Volk, die Herzen erschlafft, Trost und Herzensstärkung sein! Denn ein Volk, das solche Männer hervorgebracht hat, steckt voll unverwüstlicher Lebenskraft, einem solchen Volke werden auch wieder Führer und Helden entstehen, die mit Selbstlosigkeit und Lauterkeit der Gesinnung Weitblick und Tatkraft verbinden, um ihr Land vom Niedergange zum Aufstieg emporzureißen.

Studienrat Dr. J. Risse.

Soeben erscheint im gleichen Verlage ferner:

Die deutsche Balladenchronik.

Ein Balladenbuch von deutscher Geschichte und deutscher Art.
XII, 432 Seiten Großoktav in Künstlerband und in Ganzleinenband.

Deutsche Abenteurer.

Aus dem Leben deutscher Abenteurer, Weltfahrer und Helden.

Fesselnde Ereignisse und abenteuerliche Vorgänge aus dem Leben eigenartiger deutscher Männer, von dem westfälischen Sommerkönig von Korsika, über Trencks Ende in den Pariser Schreckenstagen, bis zum Magdeburger Schiffsjungen und späteren Türkenmarschall Mehemed Ali Pascha und manche andere, sind hier festgehalten. Ein Buch voll deutschen Willens und deutscher Tatkraft.

In Vorbereitung sind:

Deutsche Schicksale.

Aus dem Leben und Ringen abenteuernder deutscher Menschen.

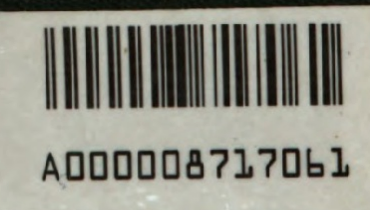
Deutsche Afrikaner.

Aus dem Leben deutscher Forscher, Weltfahrer und Kolonisatoren.


A000008717061






A000008717061